438.6
L96l

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
438.6
L96l

CENTRAL CIRCULATION AND BOOKSTACKS

The person borrowing this material is responsible for its renewal or return before the **Latest Date** stamped below. **You may be charged a minimum fee of $75.00 for each non-returned or lost item.**

Theft, mutilation, or defacement of library materials can be causes for student disciplinary action. All materials owned by the University of Illinois Library are the property of the State of Illinois and are protected by Article 16B of *Illinois Criminal Law and Procedure.*

TO RENEW, CALL (217) 333-8400.
University of Illinois Library at Urbana-Champaign

FEB 17 2004

When renewing by phone, write new due date below previous due date. L162

Lesebuch

für

Bürgerschulen.

Herausgegeben

von

August Lüben,
Seminardirector in Bremen,

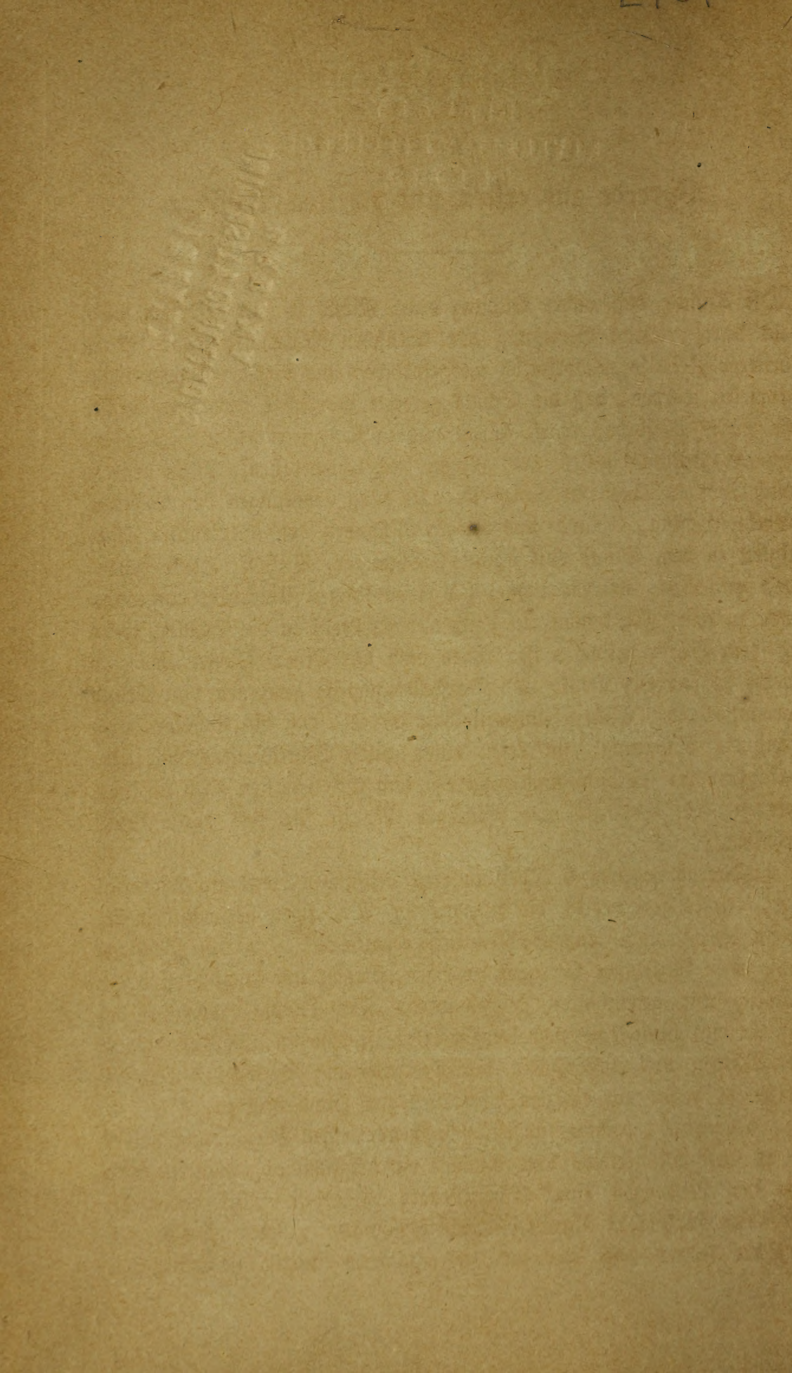
und

Carl Nacke,
weiland Lehrer der I. Bürgerschule in Merseburg.

Sechster Theil.

Neunte, verbesserte Auflage.

Leipzig.
Friedrich Brandstetter.
1868.



438.6
L96l

Vorrede zur ersten und zweiten Auflage.

Die Ansicht, daß wahre Bildung durch Nichts so sehr gefördert wird, als durch richtige Benutzung der klassischen Nationalliteratur, ist in neuerer Zeit so nachdrücklich ausgesprochen und so überzeugend nachgewiesen worden, daß die Schule gerechte Vorwürfe verdiente, wollte sie dieses treffliche, durch keinen andern Unterrichtsgegenstand zu ersetzende Bildungsmittel noch länger unbeachtet lassen. Man braucht auch in der That nur einige Monate lang Dichtungen von Schiller, Göthe, Lessing, Uhland und andern Männern von anerkannter Tüchtigkeit in dem Sinne von Kellner, Götzinger, Viehoff, Hiecke behandelt zu haben, um für immer für einen solchen Unterricht eingenommen zu sein. Es kommt ein ganz anderer Geist in die Schüler, wenn es dem Lehrer gelungen ist, ihnen auch nur Einen Dichter lieb und werth zu machen; Denk- und Darstellungsweise gewinnen von Stund an auffallend. Eben so unzweifelhaft ist es, daß die Schüler durch geeignete Anleitung zum Lesen eines guten Schriftstellers am nachhaltigsten zur Selbstbildung angereizt, und am sichersten dazu befähigt werden, in ihr also eine schätzbare Mitgift für das ganze Leben erhalten.

Der vorliegende 6. Theil unseres Lesebuches bietet ein Material dar, welches geeignet ist, die angedeuteten Wirkungen hervorzubringen, wenn es mit Liebe und Sachkenntniß verarbeitet, d. h. den Schülern nach jeder Beziehung hin ganz zu eigen gemacht und nicht bloß oberflächlich und gedankenlos gelesen wird. Das Meiste davon hat sich uns bereits beim Unterricht bewährt und ist ohnehin längst von Sachverständigen als mustergültig bezeichnet worden; Lehrer und Schüler dürfen es daher mit einigem Vertrauen zur Hand nehmen.

Der oben gedachten, so sehr wünschenswerthen Fortbildung halber ist es von Wichtigkeit, dem Schüler ein möglichst abgerundetes Bild von den Leistungen eines Schriftstellers zu geben. Wir haben bei der Auswahl hierauf überall Rücksicht genommen, rechnen aber darauf, daß der Lehrer noch hier und da ergänzend eintritt, und namentlich

209137

die in den früheren Theilen enthaltenen Stücke heranzieht, in das Gedächtniß zurückruft und wo möglich von einem etwas höheren Gesichtspunkte aus noch einmal durchgeht. Es ist zu diesem Zwecke empfehlenswerth, in einem besondern Heftchen unter dem Namen eines Schriftstellers Alles nach den Ueberschriften und Anfängen zusammenzustellen, was die Schüler von ihm kennen. Mit Rücksicht auf die so nöthige Wiederholung und um den Schülern zugleich eine Uebersicht von den vorzüglicheren deutschen Schriftstellern zu gewähren, haben wir an entsprechenden Stellen noch die Namen derjenigen mit aufgenommen, die schon in den früheren Bänden ausreichende Berücksichtigung gefunden hatten.

Haben die Schüler einen Schriftsteller lieb gewonnen, so macht es ihnen Freude, seine Lebensverhältnisse näher kennen zu lernen, besonders solche, die das Verständniß seiner Produktionen erleichtern und vom rechten Gesichtspunkte aus betrachten lehren. Der Lehrer unterlasse daher nicht, das Literaturbild durch Mittheilung kurzer, recht faßlicher Biographien zu vervollständigen. Das erforderliche Material hierzu enthält der von uns zu diesem Lesebuche herausgegebene Commentar (Leipzig, Brandstetter)*).

A. Lüben.

Vorrede zur vierten Auflage.

Diese Auflage ist durch sieben Gedichte, meistens Kirchenlieder, und kurze biographische Angaben aller im ganzen Lesebuche vertretenen Dichter und bedeutenden Prosaiker vermehrt worden. Ersteres geschah, um eine rechte Würdigung des Kirchenliedes möglich zu machen; Letzteres, um dem Schüler das Auffassen der vom Lehrer vorgetragenen Biographien zu erleichtern. So dürfte dieser Theil seinem Doppelzwecke, Lesebuch und Grundlage für den literaturhistorischen Unterricht zu sein, noch mehr entsprechen als bisher.

A. Lüben.

---

*) Ist in dritter Auflage unter dem Titel: „Einführung in die deutsche Literatur" erschienen. 3 Theile.

Inhalts-Verzeichniß.

Das Nibelungenlied.

Zwischen 1190 und 1210 zusammengestellt aus älteren Dichtungen.

1. Sechszehntes Abenteuer.

Wie Siegfried erschlagen ward.

Urtext der ersten Strophe:

Gunthêr unde Hagene, die recken vil balt,
Lobeten mit untriuwen ein pirsen in den walt;
Mit ir scharpfen gêren si wolden jagen swîn,
Bern unde wisende; waz mohte küeners gesîn?

1. Gunther und Hagen, die Recken wohlgethan,
Beriethen mit Untreuen ein Birschen in den Tann.
Mit ihren scharfen Spießen wollten sie jagen gehn
Bären, Schwein' und Büffel; was konnte Kühn'res geschehn?
2. Da ritt auch mit ihnen Siegfried mit stolzem Sinn.
Man bracht' ihnen Speise mancherlei dahin.
An einem kalten Brunnen verlor er bald den Leib;
Brunhild hat es gerathen, Gunther des Königes Weib.
3. Da ging der kühne Degen, wo er Kriemhilden fand.
Schon war aufgesäumet das edle Birschgewand
Für ihn und die Gesellen; sie wollten über Rhein.
Da konnte Kriemhilden nicht übler zu Muthe sein.
4. Seine liebe Traute küßt er an den Mund:
„Gott lasse mich dich, Fraue, noch wiedersehn gesund,
Und mich auch deine Augen; mit holden Freunden dein
Verkürze dir die Stunden; ich kann nun nicht bei dir sein."
5. Da gedachte sie der Märe, sie durft' es ihm nicht sagen,
Die sie Hagen sagte. Da begann zu klagen
Die edle Königstochter, daß sie das Leben gewann:
Wie da manche Thräne dem wunderschönen Weib entrann.
6. Sie sprach zu dem Recken: „Laßt euer Jagen sein!
Mir träumte heut' von Leide, wie euch zwei wilde Schwein'
Auf der Heide jagten; da wurden Blumen roth.
Daß ich so bitter weine, das thut mir sicherlich Noth.
7. „Ich fürchte sehr und bange vor Etlicher Verrath.
Hier sind gewißlich welche, die man erzürnet hat;
Die könnten uns verfolgen mit feindlichem Haß.
Bleibt hier, mein lieber Herre, mit Treue rath' ich euch das."
8. „Meine liebe Traute, ich kehr' in kurzer Zeit;
Ich weiß nicht, daß hier Jemand mir Haß trüg' oder Neid.
Alle deine Freunde sind insgemein mir hold;
Auch verdient' ich von den Degen wohl nimmer anderlei Sold."

9. „Nicht doch, lieber Siegfried, wohl fürcht' ich deinen Fall.
Mir träumte heut von Leide, wie über dir zu Thal
Fielen zwei Berge, daß ich dich nie mehr sah;
Und willst du von mir scheiden, das geht mir inniglich nah."
10. Er umfing mit Armen das tugendreiche Weib,
Mit holdem Kusse herzt' er ihren schönen Leib.
Dann nahm er Urlaub und schied in kurzer Stund;
Sie ersah ihn leider darnach nicht wieder gesund.
11. Da ritten sie von dannen in einen tiefen Tann.
Der Kurzweil willen folgte manch' kühner Rittersmann
Gunthern dem Könige und Siegfrieden nach.
Geiselher der Ruhe daheim mit Gernoten pflag.
12. Manch Saumroß zog beladen vor ihnen überrhein,
Das den Jagdgesellen das Brot trug und den Wein,
Das Fleisch mit den Fischen und Speisen mancher Art,
Wie sie ein reicher König wohl haben mag auf der Fahrt.
13. Da ließ man herbergen bei dem Walde grün
Vor des Wildes Wechseln die stolzen Jäger kühn,
Als sie da jagen wollten auf breitem Angergrund.
Da war auch Siegfried kommen; das ward dem Könige kund.
14. Von den Jagdgesellen ward umhergestellt
Die Wart an allen Enden. Da sprach der kühne Held,
Siegfried der starke: „Wer soll uns in den Tann
Nach dem Wilde weisen? ihr Degen kühn und wohlgethan."
15. „Wollen wir uns scheiden," hub da Hagen an,
„Ehe wir beginnen zu jagen hier im Tann?
So mögen wir erkennen, ich und die Herren mein,
Wer die besten Jäger bei dieser Waldreise sei'n.
16. „Die Leute und die Hunde, wir theilen uns darein;
Dann fährt, wohin ihn lüstet, Jeglicher allein,
Und wer das Beste jagte, dem sagen wir den Dank."
Da weilten die Jäger bei einander nicht mehr lang.
17. Da sprach der Herre Siegfried: „Der Hunde hab' ich Rath,
Ich will nur einen Bracken, der so genossen hat,
Daß er des Wildes Fährte spüre durch den Tann;
Wir kommen wohl zum Jagen!" so sprach der Kriemhilde Mann.
18. Da nahm ein alter Jäger einen Spürhund
Und brachte den Herren in einer kurzen Stund',
Wo sie viel Wildes fanden; was da vertrieben ward,
Das erjagten die Gesellen, wie heut noch guter Jäger Art.
19. Was da der Bracke scheuchte, das schlug mit seiner Hand
Siegfried der kühne, der Held von Niederland.
Sein Roß lief so geschwinde, daß ihm nicht viel entrann;
Das Lob er bei dem Jagen vor ihnen Allen gewann.

20. Er war in allen Dingen mannhaft genug.
Das Erste von den Thieren, die er zu Tode schlug,
Das war ein starkes Halbschwein, wohl mit eigner Hand;
Nicht lang darauf der Degen einen ungefügen Leuen fand.
21. Als den der Bracke scheuchte, schoß er ihn mit dem Bogen
Und dem scharfen Pfeile, den er darauf gezogen;
Der Leu lief nach dem Schusse kaum dreier Sprünge lang.
Seine Jagdgesellen, die sagten Siegfrieden Dank.
22. Darnach schlug er wieder einen Büffel und einen Elk,
Vier starke Auer nieder und einen grimmen Schelk.
So schnell trug ihn die Mähre, daß ihm nichts entsprang;
Hinden und Hirsche wurden viele sein Fang.
23. Einen großen Eber trieb der Spürhund auf.
Als der flüchtig wurde, da kam in schnellem Lauf
Derselbe Jagdmeister und nahm ihn wohl auf's Korn;
Anlief den kühnen Degen der Eber in großem Zorn.
24. Da schlug ihn mit dem Schwerte der Kriemhilde Mann;
Das hätt' ein andrer Jäger nicht so leicht gethan.
Als er ihn gefället, fing man den Spürhund.
Da ward sein reiches Jagen den Burgonden alle kund.
25. Da sprachen seine Jäger: „Kann es füglich sein,
So laßt uns, Herr Siegfried, des Wild's ein Theil gedeihn:
Ihr wollt uns heute leeren den Berg und auch den Tann."
Darob begann zu lächeln der Degen kühn und wohlgethan.
26. Da vernahm man allenthalben Lärmen und Getos.
Von Leuten und von Hunden ward der Schall so groß,
Man hörte wiederhallen den Berg und auch den Tann.
Vierundzwanzig Hunde hatten die Jäger losgethan.
27. Da wurde viel des Wildes vom grimmen Tod ereilt.
Sie wähnten es zu fügen, daß ihnen zugetheilt
Der Preis des Jagens würde; das konnte nicht geschehn,
Als bei der Feuerstätte der starke Siegfried ward gesehn.
28. Die Jagd war zu Ende, und doch nicht ganz und gar.
Die zu der Herberg' wollten, brachten mit sich dar
Häute mancher Thiere, dazu des Wild's genug.
Hei! was man zur Küche vor das Ingesinde trug!
29. Da ließ der König künden den Jägern wohlgeborn,
Daß er zum Imbiß wolle; da wurde laut in's Horn
Einmal gestoßen; also ward bekannt,
Daß man den edeln Fürsten bei den Herbergen fand.
30. Da sprach ein Jäger Siegfrieds: „Herr, ich hab' vernommen
An eines Hornes Schalle, daß wir nun sollen kommen
Zu den Herbergen: erwiedr' ich's, das behagt."
Da ward nach den Gesellen mit Blasen lange gefragt.

31. Da sprach der König Siegfried: „Nun räumen wir den Wald.“
Sein Roß trug ihn eben, die Andern folgten bald.
Sie verscheuchten mit dem Schalle ein Waldthier fürchterlich,
Einen wilden Bären; da sprach der Degen hinter sich:

32. „Ich schaff' uns Jagdgesellen eine Kurzweil.
Da seh' ich einen Bären: den Bracken löst vom Seil.
Zu den Herbergen soll mit uns der Bär;
Er kann uns nicht entrinnen, und flöh' er auch noch so sehr.“

33. Da lösten sie den Bracken, gleich sprang der Bär hindann.
Da wollt' ihn erreiten der Kriemhilde Mann;
Er fiel in ein Geklüfte, da konnt' er ihm nicht bei;
Das starke Thier wähnte von den Jägern sich schon frei.

34. Da sprang von seinem Rosse der stolze Ritter gut
Und begann ihm nachzulaufen. Das Thier war ohne Hut;
Es konnt' ihm nicht entrinnen, er fing es allzuhand;
Ohn' es zu verwunden, der Degen eilig es band.

35. Kratzen oder beißen konnt' es nicht den Mann.
Er band es auf den Sattel; auf saß der Schnelle dann;
Er bracht' es zu dem Herde in seinem hohen Muth
Zu einer Kurzweile, der Degen edel und gut.

36. Er ritt zur Herberge in welcher Herrlichkeit!
Sein Spieß war ungefüge, stark dazu und breit;
Eine schmucke Waffe hing ihm herab bis auf den Sporn;
Von rothem Golde führte der Degen ein schönes Horn.

37. Von besserm Birschgewande hört' ich niemals sagen
Ein Rock von schwarzem Zeuge sah' man ihn tragen
Und einen Hut von Zobel, reich war der genug.
Hei! was für Borten an seinem Köcher er trug!

38. Von einem Panther war darüber gezogen
Ein Vließ des Ruches wegen. Auch trug er einen Bogen,
Den man mit einer Winde mußte ziehen an,
Wenn man ihn spannen wollte, er hätt' es selbst denn gethan.

39. Von der Haut des Luchses war sein ganz Gewand,
Das man von Kopf zu Füßen bunt überstreuet fand.
Aus dem lichten Rauchwerk zu beiden Seiten hold
Schien an dem kühnen Jäger manche Borte von Gold.

40. Auch führt' er Balmungen, das breite, schmucke Schwert;
Das war scharf und schneidig, nichts blieb unversehrt,
Wenn man es schlug auf Helme; seine Seiten waren gut.
Der herrliche Jäger, der trug gar hoch seinen Muth.

41. Weil ich euch der Märe ganz bescheiden soll,
So war sein edler Köcher guter Pfeile voll,
Mit goldnen Röhren, die Eisen händebreit;
Wen er damit getroffen, dem war das Ende nicht weit.

42. Da ritt der edle Degen weidlich aus dem Tann.
Ihn sahen zu sich kommen die in Gunther's Bann.
Sie liefen ihm entgegen und hielten ihm das Roß:
Da führt' er auf dem Sattel einen Bären stark und groß.
43. Als er vom Roß gestiegen, löſ't er ihm das Band
Vom Mund und von den Füßen: die Hunde gleich zur Hand
Begannen laut zu heulen, als sie den Bären sahn.
Das Thier zum Walde wollte: das erschreckte manchen Mann.
44. Der Bär in die Küche von dem Lärm gerieth;
Hei! was er von dem Feuer die Küchenknechte schied!
Gerückt ward mancher Kessel, zerzerret mancher Brand;
Hei! was man guter Speisen in der Asche liegen fand!
45. Da sprangen von den Sitzen die Herren und ihr Bann.
Der Bär begann zu zürnen; der König wies sie an,
Der Hunde Schar zu lösen, die an den Seilen lag:
Und wär' es wohl geendet, sie hätten fröhlichen Tag.
46. Mit Bogen und mit Spießen, man versäumte sich nicht mehr,
Liefen hin die Schnellen, wo da ging der Bär;
Doch wollte Niemand schießen, von Hunden war's zu voll.
So laut ward' das Getöse, daß rings der Bergwald erscholl.
47. Der Bär begann zu fliehen vor der Hunde Zahl;
Ihm konnte Niemand folgen als Kriemhild's Gemahl.
Er erlief ihn mit dem Schwerte, zu Tod er ihn da schlug.
Wieder zu dem Feuer das Gesind' den Bären trug.
48. Da sprachen, die es sahen, er wär' ein starker Mann.
Die stolzen Jagdgesellen rief man zu Tisch heran:
Auf einem schönen Anger saßen ihrer genug.
Hei! was man Ritterspeise vor die stolzen Jäger trug!
49. Die Schenken waren säumig, sie brachten nicht den Wein;
So gut bedienet mochten sonst Helden nimmer sein.
Wären ihrer Manche nicht so falsch dabei,
So wären wohl die Recken aller Schanden baar und frei.
50. Da sprach der Herre Siegfried: „Mich verwundert sehr,
Man bringt uns aus der Küche doch so viel daher,
Was bringen uns die Schenken nicht dazu den Wein?
Pflegt man so der Jäger, will ich nicht Jagdgeselle sein.
51. „Ich hätt' es wohl verdienet, bedächte man mich gut.“
Von seinem Tisch der König sprach mit falschem Muth:
„Man soll euch künftig büßen, was heut uns muß entgehn;
Die Schuld liegt an Hagen, der will uns verdursten sehn.“
52. Da sprach von Tronje Hagen: „Lieber Herre mein,
Ich wähnte, das Birschen sollte heute sein
In dem Spechtsharte: den Wein sandt' ich dahin.
Heut giebt es nichts zu trinken; doch vermeid' ich's künftighin

53. Da sprach der Niederländer: „Ich sag' euch wenig Dank!
Man sollte sieben Säumer mit Meth und Lautertrank
Mir hergesendet haben; konnte das nicht sein,
So hätte man uns besser gesiedelt näher dem Rhein."

54. Das wurde da nicht inne der verrathne kühne Mann,
Daß man solche Tücke wider sein Leben spann.
Er war in hoher Tugend alles Falsches bloß;
Seines Todes mußt' entgelten, der nie Gewinn davon genoß.

55. Da sprach von Tronje Hagen: „Ihr edeln Ritter schnell,
Ich weiß hier in der Nähe einen kühlen Quell;
Daß ihr mir nicht zürnet, da rath' ich hinzugehn."
Der Rath war manchem Degen zu großer Sorge geschehn.

56. Siegfried den Recken zwang des Durstes Noth;
Den Tisch er wegzurücken so zeitiger gebot;
Er wollte vor die Berge zu dem Brunnen gehn.
Da war der Rath aus Arglist von den Recken geschehn.

57. Man hieß das Wild aufsäumen und führen in das Land,
Das da verhauen hatte Siegfriedens Hand.
Wer es auch sehen mochte, sprach Ehr' und Ruhm ihm nach;
Hagen seine Treue sehr an Siegfrieden brach.

58. Als sie von dannen wollten zu der Linde breit,
Da sprach von Tronje Hagen: „Ich hörte jederzeit,
Es könne Niemand folgen Kriemhild's Gemahl,
Wenn er rennen wolle; hei! schauten wir das einmal!"

59. Da sprach von Niederlanden Siegfried der Degen kühn:
„Das mögt ihr wohl versuchen; wollt ihr zur Wette hin
Mit mir an den Brunnen? Wenn der Lauf geschieht,
Soll der gewonnen haben, welchen man gewinnen sieht."

60. „Wohl, laßt es uns versuchen," sprach Hagen der Degen.
Da sprach der starke Siegfried: „So will ich mich legen
Hier zu euren Füßen nieder in das Gras."
Als er das erhörte, wie lieb war König Gunthern das!

61. Da sprach der kühne Degen: „Ich will euch mehr noch sagen:
All' mein Geräthe will ich mit mir tragen,
Den Speer sammt dem Schilde, dazu mein Birschgewand."
Das Schwert und den Köcher er um die Glieder schnell sich band.

62. Abzogen sie die Kleider von dem Leibe da;
In zwei weißen Hemden man Beide stehen sah.
Wie zwei wilde Panther liefen sie durch den Klee;
Man sah bei dem Brunnen den kühnen Siegfried doch eh.

63. Den Preis in allen Dingen vor Manchem man ihm gab.
Da löſ't er schnell die Waffe, den Köcher legt' er ab,
Den starken Wurfspieß lehnt' er an den Lindenast.
[illegible]i des Brunnen Flusse stand der herrliche Gast.

64. Siegfriedens Tugenden waren gut und groß.
Den Schild legt' er nieder, wo der Brunnen floß;
Wie sehr ihn auch dürstete, der Held nicht eher trank,
Bis der Wirth getrunken; dafür gewann er übeln Dank.

65. Der Brunnen war lauter, kühl und auch gut;
Da neigt sich Gunther hernieder zu der Fluth.
Als er getrunken hatte, erhob er sich hindann;
Also hätt' auch gerne der kühne Siegfried gethan.

66. Da entgalt er seiner Tugend; den Bogen und das Schwert
Trug Hagen beiseite von dem Degen werth.
Dann sprang er schnell zurücke, wo er den Wurfspieß fand,
Und sah nach einem Zeichen an des Kühnen Gewand.

67. Als Siegfried der Degen aus dem Brunnen trank,
Schoß er ihm durch das Kreuze, daß aus der Wunde sprang
Das Blut seines Herzens hoch an Hagen's Staat.
Kein Held begeht wieder also große Missethat.

68. Den Wurfspieß im Herzen ließ er ihm stecken tief.
Wie im Fliehen Hagen da so grimmig lief;
So lief er wohl auf Erden nie vor einem Mann!
Als sich der starke Siegfried der großen Wunde besann,

69. Der Held in wildem Toben von dem Brunnen sprang;
Ihm ragte von den Schultern eine Speerstange lang.
Nun wähnt' er da zu finden Bogen und Schwert,
So hätt' er Lohn Herrn Hagen wohl nach Verdienste gewährt.

70. Als der Todwunde das Schwert nicht wiederfand,
Da blieb ihm nichts weiter, als der Schildesrand.
Den hob er von dem Brunnen und rannte Hagen an;
Da konnt' ihm nicht entrinnen König Gunther's Unterthan.

71. Wie wund er war zum Tode, so kräftig doch er schlug,
Daß von dem Schilde nieder rieselte genug
Des edeln Gesteines; der Schild zerbrach auch fast!
So gern gerochen hätte sich der herrliche Gast.

72. Gestrauchelt war da Hagen von seiner Hand zu Thal;
Der Anger von den Schlägen erscholl im Wiederhall.
Hätt' er sein Schwert in Händen, so wär' es Hagen's Tod.
Sehr zürnte der Wunde; es zwang ihn wahrhafte Noth.

73. Seine Farbe war erblichen, er konnte nicht mehr stehn.
Seines Leibes Stärke mußte ganz zergehn,
Da er des Todes Zeichen in lichter Farbe trug.
Er ward hernach beweinet von schönen Frauen genug.

74. Da fiel in die Blumen der Kriemhilde Mann.
Das Blut von seiner Wunde stromweis niederrann.
Da begann er Die zu schelten, ihn zwang die große Noth,
Die da gerathen hatten mit Untreue seinen Tod.

75. Da sprach der Todwunde: „Weh', ihr bösen Zagen,
Was helfen meine Dienste, da ihr mich habt erschlagen?
Ich war euch stets gewogen und sterbe nun daran;
Ihr habt an euern Freunden leider übel gethan."

Uebersetzt von Simrock.

Gudrun.

Etwa im 2. Viertel des 13. Jahrhunderts gedichtet.

---

2. Fünfundzwanzigstes Abenteuer.

Wie Ortwein und Herwig zu ihnen kamen.

Urtext der ersten Strophe:

Dô si gewarten lange, dô sâhens ûf dem sê
Zwêne in einer barken und ander niemen mê.
Dô sprach frouwe Hiltburc ze Gûdrûn der rîchen:
„Dort sihe ich fliezen zwêne, die mügen dînen boten wol gelîchen."

---

1. Nach langem Harr'n und Warten, da sahn sie auf dem Meer
Zwei in Einer Barke und anders Niemand mehr.
Da sprach Frau Hildeburg zu Gudrun der reichen:
„Dort seh ich Zweie schwimmen; deinen Boten scheinen die zu gleichen."
2. Da sprach die Jammersreiche: „O weh ich arme Maid!
Jammer schafft mir Alles, die Freude wie das Leid.
Sind es Hildens Boten, sollen die mich finden
Waschen auf dem Griese, die Schande könnt' ich nimmer überwinden.
3. „Ich arme Gottverlaßne, ich weiß nicht, was ich thu;
Traut Gespiel, Hildeburg, gieb deinen Rath dazu.
Soll ich von hinnen weichen oder mich hier finden
Lassen in der Schande? Lieber hieß ich immer Ingesinde."
4. Da sprach Frau Hildeburg: „Ihr seht wohl wie es steht;
In so hohen Dingen fragt nicht, was Hildburg räth.
Ich leiste mit euch gerne Alles, was ihr thut;
Ich will bei euch verbleiben, es ergeh' euch übel oder gut."
5. Da wandten sie sich beide und gingen eilends fort.
Doch waren schon so nahe die Männer jenem Ort,
Daß sie die Wäscherinnen sahen an dem Strande;
Da wurden sie wohl inne, daß sie wollten fliehn von den Gewanden.
6. Sie sprangen aus der Barke und riefen ihnen nach:
„Ihr schönen Wäscherinnen, warum ist euch so jach?
Wir sind fremde Leute, das mögt ihr an uns spüren;
Scheidet ihr von hinnen, die reichen Kleider werdet ihr verlieren."
7. Sie stellten sich, als hätten sie nichts davon vernommen,
Obwohl zu ihren Ohren die Stimme war gekommen;
Zu laut gesprochen hatte Herwig der König.
Daß er seiner Trauten so nah wär', deß versah der Held sich wenig.

8. Da sprach der Herr von Seeland: „Ihr Mädchen minniglich,
Wem gehören diese Kleider? deß bescheidet mich.
Hört ohne Falsch uns bitten; zu Ehren allen Maiden,
Ihr minniglichen Frauen, sollt ihr nicht von dem Gestade scheiden."
9. Da sprach die edle Gudrun: „Ich deuchte mich geschmäht,
Da ich ein Mädchen heiße, und ihr mich habt gefleht
Bei aller Mädchen Ehre, wenn ich euch bitten ließe,"
So sprach zu ihm die hehre; „drum müssen meine Augen überfließen."
10. Sie gingen in den Hemden; die waren naß zu schau'n;
Besser einst gekleidet sah' man die edeln Frau'n.
Vor Kälte mußte beben das arme Ingesinde;
Kläglich war ihr Leben; sie umwehten kalte Märzenwinde.
11. Es war in den Tagen, da der Winter Abschied nimmt,
Und der Vogel mit Zagen die Kehle wieder stimmt,
Daß er singe seine Weise, wenn der März entschwunden.
In Schnee und in Eise wurden die armen Waisen gefunden.
12. Mit gesträubten Haaren kamen sie heran.
Wie ihnen beiden waren die Häupter wohlgethan,
Doch sah man ihre Locken zerzaust vom Märzenwinde;
Ob es regnete oder schneite, weh war dem armen Ingesinde.
13. Das Meer allenthalben noch mit dem Eise floß,
Das sich zerlassen wollte; ihre Sorge die war groß.
Durch die Hemden schienen weiß wie der Schnee
Die minniglichen Glieder; ihnen schuf die Scham vor Fremden Weh.
14. Herwig der edle ihnen guten Morgen bot.
Wohl wär' den Heimathlosen ein guter Morgen Noth.
Von ihrer bösen Meisterin hörten sie nur Schelten;
Guten Morgen, guten Abend kam den minniglichen Maiden selten.
15. „Ihr sollt uns hören lassen," sprach Herr Ortewein,
„Wem diese reichen Kleider auf dem Strande sei'n,
Oder Wem ihr waschet; ihr beiden seid so schöne.
Wer thut euch das zu Leide? Daß ihn Gott vom Himmel immer höhne!
16. Ihr seid so schön, ihr dürftet wohl die Krone tragen
Und einem reichen König als Erbinnen behagen.
Landesfrauen heißen solltet ihr mit Ehre.
Dem ihr so schmachvoll dienet, hat er so schöner Wäscherinnen mehre?"
17. Da sprach mit trübem Muthe das schöne Mägdelein:
„Er hat noch manche schöner, als wir mögen sein.
Nun fraget, was ihr wollet; wird es die Meist'rin inne,
Es möcht' uns schlimm bekommen, säh' sie uns mit euch sprechen von den Zinnen."
18. „Laßt es euch nicht verdrießen, und nehmet unser Gold,
Guter Spangen viere; das sei euer Sold,
Daß ihr schöne Frauen uns Kunde möget sagen;
Wir geben sie euch gerne, daß ihr Bescheid uns gebt auf unsre Fragen."

19. „Gott laß euch eure Spangen selber wohlgedeihn,
Wir nehmen nichts zu Lohne," sprach das Mägdelein;
„Fragt, was ihr wollt, wir müssen schnell von hinnen;
Säh' man uns mit euch reden, das wär' mir leid von Herzen und von Sinnen."
20. „Wem ist dieses Erbe und dieses reiche Land,
Dazu die guten Burgen? Wie ist er genannt,
Der euch ohne Kleider läßt so schmachvoll dienen?
Wollt er auf Ehre halten, euch anders zu behandeln würd' ihm ziemen."
21. Sie sprach: „Der Fürsten einer heißet Hartmuth,
Dem dienen weite Lande und feste Burgen gut;
Der andre heißet Ludwig von Normandie der reiche.
Ihnen dienen viel der Helden; sie sitzen ruhmvoll hier in ihrem Reiche."
22. „Gerne möchten wir sie sehen," sprach da Ortwein.
„Könnt ihr uns bescheiden, ihr schönen Mägdelein,
Wo wir die Fürsten beide in ihrem Lande finden?
Wir sind an sie gesendet, selber eines Königs Ingesinde."
23. Gudrun die hehre sprach zu den Helden da:
„Ich ließ sie in der Feste; heute Morgen sah
Ich sie zu Bette liegen wohl mit vierzig hundert Mannen;
Ich weiß nicht zu sagen, ob sie seitdem geritten sind von dannen."
24. Da sprach der König Herwig: „Könnt ihr uns denn sagen,
Vor wem die Kühnen so große Sorge tragen,
Daß sie so viel Helden halten zu allen Zeiten?
Zög' ich damit zu Felde, ich möchte wohl ein Königsland erstreiten."
25. „Das können wir nicht sagen," sprachen die Frau'n,
„Wir wissen nicht, wohin sie nach andern Ländern schaun.
Ein Land liegt in der Weite, das heißet Hegelingen;
Sie fürchten zu allen Zeiten, das möcht' ihnen grimme Feinde bringen."
26. Noch zitterten vor Kälte die schönen Mägdelein;
Da sprach der König Herwig: „Möchte das doch sein,
Daß es euch Minnigliche deuchte keine Schande,
Wenn ihr edeln Mädchen unsre Mäntel trüget auf dem Strande."
27. Da sprach Hildens Tochter: „Gott laß euch selbst gedeihn
Eure Mäntel beiden! An dem Leibe mein
Sollen Niemands Augen Manneskleider sehen."
Wenn sie sich erkennten, ihnen könnte Lieb'res nicht geschehen!
28. Oftmals blickte Herwig die Jungfrau forschend an;
Sie schien so schön dem Degen und auch so wohlgethan,
Daß es ihn im Herzen oft zum Seufzen brachte;
Sie glich so sehr der Einen, an die er oft gar inniglich gedachte.
29. Da sprach von Ortland wieder der König Ortwein:
„Ich frag' euch Mädchen beide, sollt' euch bekannt nicht sein
Ein fremdes Ingesinde, das kam zu diesem Land?
Eine war darunter, die wurde Gudrun genannt."

30. „Das hab' ich wohl erfahren," sprach die schöne Maid,
„Es kam ein fremd Gesinde hieher vor langer Zeit;
Nach starker Heerfahrt brachte man sie zu diesen Reichen.
Den geraubten Frauen sah man das Antlitz großen Jammer bleichen."
31. Sie sprach: „Die ihr da suchet, die hab' ich wohl gesehn,
In großen Mühsalen, das will ich euch gestehn."
Sie war der Mädchen eine, die da Hartmuth brachte;
Ja Gudrun war sie selber, daher sie dieser Dinge wohl gedachte.
32. Da sprach König Herwig: „Nun seht, Herr Ortewein:
Sollt' eure Schwester Gudrun noch am Leben sein
In irgend einem Lande von allen Erdenreichen,
So schwür' ich, diese wär' es; niemals sah ich ihr ein Weib so gleichen."
33. Da sprach König Ortwein: „Sie ist gar minniglich;
Jedoch mit meiner Schwester nicht vergleicht sie sich.
Aus unser beider Jugend gedenk' ich wohl der Stunde,
Da hätte man auf Erden kein so schönes Mägdelein gefunden."
34. Da er ihn also nannte, der kühne junge Mann,
Mit seinem Namen Ortwein, da sah ihn wieder an
Gudrun die arme: ob es ihr Bruder wäre,
Das wüßte sie so gerne; so würd' erleichtert ihres Herzens Schwere.
35. Sie sprach: „Wie ihr auch heißet, ihr seid untadelig.
Einem, den ich kannte, gleicht ihr seltsamlich;
Er war geheißen Herwig, und war von Seelanden;
Wenn der Held noch lebte, so löst' er uns aus diesen strengen Banden.
36. „Ich bin auch ihrer Eine, die mit Hartmuth's Heer
Im Streit gefangen wurden und geführet über Meer.
Ihr suchet Gudrunen: das thut ihr ohne Noth,
Die Magd von Hegelingen fand vor großem Leid den Tod."
37. Da thränten Ortweinen seine Augen licht;
Die Kunde ließ auch Herwig unbeweinet nicht.
Als sie das vernahmen, daß gestorben wäre
Die Magd von Hegelingen, das belud ihr Herz mit großer Schwere.
38. Als sie die Helden beide vor ihr weinen sah,
Die geraubte Jungfrau sprach zu ihnen da:
„Ihr gehabt euch also bei dieser Trauermäre,
Als ob die edle Gudrun euch verwandt, ihr guten Helden, wäre."
39. Da sprach der König Herwig: „Wohl traur' ich um die Maid;
Sie ist mein Weib gewesen auf alle Lebenszeit.
Sie war mir zugeschworen mit Eiden fest und stäten;
Nun hab' ich sie verloren durch des alten Ludwigs grimme Räthe."
40. „Ihr wollt mich betrügen," sprach die arme Magd,
„Von Herwigens Tode ward mir oft gesagt.
Die höchste Wonn' auf Erden sollt' ich in ihm gewinnen;
Wär' der noch am Leben, so hätt' er längst mich geführt von hinnen."

41. Da sprach der edle Ritter: „So seht meine Hand,
Ob ihr das Gold erkennet; Herwig bin ich genannt.
Mit diesem Mahlschatz sollt' ich Gudrunen minnen;
Seid ihr denn meine Gattin, wohlan, ich führ' euch minniglich
von hinnen."

42. Wie nach der Hand sie schaute und nach dem Ringelein,
Da lag in dem Golde von Abale der Stein,
Der beste, den sie je gesehn all' ihres Lebens Tage;
Einst hatt' ihn Gudrune, die schöne, selber an der Hand getragen.

43. Sie lächelte vor Wonne. Da sprach das Mägdelein:
„Das Gold erkenn' ich wieder, vor Zeiten war es mein.
Nun sollt ihr dieses sehen, das mein Gebieter sandte,
Da ich armes Mädchen mit Freuden war in meines Vaters Lande."

44. Wie nach der Hand er schaute, und das Gold ersah,
Herwig der edle sprach zu Gudrun da:
„Dich hat auch anders Niemand als Königsblut getragen.
Nun hab' ich Freud' und Wonne gesehn nach langem Leid und
bösen Tagen."

45. Da umschloß er mit den Armen die herrliche Maid;
Was sie gesprochen hatten, gab ihnen Lieb und Leid.
Auch bedeckt' er mit Küssen den Mund, die Niemand zählte,
Ihr und Hildeburgen, der minniglichen Magd, der auserwählten.

46. Ortwein begann zu fragen die herrliche Maid —
Sie schämte sich darüber, es war ihr selber Leid, —
Ob sie nicht anders dienen könnten hier im Lande,
Als daß sie Kleider zu allen Zeiten wüschen hier am Strande.

47. „Nun sagt mir, Frau Schwester, wem ihr die Kinder gabt,
Die ihr dem König Hartmuth seitdem getragen habt,
Daß ihr so alleine waschet auf dem Griese?
Seid ihr des Landes Königin, das läßt man euch gar übel hier genießen."

48. Sie sprach zu ihm mit Weinen: „Wo nähm' ich Kinder her?
Wohl wissen alle Leute in König Hartmuth's Heer,
Daß er mir vergebens solches stets geheißen,
Daß ich ihn nehmen sollte; drum muß ich saurer Arbeit mich
befleißen."

49. Da sprach der König Herwig: „Wohl mögen wir gestehn,
Uns ist auf dieser Reise so großes Glück geschehn,
Besser konnt' es wahrlich nimmer uns gelingen;
Nun laßt uns nur eilen, daß wir sie weg von diesem Strande
bringen."

50. Da sprach der Degen Ortwein: „Nicht doch, das thu' ich nie;
Und hätt' ich hundert Schwestern, all' sterben ließ ich sie,
Eh' ich mich in der Fremde so feige wollte hehlen,
Die mit Gewalt sie nahmen, meinen grimmen Feinden wegzustehlen."

51. Da sprach der Held von Seeland: „Mir schafft die Sorge Pein,
Wird man unser innen, daß man die Mägdelein
So weit von hinnen führe (drum mag uns Hehlen frommen),
Daß sie uns all' ihr Leben nimmer wieder vor die Augen kommen."

52. Da sprach aber Ortwein: „Wie so verließen wir
Das edle Ingesinde? Es hat so lange hier
Geharrt im fremden Lande, es mag sie wohl verdrießen.
Meiner Schwester Gudrun sollen ihre Mädchen all' genießen."

53. Da sprach der König Herwig: „Was hast du wohl im Sinn?
Meine Herzgeliebte, die führ' ich mit mir hin!
Thun wir, was wir können, hernach für jene Frauen."
Da sprach der Degen Ortwein: „Eh laß ich mit der Schwester mich zerhauen."

54. Da sprach die Tiefbetrübte: „Was hab' ich dir gethan,
Lieber Bruder Ortwein? deine Augen sahn
Sie je mich so gebahren, daß man mich dürfte schelten?
Ich weiß nicht welcher Dinge du edler Fürst mich heute läßt entgelten."

55. „Ich thu' es, liebe Schwester, nicht aus Haß zu dir;
Doch deine edeln Maide nur also retten wir.
Ich kann dich nicht von hinnen führen als in Ehren;
Du sollst unbescholten Herwig deinem Liebsten Minne gewähren."

56. Sie gingen zu den Schiffen; da klagte laut die Maid.
Sie sprach: „O weh mir Armen! Nun ist endlos mein Leid;
Auf die ich immer hoffte, da mich die verschmähen,
Daß sie mich lösen würden, wann soll ich dann die Heimath wiedersehen?"

57. Die kühnen Degen eilten zum Gestade jach;
Gudrun die arme rief Herwigen nach:
„Einst war ich die beste, nun gelt' ich für die böste!
Wem läßt du mich und wessen soll ich arme Waise mich getrösten?"

58. „Du bist nicht die böste, du sollst die beste sein;
Edle Königin, hehle für jetzt die Reise mein;
Eh' morgen scheint die Sonne, lieg' ich hier zu Felde,
Das glaub' auf meine Treue, vor dieser Burg mit achtzigtausend Helden."

59. So schnell als sie konnten fuhren sie hindann.
Da hub ein härt'res Scheiden zwischen Freunden an
Als je Freunde thaten, das darf man mir wohl glauben.
Sie begleiteten die Boten so fern, als sie nur konnten mit den Augen.

60. Der Wäsche nun vergaßen die herrlichen Frau'n.
Wohl konnt' es aus der Ferne die böse Gerlind' schaun,
Daß sie müßig waren da unten auf dem Strande.
Da zürnte sie gewaltig; ihr lagen sehr am Herzen die Gewande.

61. Da sprach die schöne Hildburg, die Maid aus Irland:
„Was laßt ihr, Königstochter, liegen das Gewand,
Daß ihr Ludwigs Degen zu waschen säumt die Kleider;
Und wird das Gerlinde inne, so thät sie uns mit Schlagen niemals leider."

62. Da sprach die Tochter Hildens: „Dazu bin ich zu hehr,
Der bösen Gerlind waschen will ich nimmermehr.
Nun verschmäh' ich Dienste zu leisten so geringe,
Da mich zwei Könige küßten und mit den Armen herzend mich umfingen."

63. „Ihr dürft mir nicht verdenken," hub Hildburg wieder an,
„Daß ich zum Waschen rathe; wir thäten klüger dran,
Als daß wir so die Kleider in die Kammer tragen,
Sonst wird uns beiden der Rücken übel heute noch zerschlagen."

64. Da sprach die Enkelin Hagen's: „Freude nahet mir,
Trost und hohe Wonne; ob sie bis Morgen hier
Mich mit Besen schlügen, daran würd' ich nicht sterben;
Doch die uns so mißhandeln, deren müssen Viele bald verderben.

65. „Ich will diese Kleider tragen zu der Flut;
Es soll ihnen frommen," sprach das Mägdlein gut,
„Daß ich mich vergleichen darf mit Königinnen:
Ich werfe sie in's Wasser, daß sie lustig fließen von hinnen."

66. Was auch Hildburg redete, Gudrun trug hindann
Frau Gerlindens Linnen. Zu zürnen hub sie an;
Sie schwang sie aus den Händen weit in die Wogen.
Sie schwebten eine Weile; ich weiß nicht, ob sie je hervor sie zogen.

67. Die Nacht begann zu dunkeln, da längst der Tag zerrann.
Hildeburg ging traurig zu der Burg hindann;
Sie trug drei Kleider und schöner Tücher sieben;
Bei ihr ging Ortweins Schwester; die war der Wäsche ledig heut geblieben.

68. Es war schon spät geworden, da kamen sie an's Thor
Der Feste König Ludwigs: da fanden sie davor
Die üble Gerlind harren auf ihr Ingesinde.
Die edeln Wäscherinnen grüßte sie mit Worten ungelinde.

69. „Wer hat euch das erlaubet," sprach des Königs Weib;
„Schmerzlich soll es büßen euer beider Leib,
Daß ihr so spät am Abend euch mögt am Strand ergehen;
Nicht ziemt es Königsfrauen in ihrer Kammer euch hinfort zu sehen."

70. Sie sprach: „Nun laßt mich hören, warum thut ihr das?
Ihr verschmähet Könige und tragt zu ihnen Haß,
Und koset am Abend mit gemeinen Knechten;
Wollt ihr Ehr' erwerben, so scheinen solche Wege nicht die rechten."

71. Da sprach die hehre Jungfrau: „Was klagt ihr mich an?
Da doch solchen Willen ich Arme nie gewann;
Niemand lebt auf Erden, mit dem ich sprechen wollte,
Es wären denn Verwandte, mit denen ich auch billig reden sollte."
72. „Schweig, du böse Galle! Lügen strafst du mich?
Das wird an dir noch heute gerochen sicherlich,
Daß sich dein Zorn nicht wieder so laut hervor soll wagen;
Eh' ich nachlasse, soll es fürwahr dein Rücken schwer beklagen."
73. „Das will ich widerrathen," sprach die Jungfrau hehr,
„Daß ihr mich mit Ruthen schlaget nimmermehr;
Bin ich doch viel hehrer als ihr mit all den euern;
So ungefüger Züchtigung möchte man nun wohl bei Zeiten steuern."
74. Da sprach die Wölfische: „Wo sind die Kleider mein?
Daß du so gewunden hast die Hände dein,
Recht wie ein Müßiggänger in deinem Schoß gefalten:
Leb' ich noch eine Weile, ich will dich anders lehren Dienst verwalten."
75. Da sprach die Enkelin Hagen's: „Ich ließ sie liegen dort
Unten am Gestade; da ich sie wollte fort
Mit mir zu Hofe tragen, war mir zu schwer die Bürde;
Mich sollt' es nicht kümmern, wenn man sie nicht wieder finden würde."
76. Da sprach die böse Teufelin: „Das kommt dir nicht zu Gut;
Eh' ich mich schlafen lege, wie übel man dir thut!"
Da ließ sie Dornen brechen und zu Besen binden;
Es wollte nicht entrathen so ungefüger Züchtigung Gerlinde.
77. An ein Bettgestelle sie die Schöne binden hieß.
In einer Kemenate, wo sie Niemand zu ihr ließ,
Da wollte sie die Haut ihr vom Gebeine schlagen;
Die Frauen, die das wußten, huben an zu weinen und zu klagen.
78. Listig sprach da Gudrun: „Das will ich euch sagen:
Werd' ich mit diesem Besen heute hier geschlagen,
Sieht mich dann je ein Auge bei reichen Kön'gen stehen,
Auf dem Haupte die Krone, gar übel wird es dem dafür ergehen.
79. „Drum rath' ich, daß mich Keiner zu berühren wagt;
Ich will ihn jetzo minnen, dem ich bisher versagt;
Man soll mich als Königin der Normandie erschauen;
Und herrsch' ich da, so thu ich, was mir Niemand möchte zugetrauen."
80. Da sprach Frau Gerlinde: „So ließ ich meinen Zorn;
Und hättest du mir tausend Linnen auch verlorn,
Die wollt' ich verschmerzen; wohl sollt' es dir frommen,
So du Hartmuthen von Normandie dir zum Gemahl genommen."
81. Da sprach die schöne Jungfrau: „Erholen muß ich mich:
Alle diese Qualen sind zu fürchterlich.
Rufet mir den König von Normandie hieher!
Was mir der gebietet, ich leiste willig sein Begehr."

Uebersetzt von Simrock.

Wolfram von Eschenbach

stammt aus dem Städtchen Eschenbach bei Ansbach, ragte in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts als epischer Dichter hervor, lebte eine Zeit lang am Hofe des Landgrafen von Thüringen, sowie bei den Grafen Wildberg und Abenberg. Bedeutende Dichtungen: Parcival, Wilhalm (Wilhelm) und Titurel.

---

3. Aus dem Parcival.

Gavans Abenteuer im Zauberschlosse.

Der Anfang im Urtext.

Do er was für die porten komn,
er vant den krâmære,
unt des krâm niht lære,
dâ lac inne veile,
daz ichs wære der geile (Freude),
het ich alsô rîche habe.
Gâwân vor im erbeizte abe (stieg ab)
sô rîchen markt er nie gesach,
als im ze sehn aldâ geschach.

Als sich dem Thor genaht Gawan,
Fand er den Krämer, und es sah'n
Seine Augen hier so große Pracht,
Wie noch nirgend ward zu Markt gebracht.
Die Bude war ein sammtnes Zelt,
Viereckig, hoch, geräumig; und —
Was feil dort lag? Es nennt kein Mund
Die Kostbarkeiten, es reicht das Geld
Des Baruchs nicht von Bagdad aus,
Und Katholiko's von Rankulat,
Um auszukaufen des Krämers Haus.
Ja selbst den ganzen Griechenstaat,
So lang' man Schätze darin noch fand,
Hätte können des Kaisers Hand
Ausbeuten, es würde ungelogen
Dennoch der Kram nicht aufgewogen.
  Gawan begrüßt den Krämer fein,
Nimmt seine Waar' in Augenschein,
Wählt unter Ringen, Gürteln, Spangen,
Und trägt nach Dem und Jenem Verlangen.
Der Krämer sprach: „Ich habe fürwahr
Gesessen hier so manches Jahr,
Und nie kam noch ein Mann, zu schauen
(Nur dieses Schlosses edle Frauen)
Was hier in meiner Bude liegt.
Seid Ihr auf Abenteur gekommen,
Habt Ihr wo sonst schon Preis ersiegt,

So bleibt mein Gut Euch unbenommen,
Könnt Ihr ihn Euch auch hier erringen.
Wenn das Euch kann gelingen,
Dann werden, Herr, wir, mein' ich,
In Kurzem Handels einig.
Fahrt wohl, und lasset walten Gott.
Sagt mir, war es Plimpalinot,
Der Fährmann, der Euch hergewiesen?
Ja, Euer Kommen in dies Land
Wird hoch von vielen Frau'n gepriesen,
Die Erlösung hoffen von Eurer Hand.
Wollt, Herr, in den Palast Ihr gehn,
So lasset Euer Roß hier stehn.
Wenn Ihr geruht, es mir zu lassen,
So hüt' ich's wohl." — „Gern will ich das,
Wenn Ihr Euch wollt damit befassen" —
Spricht drauf Gawan. „Seit ich's besaß,
Nahm kein so reicher Marschall
Es jemals noch in seinen Stall."

Zu Fuß nun von des Krämers Zelt
Begab der unverzagte Held
Zum Schloß sich, das so fest gebaut,
Daß ihm vor keinem Sturme graut.
Denn sollten es auch Feindesheere
Dreißig Jahre lang bestürmen,
Es gäbe dennoch keine Beere
Für die Gefahr. Mit vielen Thürmen
Sind seine Zinnen rings beschützt;
Im Sonnenscheine schimmernd blitzt
Des Hauses Dach wie Pfau'ngefieder
Bemalt mit bunten Farben nieder,
Die so gut sind, daß Schnee und Regen
Zu ihrem Schaden nichts vermögen.
In den innern Hof darauf — das Lechfeld
Ist etwas größer — tritt der Held,
Und in den Saal dann. Hoch erhaben
Sind dessen Gewölbe, mit Kunst gegraben
Die Fenstersäulen; es ist das Ganze
Geschmückt mit kaiserlichem Glanze.
Ringsherum an den Wänden reihn
Sich Polsterbänke reich und fein,
Worauf die Damen vorher saßen.
Wie kam's, daß diese jetzt vergaßen
Des Heiles Tag, ihrer Freude Nahn
Wie sich's gebührte zu empfahn?

Sie mußten doch ihn kommen sehen.
Kann Lieb'res ihnen denn geschehen?
Sehr unrecht acht' ich das von ihnen!
Er kam ja, ihnen nur zu dienen; —
Jedoch sind schuldlos sie daran.
Der Ritter sah den Saal sich an.
Schritt forschend hin und her und fand
(Zur rechten oder linken Hand,
Ich weiß nicht) eine Thür weit offen,
Die zu einem zweiten Saal ihn bringt,
Wo sich erfüllen soll sein Hoffen,
Wenn dort der Tod ihn nicht verschlingt.
Der Estrich hier im Saale war
Wie Glas so eben, durchleuchtig, klar,
Mit Jaspis, Sardinen, Chrysolith
Reich ausgelegt, wie Klinschor der Meister
Mit Hülfe zauberischer Geister
Dies Werk beschickte und berieth,
Der noch viel Wunder aus aller Welt
Geraubt hat und hier aufgestellt.
Der Estrich ist dabei so glatt,
Daß Gawan die größte Mühe hat
Einherzugehn mit festem Schritte.
Hier stehet in des Saales Mitte
Le Lit Merveille, das Zauberbette,
Und beut ihm Abenteuers Wette.
Des Bettes Füße stehn auf Rollen
Von Rubinen roth und rund und hell,
Die leicht es rücken lassen sollen.
Er tritt hinzu, doch windesschnell
Entweicht's vor ihm. Der Held, beschwert
Vom Schilde, den ihm als so werth
Der Wirth empfahl, in vollen Waffen
Schon unbehülflich, und nun gar
Auf dem glatten Boden, gedenkt: fürwahr,
Zu dir zu kommen, wie kann ich's schaffen,
Willst du schnell vor mir entweichen?
Soll im Sprung ich etwa dich erreichen?
Er steht: es bleibt. Er geht hinzu,
Und wieder weicht's vor ihm im Nu.
Da rafft er sich auf, und es gelingt,
Daß mitten auf das Bett er springt.
Aber nun die Kreuz und Quer,
Schnell wie Blitz im Ungewitter,
In dem Saale hin und her
Unaufhaltsam mit dem Ritter

An den Wänden rings herum,
Hierher, dorthin, um und um,
Fährt das Bett mit Donnertönen,
Daß des Schlosses Mauern dröhnen.
Und wenn alle Posauner der Welt
Vom ersten bis letzten vereint für Geld
Da drinnen sollten Lärmen machen,
Es würde nicht gewaltiger krachen.
Gawan, von dem Getös' betäubt,
Entsetzt, daß hoch sein Haar sich sträubt,
Im Bette fest sich klammernd, streckt
Der Länge nach sich aus, bedeckt
Sich mit dem Schild, und läßt's ergehn,
Wie's dem gefällt, auf welchen Alle
In Nöthen hülfeflehend seh'n.
Und den in keinem Unglücksfalle
Zu helfen jemals noch verdroß,
Wenn fromm sich ihm das Herz erschloß.
Drum, als die Donnerfahrt begann,
Rief auch Gawan den Helfer an,
Daß er mit väterlicher Güte
Ihn kräftiglich behüte.
Das Lärmen nimmt ein Ende jetzt
Und in des Saales Mitte setzt
Das Bett in Ruh' sich. — Doch zur Stund'
Thut sich ein neuer Zauber kund.
Denn fünfhundert Stabschlingen
Zugleich von allen Seiten fingen
Wider den Ritter an zu spielen
Mit also meisterlichem Zielen,
Daß auch nicht ein Wurf ihn verfehlte.
Trefflich kam ihm der harte Schild,
Den ihm Plimpalinot erwählte,
Zu nutz; denn wenn auch noch so wild
Die Steine hagelnd sich ergossen,
Die gegen ihn die Schleudern schossen,
So ward doch selten nur einmal
Durchbohrt der wohlgeglühte Stahl.
Auch dieser Schauer ging vorüber;
Allein fünfhundert oder drüber
Armbrüste schossen sonder Weile
Zugleich aus allen Ecken Pfeile
Nun auf das Bette, wo er lag.
Wer sanfte Ruh' sich loben mag,
Gerath' an solches Bette nicht;

Und wollt' er dieses sich erwählen,
Von Pfeilen wüßt' er zu erzählen.
Der Jugend blühend Angesicht
Kann plötzlich sich in Greisenhaupt
Verkehren, empfängt es solchen Gruß,
Wo es sich wohl geborgen glaubt.
Es stürmt vorbei auch dieser Guß,
Doch haben die Pfeil' und auch die Stein
Manche Quetschung an Arm und Beine
Dem werthen Helden beigebracht,
Und Schnitte durch die Schienen gemacht.

Schon hofft Gawan, daß nun zum Ende
Sich seine schwere Arbeit wende.
Doch da thut eine Thür sich auf;
Ein ries'ger Bauer tritt darauf
Von grimmigem Aussehn in den Saal.
Von Fischhaut trägt — seltsame Wahl —
Er weite Hosen, Mütz' und Rock,
Und in der Hand einen Knotenstock,
Noch dicker als ein großer Krug.
Zum Bette nimmt er seinen Zug.
Gawan, beachtend, daß der Bauer
Ganz ohne Rüstung kommt daher,
Gedenkt: es wird der Gang ihm sauer,
Empfang ich ihn in meiner Wehr!
Und richtet auf sich Kampfes fertig.
Der Kerl war dessen nicht gewärtig,
Und trat vorsichtig schnell zurück,
Doch rief er mit zornwildem Blick:
„Stellt Euch zum Kampfe nur bereit!
Es kommt Euch dennoch bald die Zeit,
Daß Ihr den Leib zum Pfande gebt.
's ist Teufels Werk, daß Ihr noch lebt!
Wenn Hülf' er Euch auch jetzt gewährte,
Ihr wandelt doch des Todes Fährte.
Bald sollt Ihr dessen werden innen."
Mit diesem Wort geht er von hinnen.

Wohl sah, daß hier es Kampf noch gäbe,
Der Ritter ein. Der Pfeile Stäbe,
Die häufig in den Schild gedrungen,
Drum schlägt er ab davon und späht,
Welch' Abenteuer noch ergeht,
Das von ihm werde durchgerungen.
Da — horch — wird ein Gebrüll vernommen,
Als wären zwanzig Trommeln schier
Zur Tanzmusik in Gang gekommen.

Gawan, nie furchtsam, aber hier
Doch stutzt er: „Was wird noch geschehen?
Soll mir es nun an's Leben gehen?
Doch mag sich meine Noth auch mehren,
Ich werde ritterlich mich wehren."
Herein zu jener Thüre sprang,
Durch die der Bauer seinen Gang
Genommen, ein Löwe, kräftereich,
An Größe einem Streitroß gleich
Und hungerwüthend. Fertig stellt
Aufrecht zum Kampfe sich der Held
Und hebt den Schild. Mit gewalt'gem Satze
Springt grimmig der Löwe auf ihn ein,
Und packt den Schild mit seiner Tatze,
Daß die Klauen sich tief hinein
In's Eisenblech heften. — Gawan, verlegen,
Sich seiner zu entled'gen, schwingt
Wider das Ungeheuer den Degen
Und haut den Fuß ihm ab. Wüthend springt
Der Löw' auf dreien umher und brüllt;
Der vierte Fuß hängt an dem Schild.
Blut muß er nunmehr reichlich lassen,
Und desto besser kann Gawan
Nun festen Fuß auf dem Estrich fassen,
Dem das Blut die Glätte hat abgethan.
Hierhin treibt, dorthin sie der Kampf;
Durch die Nase schnaubend Feuerdampf,
Mit Zähneblecken ungestüm
Springt auf den Gast das Ungethüm.
Wär's wahr, daß nur so gute Herr'n
Es als gemeine Nahrung fräße,
Ihr glaubt mir ohne Eid, daß gern
Ich nicht bei diesem Kunden säße!
Gawan auch fand anmuthig eben
Nicht diesen Kampf auf Tod und Leben.
Dem Leu'n geschah sein Recht so gut,
Daß den ganzen Saal beströmt sein Blut.
Mit Grimm bäumt er empor sich jetzt,
Daß unter sich Gawan er bringe,
Bis der ihm einen Stoß versetzt,
Daß bis an's Heft des Degens Klinge
Ihm in die Brust fährt, also daß
Besänftigt ward des Thieres Haß.
Er brüllt, wälzt sich und stürzt dann todt
Zu Boden. —

Heil! Die größte Noth
Hat der Held nun siegreich überwunden.
Doch nun auch wird von ihm empfunden,
Wie von den Bogen- und Schleuderschüssen
Sein Haupt betäubt ist, wie sein Muth
Umsonst nach Kraft ringt, wie das Blut
Mit immer reichlicheren Güssen
Aus mancher Wunde rieselnd fließt.
Obschon die Ohnmacht ihn verdrießt —
Ihm schwindelt, er taumelt, strauchelt, fällt.
Auf seinen Schild hinsinkt der Held,
Und todtbleich ruht und sinnberaubt
Auf dem zottigen Nacken des Leu'n sein Haupt.

Walther von der Vogelweide

lebte um 1200 (etwa zwischen 1170—1230), stammt wahrscheinlich aus der Schweiz (Thurgau, nach Andern aus Oesterreich), hielt sich viel in Wien auf, führte längere Zeit ein wanderndes Leben, war auch am thüringischen Hofe, stand in näherem Verhältniß zu Kaiser Friedrich II. und starb in Würzburg. Er nimmt unter den Minnesängern durch Schönheit und Mannigfaltigkeit der Form, durch Reichthum und Kraft der Ideen und die Tüchtigkeit der Gesinnung den ersten Platz ein.

---

4. Lob deutscher Zucht und deutscher Frauen.

Urtext der ersten Strophe.

Ir sult sprechen: Willekomen!
der iu maere bringet, daz bin ich.
Allez, daz ir habt vernomen,
daz ist gar ein wint: nû fraget mich!
Ich wil aber miete;
wirt mîn lôn iht guot,
ich sage iu vil lîhte, daz iu sanfte tuot:
seht, waz man mir êren biete.

---

1. Sprechen sollt ihr: „schön willkommen!
Der euch Neues bringet, das bin ich.
Alles, was ihr habt vernommen,
Das ist ganz ein Wind; nun fraget mich.
Dank sollt ihr erzeigen,
Wird mein Lohn auch gut,
Sag' ich leicht noch Manches, was euch lieblich thut.
Welchen Lohn mögt ihr mir reichen?
2. Ich will deutschen Frauen sagen
Solch' ein Lied, daß desto baß
Aller Welt sie soll'n behagen;
Unbezahlet sing' ich das.
Wollt ihr mich belohnen,

Lacht mich freundlich an;
Wenn ich eure Gunst gewann,
Nimmer begehr' ich dann Kränze und Kronen.
3. Viele Länder hab' ich gesehen
Und das Allerbeste drinn;
Doch nie soll mir's wohlergehen,
Könnte ich je mein Herz bringen dahin,
Daß ihm wollte wohlgefallen
Fremder Sitt' und Sinn.
Was hätt' ich vom Lügen für Gewinn?
Deutsche Zucht geht vor in Allen.
4. Von der Elbe bis zum Rhein
Und bis in das Ungarland,
Da mögen die besten Weiber wohl sein,
Die man je auf Erden fand.
Kann mein Auge schauen,
Was ist gut und schön,
So schwör' ich, nie hab' ich wo anders gesehn
Holdere, keuschere, treuere Frauen!
5. Deutsche Männer sind wohlgezogen;
Die Weiber sind wie Engel schön;
Wer sie schilt, der ist betrogen,
Oder hat sie nie gesehn,
Tugend und reine Minne,
Wer die suchen will,
Der komme nach Deutschland, da findet er viel!
Lange müsse ich leben darinne!

4 b. Arm und Reich.

Du junger Mann, wer du auch bist,
Ich lehre dich, was heilsam ist:
Du mußt zu ängstlich nicht nach Gute ringen;
Laß dir's auch nicht verächtlich sein;
Und folgst du nur der Lehre mein,
So sei gewiß, es wird dir Frommen bringen.
Ich will dir Beides gleich bewähren:
Verachtest du's und mußt entbehren,
So ist deine Freude todt,
Und willst du allzusehr den Reichthum minnen,
So verlierst du Seel' und Ehre.
Darum folge meiner Lehre,
Leg' auf die Wag' ein rechtes Loth,
Und wäg' es ab mit deinen schärfsten Sinnen,
Wie Maß uns jederzeit gebot.

Martin Luther,

geboren den 10. Nov. 1483 zu Eisleben, trat in das Augustinerkloster zu Erfurt, wurde 1507 Priester, 1508 Professor der Philosophie zu Wittenberg, 1512 Dr. theolog., schlug 1517 seine Thesen an, war 1520 im Bann, 1521 auf dem Reichstage zu Worms, dann auf der Wartburg, gab 1523 das Neue Testament, 1534 das Alte, 1541 die ganze Bibel in neuer Uebersetzung heraus, starb den 18. Feb. 1546 zu Eisleben. — Brief an Hänschen. II. Thl. N. 96. — 37 Kirchenlieder, darunter: „Gelobet sei'st du, Jesus Christ." „Komm, heiliger Geist, Herre Gott!" „Wir glauben All' an Einen Gott." „Herr Gott, dich loben wir." „Mitten wir im Leben sind." „Gott sei gelobet und gebenedeiet." „Nun bitten wir den heil'gen Geist." „Es woll' uns Gott genädig sein." „Aus tiefer Noth schrei' ich zu dir." „Vom Himmel hoch da komm ich her."

---

5. Die drei Mauern.

(Aus Luthers Zuschrift an „kaiserliche Majestät" und den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung.)

Die Romanisten haben drei mauern mit großer behendigkeit um sich gezogen, damit sie sich bisher geschützet, daß sie niemand hat mögen reformiren; dadurch die ganze christenheit greulich gefallen ist. Zum ersten, wenn man hat auf sie gedrungen mit weltlicher gewalt, haben sie gesetzt und gesagt, weltliche gewalt habe nicht recht über sie: geistliche sei über die weltliche. Zum andern, hat man sie mit heiliger schrift wollen bestrafen, setzten sie dagegen; es gebühr die Schrift niemanden auszulegen, denn dem papste. Zum dritten, dräuete man mit einem concilio, so erdichteten sie, es möge niemand ein concilium berufen, denn der papst. Nun helfe uns Gott, und gebe uns der posaunen eine, damit die mauern Jericho wurden eingeworfen, daß wir diese strohernen und papiernen mauern auch umblasen und die christlichen ruthen, sünde zu strafen losmachen, des Teufels list und trug an tag zu bringen, auf daß wir durch Strafe uns bessern und seine Huld wieder erlangen.

6. Hymne.

1. Ein feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen.
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen!
Der alt böse Feind,
Mit Ernst er's jetzt meint,
Groß Macht und viel List
Sein grausam Rüstung ist,
Auf Erd' ist nicht sein's Gleichen
2. Mit unsrer Macht ist nichts gethan;
Wir sind gar bald verloren.
Es streit't für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst hat erkoren:
Fragst du, wer der ist?
Er heißt Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth,
Und ist kein andrer Gott,
Das Feld muß er behalten.
3. Und wenn die Welt voll Teufel wär
Und wollt uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr:
Es soll uns doch gelingen.
Der Fürst dieser Welt,
Wie sau'r er sich stellt,
Thut er uns doch nicht;

Das macht, er ist gericht,
Ein Wörtlein kann ihn fällen.
4. Das Wort sie sollen lassen stahn,
Und kein Dank dazu haben!
Er ist bei uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben.
Nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib:
Laß fahren dahin,
Sie haben's kein Gewinn:
Das Reich muß uns doch bleiben.

7. Aussprüche über die Auferstehung.

1. Gott läßt uns seine Kunst und Allmächtigkeit, daß er die Todten auferwecken werde und könne, sehen an allen Thieren auf Erden, an den Früchten auf dem Acker und an allen Creaturen. Die ganze Welt ist voll Zeugniß von der Auferstehung. Unser Haus, Hof, Acker, Garten und Alles ist voll Bibel, da Gott durch seine Wunderwerke nicht allein prediget, sondern auch an unsere Augen klopfet, unsere Sinne rühret und uns gleichsam in's Herz leuchtet, so wir's haben wollen, auf daß wir sollen aufmerken und wahrnehmen, wie dieser Artikel von der Todtenauferstehung in den Creaturen gebildet und vorgemalt ist. Gehe in den Garten und frage den Kirschbaum, wie es möglich sei, daß einem todten, dürren Zweige wächset ein Aeuglein und aus demselben Aeuglein wachsen Kirschen? Gehe in's Haus und frage die Hausfrau, wie es möglich sei, daß aus den todten Eiern, so sie unter die Henne legt, lebendige Hühnlein werden? Also reden die Christen mit Bäumen und Allem, was auf Erden wächst und lebet, und sie wieder mit ihnen. Denn sie sehen Gottes Werk darin vorgemalet, das er uns thun will, und diesen Artikel also darin fassen, als ein köstlich Kleinod in ein Tüchlein gewickelt, damit unsern Glauben zu stärken und bestätigen, den wir zuvor in der Schrift gegründet haben.

---

2. Siehe, wie thut ein Ackermann, der da säet auf dem Felde, und das Korn dahin in die Erde wirft, daß es verfaulen und verderben muß, daß es scheinet, als sei es gar verloren; dennoch hat er keine Sorge dafür, als sei es umsonst, ja er vergisset, wo das Korn bleibt, fragt nichts darnach, wie es ihm gehe, ob es die Würmer fressen oder sonst verderbe, sondern geht mit eitel solchen Gedanken davon, daß um die Ostern oder Pfingsten werden schöne Halme herauskommen, und viel mehr Aehren und Körnlein tragen, denn er dahin geworfen hat. Da hast du ein schön Bild und Gemälde, wie Gott die Todten auferwecken wird. Du mußt aber zuvor dieser Predigt glauben, darnach kannst du so dir vormalen und denken, daß Gott ein solcher Ackermann und du sein Körnlein bist, das er in die Erde wirft, auf daß es wieder viel schöner und herrlicher hervorkomme. Er ist aber viel ein besserer und größerer Ackermann, denn ein Bauer auf dem Felde, und hat einen Sack am Halse voll Samens, das sind wir

Menschen, so viele unser auf Erden kommen von Adam an bis auf den jüngsten Tag; dieselben streuet er um sich in die Erden, wie er sie ergreift, und thut's allein darum, daß solche seine Körnlein auf den schönen künftigen Sommer, nach diesem elenden Wesen, sollen auf's allerschönste wieder hervorkommen, und ist bei ihm eben so gewiß, als wäre es bereits geschehen und ausgerichtet.

8. Aus Luthers Tischreden.

(Eisleben, 1566.)

1. „Ich, wiewohl ich ein alter Doctor der heiligen Schrift bin, so bin ich doch noch nicht aus der Kinderlehre kommen, und verstehe die zehn Gebote Gottes, den Glauben und das Vaterunser noch nicht recht; ich kann's nicht ausstudiren noch auslernen; aber ich lerne noch täglich d'ran und bete den Katechismum mit meinem Sohne Hansen und mit meinem Töchterlein Magdalenen. Wer verstehet doch nur durchaus und gründlich das erste Wort im Vaterunser, da wir sagen: „der du bist im Himmel"? Denn wenn ich diese wenig Worte verstünde und gläubete, daß Gott, der Himmel und Erden und alle Creaturen geschaffen hat und in seiner Hand und Gewalt hält, sei mein Vater, so schlösse ich bei mir gewiß, daß ich auch ein Herr Himmels und der Erden wäre; item: Christus sei mein Bruder, und Alles sei mein. Gabriel müßte mein Knecht und Rafael mein Fuhrmann und alle Engel meine Diener sein in meinen Nöthen; denn sie mir von meinem himmlischen Vater zugegeben wären, daß sie mich auf meinen Wegen behüteten, daß ich nicht irgend meinen Fuß an einen Stein stoßen möchte.

Aber daß nun mein Glaube geübet und bewähret werde, so lässet mich mein Vater im Himmel in einen Kerker werfen oder im Wasser ersäufet werden; alsdann sehen und erfahren wir, wie wohl wir diese Worte verstehen, und wie der Glaube zappelt, und wie groß unsere Schwachheit sei. Da fahen wir denn an, gedenken und sagen: „Wer weiß, ob's auch wahr ist, daß in der heiligen Schrift geschrieben stehet?"

---

2. Anno 1536 den sechsten September stunden des Doctors Kindlein für dem Tisch, sahen mit allem Fleiß auf das Obst und Pfirsichen, so auf dem Tisch stunden. Da das der Doctor sahe, sprach er: „Wer da sehen will ein Bild Eines, der sich in Hoffnung freuet, der hat hier ein recht Conterfei. Ach, daß wir den jüngsten Tag so fröhlich in Hoffnung könnten ansehen!"

---

3. „Unter allen Gaben Gottes ist Reden die allerschönste und herrlichste, dadurch allein der Mensch von allen Thieren unterschieden ist. Sonst sind etliche Thiere, die in andern Gaben den Menschen übertreffen, etliche mit dem Gesicht, etliche mit dem

Gehör, etliche mit Riechen; aber keins kann reden. Und ist eben das eine Anzeige, daß das Wort einer hohen Art und Verstandes muß sein."

---

4. „Die Welt kann nichts weniger vertragen denn gute Tage; sie kann gute Tage und Wohlfahrt nicht brauchen, sie hat zu schwache Beine dazu. Gehet's wohl, so überhebt sie sich und wird stolz, daß Niemand mit ihr auskommen kann. Gehet's aber übel, so verzagt sie, will aus der Haut fahren und sich nicht trösten lassen, wird ungeduldig, lästert, schnurret und murret wider Gott. Allein Christus kann es Beides ertragen, und seine Christen durch seine Hülfe und Beistand des heiligen Geistes."

---

5. „Es ist nichts Schädlicheres, als ein gleißender, ansehnlicher, heuchlerischer Rathgeber. Wenn man seinen Rath und Bedenken höret, so hat's Hände und Füße; wenn's aber soll angehen, so stehet's wie ein stätiger Gaul, den man nicht kann forttreiben."

---

6. „Ein Mensch, der sich ergeben hat auf der Welt Reichthum und Ehre, und indeß vergisset seiner Seele und Gottes, der ist gleich einem kleinen Kindlein, das in der Hand hält einen Apfel, der schön ist von Gestalt und äußerlicher Farbe, und meinet, er habe etwas Gutes; inwendig aber ist er faul und voller Würmer."

---

7. „Eine Lüge ist wie ein Schneeball; je länger man ihn wälzet, je größer er wird."

---

8. Doctor Martinus Luther ist einmal mit Dr. Jonas und andern seiner Tischgesellen in ein Städtlein gefahren, daselbst gab Dr. M. Luther Almosen den Armen. Da gab Dr. Jonas ihnen auch und sprach: „Wer weiß, wo mir Gott wieder bescheret?" — Da sagte Dr. M. Luther lachend: „Gleich als hätte es Euch Gott nicht zuvor gegeben! Frei, einfältig soll man geben, aus lauterer Liebe, willig." (Vergl. das Gedicht von Hagenbach im IV. Thl. des Lesebuches Nr. 144.)

---

9. „Ein jeglicher Prediger soll sich gewöhnen, daß er schlecht und einfältiglich predige, daß es der große Haufe verstehe, und Etwas daraus fassen mögen und ihr Leben bessern. Man muß nicht predigen und tapfer herscharren mit großen Worten, prächtig und kunstreich, daß man sehe, wie man gelehrt sei, und seine Ehre suche. Aber einfältig predigen ist eine große Kunst. Christus thut's; er redet allein vom Ackerwerk, vom Senfkorn 2c., und brauchet eitel grobe, bäurische Gleichnisse. Wenn ich auf die Kanzel komme, so gedenke ich nur den Knechten und Mägden zu predigen. Um Dr. Jonas oder Philippus oder um der ganzen Universität willen wollt' ich nicht ein mal auftreten; denn sie

können's sonst in der Schrift wohl lesen. Wenn man aber den Hochverständigen predigen will, griechische, hebräische und lateinische Brocken, und eitel Meisterstück heraus werfen, so stehet das arme Volk gleich wie eine Kuh."

Hans Sachs,

geboren den 5. November 1494 zu Nürnberg, besuchte vom 7. Jahre an die lateinische Schule, erlernte im 15. Jahre das Schuhmacherhandwerk, zugleich aber auch bei dem Leinweber und Meistersänger Leonhard Nunnenbeck die Kunst des Meistergesangs, trat im 17. Jahre seine Wanderschaft an, überall die Meisterschulen besuchend, kehrte im 22. Jahre (1516) nach Nürnberg zurück, trieb sein Handwerk, dichtete viel und starb den 19. Jan. 1576. Er hat 6048 Gedichte hinterlassen, darunter 208 Dramen, 1700 Schwänke, viele Meistergesänge, Kirchenlieder, Kriegslieder, Erzählungen, Legenden, Fabeln 2c.

9. Ein Epitaphium oder klagred, ob der Leich Doktor Martini Lutheri.

Als man zählt fünffzehenhundert Jar
Vnd sechs und viertzig, gleich als war
Der sibenzehend im Hornung,
Schwermütigkeit mein Hertz durchdrung
Vnd weßt doch selb nicht was mir was,
Gleich trawrig auff mir selber saß,
Legt mich in den gedanken tieff,
Vnd gleich in vnmuth groß entschlieff.
Mich daucht, ich wer in einem Tempel,
Erbawt nach Sechsischem Exempel,
Der war mit Kertzen hell beleucht,
Mit edlem reuchwerk wol durchreucht,
Mitten da stund bedecket gar
Mit schwartzem Tuch ein Todtenpar,
Ob diser Par da hieng ein Schild,
Darinnen ein Rosen war gebild,
Mitten dardurch so ging ein Creutz,
Ich dacht mir, ach Gott, was bedeuts,
Erseufftzet darob trawrigkleich.
Gedacht, wie, wenn die Todten Leich
Doctor Martinus Luther wer.
In dem tratt auß dem Chor daher
Ein Weib in schneeweissem Gewand,
Theologia hoch genandt,
Die stund hin zu der Todtenpar,
Sie wand ihr Händ, vnd raufft ihr Har,
Gar kläglich mit wainen durchbrach,
Mit seufftzen sie anfieng vnd sprach:
Ach, daß es müß erbarmen Gott,

Ligſt du denn jetzt hie vnd biſt todt,
O du trewer vnd küner Heldt,
Von Gott dem HErren ſelb erwelt,
Für mich ſo Ritterlich zu kempffen,
Mit Gottes wort mein Feind zu dempffen,
Mit diſputirn, ſchreibn vnd predigen,
Darmit du mich denn thetſt erledigen
Aus großer trübſal vnd gezwengknuß,
Meiner Babyloniſchen gfengknuß,
Darinn ich lag ſo lange zeit,
Biß ſchier in die vergeſſenheit,
Von mein Feinden in Hertzenleyd,
Von den mir mein ſchneeweiſſes Kleyd
Vermayligt wurd, ſchwartz vnd beſudelt.
Zerriſſen vnd ſcheutzlich zerhudelt,
Die mich auch hin vnd wider zogen,
Zerkrüppelten, krümbten vnd bogen,
Ich wurd geradprecht, zwickt vnd zwagt,
Verwundt, gemartert vnd geplagt,
Durch ihr Gottloſe Menſchen Lehr,
Daß man mich kaum kund kennen mehr,
Ich galt endlich gar nichts bey ihn,
Biß ich durch dich erledigt bin,
Du thewrer Held, auß Gottes gnaden,
Da du mich waſchen thetſt vnd baden,
Vnd mir wider reinigſt mein wath,
Von ihren lügen vnd vnflat,
Mich thetſt du auch heylen vnd ſalben,
Das ich geſund ſteh allenthalben,
Gantz hell vnd rein, wie im anfang,
Darin haſt dich bemühet lang,
Mit ſchwerer Arbeit hart geplagt,
Dein leben offt darob gewagt,
Weil Bapſt, Biſchof, König vnd Fürſten
Gar ſehr nach deinem Blut was dürſten,
Dir hinterdückiſch nachgeſtelt,
Noch biſt du als ein Gottes Held
Bliben warhafft, trew vnd beſtendig,
Durch kein gefahr worden abwendig
Von wegen Gottes vnd auch mein.
Wer wird nun mein verfechter ſein?
Weil du genommen haſt dein end,
Wie wirdt ich werden ſo elend,
Verlaſſen in der Feinde mit.
Ich ſprach zu ihr: o fürcht dir nit.

Du heylige, ſey wolgemut,
Gott hat dich ſelbs in ſeiner hut,
Der dir hat überflüſſig geben
Vil treflich Männer, ſo noch leben,
Die werden dich handhaben fein.
Sampt der gantzen Chriſtlichen Gemein,
Der du biſt worden klar bekand,
Schier durchauß in gantz deutſchem land,
Die all werden dich nit verlaſſen,
Dich rein behalten aller maſſen
Ohn Menſchen lehr, wie du jetzt biſt,
Darwider hilfft kein gwalt noch liſt,
Dich ſollen die Pforten der Hellen
Nicht vberweltigen noch fellen,
Darumb ſo laß dein trawren ſein,
Das Doctor Martinus allein
Als ein vberwinder und ſiger,
Ein recht Apoſtoliſcher Krieger
Der ſeinen Kampff hie hat verbracht,
Vnd brochen deiner Feinde macht,
Vnd jetzt auß aller angſt vnd noth,
Durch den mild barmhertzigen Gott
Gefordert zu ewiger rhu,
Da helff vns Chriſtus allen zu,
Da ewig frewd vns aufferwachs
Nach dem Elend, das wünſcht Hans Sachs.

10. Geſpreck Sanct Peter mit den Lands-Knechten.

Neun armer Landsknecht zogen auß
Vnd garteten von Hauß zu Hauß,
Dieweil kein Krieg im Lande was,
Eins morgens da trug ſie jhr ſtraß
Hinnauff biß für das Himmel Thor,
Da klopfften ſie auch an darvor,
Wolten auch in dem Himmel garten.
Sanct Peter thet der Pforten warten,
Als er die Landsknecht darvor ſach,
Wie bald er zu dem HErren ſprach:
HErr, draußen ſteht ein arme rott,
Laß ſie herein, es thut jhn noth,
Sie wolten gerne hinnen garten.
Der HErr ſprach: Laß ſie lenger warten.
Als nun die Landsknecht muſten harren,
Fiengens an zu fluchen und zu ſcharren,
Marter, Leyden vnd Sacrament.

Sanct Peter diſer Flüch nit kennt,
Meint, ſie redten von Geiſtling dingen,
Gedacht in Himmel ſie zu bringen,
Vnd ſprach: O lieber HErre mein,
Ich bitte dich, laß ſie herein,
Nie frömmer Leut hab ich geſehen.
Da thet der HErr hinwider jehen:
O Petre, du kennſt jhr nit recht,
Ich ſich wol, das es ſind Landsknecht,
Sollten wol mit mutwilling ſachen
Den Himmel vns zu enge machen.
Sanct Peter der bat aber mehr:
HErr laß ſie herein durch dein ehr.
Der HErr ſprach: du magſt's laſſen rein,
Du mußt mit jhn behangen ſein,
Schaw, wie dus wider bringſt hinauß.
Sanct Peter war fro vberauß,
Vnd ließ die frommen Landsknecht ein.
Bald ſie in Himmel kamen nein,
Gartens herumb bei aller Welt,
Vnd bald ſie zſamb brachten das Gelt,
Knockten ſie nieder auff ein plan,
Vnd fingen zu vmbſchantzen an,
Vnd eh ein vierteil ſtund vergieng,
Ein Hader ſich bei jhn anfieng,
Von wegen einer vmbeſchantz,
So wurden ſie entrüſtet gantz,
Zuckten von Leder ſie allſammen
Vnd hawten da mit kräfften zſammen
Jagten einander hin vnd wider
In dem Himmel da auff vnd nider,
Sanct Petrus diſen ſtrauß vernumb,
Kam, zant die Landsknecht an darumb,
Sprach: Wollt jhr in dem Himmel palgen,
Hebt euch hinaus an den lichten Galgen.
Die Landsknecht jhn dückiſch anſahen,
Vnd theten auff Sanct Peter ſchlahen,
Daß jhn Sanct Peter muſt entlauffen,
Zum HErrn kam mit ächtzn vnd ſchnauffn,
Vnd klagt jhm vber die Landsknecht
Der HErr ſprach: Dir gſchicht nit vnrecht,
Hab ich dir nit geſaget heut,
Laß ſie drauß, es ſind freche Leut.
Sanct Peter ſprach: O HErr, der ding
Verſtund ich nit, hilff, daß ichs bring

Hinauß, soll mir ein witzung sein,
Daß ich kein Landsknecht laß herein,
Weil sie sind so mutwillig Leut.
Der HErr sprach: Eim Engel gebeut,
Daß er ein Trummel nem zuhand,
Vnd für des Himmels Pforten stand,
Vnd einen Lerman darvor schlag.
Sanct Peter thet nach seiner sag,
Bald der Engel den Lerman schlug,
Loffen die Landsknecht ohn verzug
Eylend auß durch das Himmelthor,
Meynten ein Lerman wer darvor.
Sanct Peter bschloß die Himmelpforten,
Versperrt die Landsknecht an den orten,
Der keiner seit hinein ist kummen,
Weil Sanct Peter thut mit jhn brummen,
Doch nehmt auf schwanckweiß diß gedicht,
Wie Hans Sachs on alls arges spricht.
Anno Salutis, 1557. Am ersten tag
Januarii.

Martin Opitz,

geboren den 23. Dezember 1597 zu Bunzlau, studirte Philosophie und schöne Wissenschaften zu Frankfurt a. d. O. und Heidelberg, lebte dann eine Zeit lang in den Niederlanden und in Holstein, war 1622 am Hofe des Herzogs zu Liegnitz angestellt, 1626 Professor der schönen Wissenschaften zu Weißenburg, 1626 im Dienst des Burggrafen zu Dohna, 1628 vom Kaiser geadelt („von Boberfeld"), 1630 in Paris, lebte später in Danzig und starb dort 1639 an der Pest. — Buch von der deutschen Poeterey; Lieder, Lehrgedichte, beschreibende Gedichte, Sonette, Sinngedichte, Singspiele. — Erste schlesische Dichterschule.

---

11. Morgenlied.

1. O Licht, geboren aus dem Lichte,
O Sonne der Gerechtigkeit,
Du schickst uns wieder zu Gesichte
Die angenehme Morgenzeit;
Drum will uns gehören,
Dankbarlich zu ehren
Solche deine Gunst;
Gieb auch unsern Sinnen,
Daß sie sehen können
Deiner Liebe Brunst.

2. Laß deines Geistes Morgenröthe
In unsern dunkeln Herzen sein,
Daß sie mit ihren Strahlen tödte
Der eitlen Werke kalten Schein.
Siehe, Herr, wir wanken,
Thun und auch Gedanken
Geh'n auf falscher Bahn:
Du wollst unserm Leben
Deine Sonne geben,
Daß es wandeln kann.

3. Verknüpfe mit des Frieden Bande
Der armen Kirche schwache Schar,
Nimm weg von unserm Vaterlande

Verfolgung, Trübsal und Gefahr:
Laß uns ruhig bleiben,
Unsern Lauf zu treiben
Diese kleine Zeit,
Bis du uns wirst bringen,
Wo man dir soll singen
Lob in Ewigkeit.

12. Vertrauen auf Gott.

1. Wer Gott das Herze giebet,
So nie sich von ihm trennt,
Und eine Seele liebet,
Die keine Falschheit kennt;
Der mag ohn' Sorgen wachen,
Mag schlafen, wie er will,
Weil seine rechte Sachen
Gehn auf ein gutes Ziel.
2. Laß böse Zungen sprechen,
Was ihnen nur gefällt,
Laß Neid und Eifer stechen,
Laß toben alle Welt,
So wird er dennoch machen,
Was sein Gemüthe will,
Weil seine rechte Sachen
Gehn auf ein gutes Ziel.
3. Ich lege Neid und Hassen
Beständig unter mich,
Und stelle Thun und Lassen,
O Gott, allein auf dich,
Du wirst es Alles machen,
Thun, was mein Herze will,
Weil seine rechte Sachen
Gehn auf ein gutes Ziel.

Paul Fleming,

geboren den 5. Oktober 1609 zu Hartenstein im Erzgebirge, studirte in Leipzig Medicin und Poesie, erhielt schon als Student die Würde eines kaiserlichen gekrönten Poeten, schloß sich einer holsteinischen Gesandtschaft nach Moskau und dann 1635 einer nach Persien an, kehrte 1639 zurück, erwarb sich in Leyden die medicinische Doctorwürde, wollte sich dann in Hamburg niederlassen, starb aber schon 1640. Er nimmt unter den Lyrikern seiner Zeit die erste Stelle ein. Vor seiner Reise nach Persien dichtete er das Lied: „In allen meinen Thaten."

---

13. Ueber Herrn Martin Opitzen auf Boberfeld sein Ableben.

1. So zeuch auch du denn hin in dein Elyserfeld,
Du Pindar, du Homer, du Maro unsrer Zeiten,
Und untermenge dich mit diesen großen Leuten,
Die ganz in deinen Geist sich hatten hier verstellt.
2. Zeuch jenen Helden zu, du jenen gleicher Held,
Der jetzt nichts Gleiches hat, du Herzog deutscher Saiten,
Erbe durch dich selbst der stäten Ewigkeiten,
Ewiglicher Schatz und auch Verlust der Welt.
3 Germanie ist todt, die herrliche, die freie,
Ein Grab verdecket sie und ihre ganze Treue;
Die Mutter die ist hin. Hier liegt nun auch ihr Sohn,
4. Ihr Rächer und sein Arm. Laßt, laßt nur Alles bleiben,
Ihr, die ihr übrig seid, und macht euch nur davon;
Die Welt hat wahrlich mehr nichts Würdig's zu beschreiben.

14. Gottergebenheit.

1. In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchsten rathen,
Der Alles kann und hat.
Er muß zu allen Dingen,
Soll's anders wohl gelingen,
Selbst geben Rath und That.
(Uns selber geben Rath und
That.) *)

2. Nichts ist es spät und frühe
Um alle meine Mühe,
Mein Sorgen ist umsonst;
Er mag's mit meinen Sachen
Nach seinem Willen machen;
Ich stell's in seine Vater-Gunst.

3. Es kann mir Nichts geschehen,
Als was er hat versehen,
Und was mir selig ist.
Ich nehm' es, wie er's giebet;
Was ihm von mir beliebet,
Das hab' ich willig auch erkiest.

4. Ich traue seiner Gnaden,
Die mich vor allem Schaden,
Vor allem Uebel schützt.
Leb' ich nach seinen Sätzen,
So wird mich Nichts verletzen,
Nichts fehlen, was mir ewig nützt.

5. Er wolle meiner Sünden
In Gnaden mich entbinden,
Durchstreichen meine Schuld.
Er wird auf mein Verbrechen
Nicht stracks das Urtheil sprechen,
Und mit mir haben noch Geduld.

6. Leg' ich mich späte nieder,
Erwach' ich frühe wieder,
Lieg' oder zieh' ich fort,
In Schwachheit und in Banden,
Und was mir stößt zu Handen,
So tröstet mich allzeit sein Wort.

7. Hat er es denn beschlossen,
So will ich unverdrossen
An mein Verhängniß gehn;
Kein Unfall unter allen
Wird mir zu harte fallen,
Ich will ihn überstehn.
(Mit Gott will ich ihn überstehn.

8. Ihm hab' ich mich ergeben,
Zu sterben und zu leben,
Sobald er mir gebeut;
Es sei heut oder morgen,
Dafür laß ich ihn sorgen,
Er weiß gar wohl die rechte Zei

9. So sei nun, Seele, deine
Und traue dem alleine,
Der dich geschaffen hat!
Es gehe, wie es gehe,
Dein Vater aus der Höhe
Weiß allen Sachen Rath.
(Der weiß zu allen Sachen Rat

Heinrich Albert,

gewöhnlich, aber mit Unrecht, Alberti genannt, geboren den 28. Juni 1604
Lobenstein im Voigtlande, studirte in Leipzig anfangs die Rechte, widmete
aber dann ganz der Musik, wurde 1631 Organist in Königsberg, starb
6. Oktober 1651. — Er ist der Hauptsänger der Simon Dach'schen Lie
Musikalische Sammlungen. Seine eigenen Lieder sind meist geistlichen Inh

---

*) Das Eingeklammerte ist spätere Abänderung für den Gesang.

15. Morgenlied.

1. Gott des Himmels und der Erden,
Vater, Sohn und heil'ger Geist,
Der es Tag und Nacht läßt werden,
Sonn' und Mond uns scheinen heißt,
Dessen starke Hand die Welt
Und was drinnen ist, erhält:

2. Gott, ich danke dir von Herzen,
Daß du mich in dieser Nacht
Vor Gefahr, Angst, Noth und Schmerzen
Hast behütet und bewacht,
Daß des bösen Feindes List
Mein nicht mächtig worden ist.

3. Laß die Nacht auch meiner Sünden
Jetzt mit dieser Nacht vergeh'n;
O Herr Jesu, laß mich finden
Deine Wunden offen steh'n,
Da alleine Hülf' und Rath
Ist für meine Missethat.

4. Hilf, daß ich mit diesem Morgen
Geistlich auferstehen mag,
Und für meine Seele sorgen,
Daß, wenn nun dein großer Tag
Uns erscheint und dein Gericht,
Ich davor erschrecke nicht.

5. Führe mich, o Herr, und leite
Meinen Gang nach deinem Wort;
Sei und bleibe du auch heute
Mein Beschützer und mein Hort;
Nirgends, als von dir allein
Kann ich recht bewahret sein.

6. Meinen Leib und meine Seele
Sammt den Sinnen und Verstand,
Großer Gott, ich dir befehle
Unter deine starke Hand:
Herr, mein Schild, mein' Ehr' und Ruhm,
Nimm mich auf, dein Eigenthum.

7. Deinen Engel zu mir sende,
Der des bösen Feindes Macht,
List und Anschlag von mir wende,
Und mich halt' in guter Acht,
Der auch endlich mich zur Ruh
Trage nach dem Himmel zu.

Simon Dach,

geboren den 29. Juli 1605 zu Memel, studirte zu Königsberg Theologie und Philosophie, wurde 1633 Collaborator an der Domschule daselbst, 1636 Conrector, 1639 Professor der Poesie an der Universität, starb den 15. April 1659. — Geistliche und weltliche Lieder (er bildet mit Roberthin, Albert u. A. den Königsberger Dichterkreis).

16. Lied der Freundschaft.

1. Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu erzeigen
Und Freundschaft halten kann;
Wenn er mit seines Gleichen
Soll treten in ein Band,
Verspricht sich, nicht zu weichen,
Mit Herzen, Mund und Hand.

2. Die Red' ist uns gegeben,
Damit wir nicht allein
Für uns nur sollen leben
Und fern von Menschen sein;
Wir sollen uns befragen
Und seh'n auf guten Rath,
Das Leid einander klagen,
So uns betreten hat.

3. Was kann die Freude machen,
Die Einsamkeit verhehlt?
Das giebt ein doppelt Lachen,
Was Freunden wird erzählt;
Der kann sein Leid vergessen,
Der es von Herzen sagt;
Der muß sich selbst auffressen,
Der insgeheim sich nagt.

4. Gott stehet mir vor Allen,
Die meine Seele liebt;
Dann soll mir auch gefallen,
Der mir sich herzlich giebt.
Mit diesen Bund'sgesellen
Verlach' ich Pein und Noth,
Geh' auf den Grund der Höllen,
Und breche durch den Tod.

Paul Gerhardt,

geboren um 1606 zu Gräfenhainichen in Sachsen, lebte später in Berlin, wurde 1651 Probst in Mittenwalde, 1657 Diakonus an der St. Nikolaikirche in Berlin, 1666 abgesetzt, 1668 Archidiakonus in Lübben, wo er am 7. Juni 1676 starb. — Meister im geistlichen Liede. — „Befiehl du deine Wege." III. Thl. Nr. 168. „Nun ruhen alle Wälder." „Sollt ich meinem Gott nicht singen. „O Haupt, voll Blut und Wunden." „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt." „Ich singe dir mit Herz und Mund." „Nun laßt uns geh'n und treten." „O Welt, sieh' hier dein Leben." „Wie soll ich dich empfangen.

17. Sommergesang.

1. Geh' aus, mein Herz, und suche Freud'
In dieser lieben Sommerzeit
An deines Gottes Gaben!
Schau an der schönen Gärten Zier
Und siehe, wie sie mir und dir
Sich ausgeschmücket haben.

2. Die Bäume stehen voller Laub,
Das Erdreich decket seinen Staub
Mit einem grünen Kleide;
Narzissus und die Tulipan,
Die ziehen sich viel schöner an,
Als Salomonis Seide.

3. Die Lerche schwingt sich in die Luft,
Das Täublein fleucht aus seiner Kluft,
Und macht sich in die Wälder;
Die hochbegabte Nachtigall
Ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felder.

4. Die Glucke führt ihr Völklein aus,
Der Storch baut und bewahrt sein Haus,
Das Schwälblein speist ihr' Jungen;
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh
Ist froh und kommt aus seiner Höh'
In's tiefe Gras gesprungen.

5. Die Bächlein rauschen in dem Sand,
Und malen sich und ihren Rand
Mit schattenreichen Myrthen;
Die Wiesen liegen hart dabei,
Und klingen ganz von Lustgeschrei
Der Schaf' und ihrer Hirten.

6. Die unverdroßne Bienenschar
Zeucht hin und her, sucht hier und dar
Ihr' edle Honigspeise;
Des süßen Weinstocks starker Saft
Kriegt täglich neue Stärk' und Kraft
In seinem schwachen Reise.

7. Der Weizen wächset mit Gewalt,
Darüber jauchzet Jung und Alt
Und rühmt die große Güte
Dess', der so überflüssig labt
Und mit so manchem Gut begabt
Das menschliche Gemüthe.

8. Ich selbsten kann und mag nicht ruh'n;
Des großen Gottes großes Thun
Erweckt mir alle Sinnen:
Ich singe mit, wenn Alles singt,
Und lasse, was dem Höchsten klingt,
Aus meinem Herzen rinnen.

9. Ach, denk' ich, bist du hie so schön,
Und läss'st du's uns so lieblich geh'n
Auf dieser armen Erden,
Was will doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und güld'nen Schlosse werden!

10. Welch' hohe Lust, welch' heller Schein
Wird wohl in Christi Garten sein!
Wie muß es da wohl klingen,
Da so viel tausend Seraphim,
Mit eingestimmtem Mund und Stimm'
Ihr Allelujah singen!

11. O, wär' ich da! O, stünd' ich schon,
Ach, süßer Gott! vor deinem Thron
Und trüge meine Palmen,
So wollt' ich nach der Engel Weis'
Erhöhen deines Namens Preis
Mit tausend schönen Psalmen.

12. Doch will ich gleichwohl, weil ich noch
Hier trage dieses Leibes Joch,
Auch nicht gar stille schweigen;
Mein Herze soll sich fort und fort
An diesem und an allem Ort
Zu deinem Lobe neigen.

13. Hilf nur und segne meinen Geist
Mit Segen, der vom Himmel fleußt,
Daß ich dir stetig blühe!
Gieb, daß der Sommer deiner Gnad'
In meiner Seelen früh' und spat
Viel Glaubensfrücht' erziehe.

14. Mach' in mir deinem Geiste Raum,
Daß ich dir werd' ein guter Baum,
Und laß mich wohl bekleiben:
Verleihe, daß zu deinem Ruhm
Ich deines Gartens schöne Blum'
Und Pflanze möge bleiben.

15. Erwähle mich zum Paradeis,
Und laß mich bis zum letzten Reif'
An Leib und Seele grünen;
So will ich dir und deiner Ehr'
Allein, und sonsten Keinem mehr,
Hier und dort ewig dienen.

Georg Neumark,

geboren den 16. März 1619 (oder 1621) zu Mühlhausen in Thüringen, besuchte seit 1630 das Gymnasium in Schleusingen, studirte von 1642 an in Königsberg Rechtswissenschaft, beschäftigte sich aber zugleich mit Musik und Dichtkunst, lebte 1649 und 1650 in Thorn, wurde 1651 Kanzleiregistrator und Bibliothekar in Weimar, 1653 in die „fruchtbringende Gesellschaft" aufgenommen, starb als herzoglicher Archivsecretär am 8. Juli 1681. — Geistliche und weltliche Lieder (letztere unbedeutend). — „Sei nur getrost und unverzagt."

18. Trostlied.

1. Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er wunderlich erhalten*)
In aller Noth und Traurigkeit;
Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

2. Was helfen uns die schweren Sorgen?
Was hilft uns unser Weh und Ach?
Was hilft es, daß wir alle Morgen
Beseufzen unser Ungemach?
Wir machen unser Kreuz und Leid
Nur größer durch die Traurigkeit.

3. Man halte nur ein wenig stille
Und sei doch in sich selbst vergnügt,
Wie unsers Gottes Gnadenwille,
Wie sein' Allwissenheit es fügt;
Gott, der uns ihm hat auserwählt,
Der weiß auch sehr wohl, was uns fehlt.

4. Er kennt die rechten Freudenstunden,
Er weiß wohl, was uns nützlich sei;
Wenn er uns nur hat treu erfunden
Und merket keine Heuchelei,
So kommt Gott, eh' wir uns verseh'n,
Und lässet uns viel Gut's gescheh'n.

*) Urtext: „Der wird ihn wunderlich erhalten."

5. Denk' nicht in deiner Drangsalshitze,
Daß du von Gott verlassen sei'st,
Und daß der Gott im Schoße sitze,
Der sich mit stetem Glücke speist:
Die Folgezeit verändert viel
Und setzet Jeglichem sein Ziel.
6. Es sind ja Gott sehr schlechte Sachen,
Und ist dem Höchsten Alles gleich,
Den Reichen klein und arm zu machen,
Den Armen aber groß und reich:
Gott ist der rechte Wundermann,
Der bald erhöh'n, bald stürzen kann.
7. Sing', bet' und geh' auf Gottes Wegen,
Verricht' das Deine nur getreu,
Und trau' des Himmels reichem Segen,
So wird er bei dir werden neu;
Denn welcher seine Zuversicht
Auf Gott setzt, den verläßt er nicht.

Johann Scheffler,

(Angelus Silesius), geboren 1624 zu Breslau, war 1643 auf der Universität zu Straßburg, dann in Holland, hierauf in Padua, 1649 Leibarzt des Herzogs von Oels, trat 1653 zur katholischen Kirche über, ward 1664 Hofmarschall des Fürstbischofs von Breslau, starb 1677. — Lyrische Gedichte, Sinngedichte, („Cherubinischer Wandersmann"). — „O du Liebe meiner Liebe." „Ich will dich lieben, meine Stärke." „Liebe, die du mich zum Bilde."

---

19. Ermahnung zur Nachfolge Jesu.

1. Mir nach! spricht Christus, unser Held,
Mir nach, ihr Christen alle!
Verläugnet euch, verlaßt die Welt,
Folgt meinem Ruf und Schalle,
Nehmt euer Kreuz und Ungemach
Auf euch, folgt meinem Wandel nach!
2. Ich bin das Licht, ich leucht' euch für
Mit heil'gem Tugend-Leben;
Wer zu mir kommt und folget mir,
Darf nicht im Finstern schweben;
Ich bin der Weg, ich weise wohl,
Wie man wahrhaftig wandeln soll.
3. Mein Herz ist voll Demüthigkeit,
Voll Liebe meine Seele;
Mein Mund der fleußt zu jeder Zeit

Von süßem Sanftmuthsöle,
Mein Geist, Gemüthe, Kraft und Sinn
Ist Gott ergeben, schaut auf ihn.
4. Fällt's euch zu schwer? ich geh' voran,
Ich steh' euch an der Seite,
Ich kämpfe selbst, ich brech' die Bahn,
Bin Alles in dem Streite.
Ein böser Knecht, der still darf steh'n,
Wenn er den Feldherrn an sieht geh'n.
5. Wer seine Seel' zu finden meint,
Wird sie ohn' mich verlieren;
Wer sie um mich verlieren scheint,
Wird sie in Gott einführen.
Wer nicht sein Kreuz nimmt und folgt mir,
Ist mein nicht werth und meiner Zier.
6. So laßt uns denn dem lieben Herrn
Mit Leib und Seel' nachgehen,
Und wohlgemuth, getrost und gern
Bei ihm in Leiden stehen;
Denn wer nicht kämpft, trägt auch die Kron'
Des ew'gen Lebens nicht davon.

Joachim Neander,

geboren 1650 in Bremen von reformirten Eltern, studirte Theologie, wurde durch den Prediger Under-Eyck (in Bremen) für den christlichen Glauben gewonnen, durch Spener darin bestärkt und befestigt, 1674 Rector der reform. Schule in Düsseldorf, dort aber seines Glaubens wegen verfolgt und vertrieben, 1679 zum Prediger seiner Vaterstadt berufen, starb den 31. Mai 1680. — Der bedeutendste Liederdichter der reformirten Kirche, der Paul Gerhardt derselben. — „Komm', o komm', du Geist des Lebens." „Sieh', hier bin ich, Ehrenkönig." „Wie flieht dahin der Menschen Zeit."

---

20. Der Lobende.

1. Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren,
Meine geliebete Seele, das ist mein Begehren,
Kommet zu Hauf',
Psalter und Harfe wacht auf,
Lasset die Musicam hören!
2. Lobet den Herren, der Alles so herrlich regieret,
Der dich auf Adelers Fittichen sicher geführet,
Der dich erhält,
Wie es dir selber gefällt;
Hast du nicht dieses verspüret?

3. Lobe den Herren, der künstlich und fein dich bereitet,
Der dir Gesundheit verliehen, dich freundlich geleitet;
In wie viel Noth
Hat nicht der gnädige Gott
Ueber dir Flügel gebreitet!
4. Lobe den Herren, der deinen Stand sichtbar gesegnet,
Der aus dem Himmel mit Strömen der Liebe geregnet;
Denke daran,
Was der Allmächtige kann,
Der dir mit Liebe begegnet!
5. Lobe den Herren, was in mir ist, lobe den Namen,
Alles, was Odem hat, lobe mit Abrahams Samen!
Er ist dein Licht:
Seele, vergiß es ja nicht!
Lobende, schließe mit Amen!

Christoph von Grimmelshausen,

spätestens 1625 geboren zu Gelnhausen (in Kurhessen), wurde Soldat, erwarb sich nachträglich noch gelehrte Kenntnisse, starb 1676 als bischöflich Straßburgischer Schultheiß in Renchen (in Baden).—Romane: Simplicissimus, Springinsfeld, Trutzsimplex u. a. — Schall der Nacht. V. Thl. Nr. 129.

Albrecht von Haller,

geb. den 8. Oktober 1708 zu Bern, studirte vom 15. bis 18. Jahre in Tübingen und Leyden Medicin, bereiste dann England und Frankreich, trieb in Basel fleißig Botanik und Mathematik, ward 1736 Professor der Medicin, Anatomie und Botanik zu Göttingen, 1749 geadelt, kehrte 1753 nach Bern zurück, verwaltete hier hohe Staatsämter, starb den 12. Dezember 1777. — Lyrische, beschreibende, didaktische Gedichte; politische Romane; gelehrte Werke in lateinischer Sprache. — „Die Alpen,“ größeres Gedicht, das zuerst Hallers Ruhm begründete.

---

21. Morgengedanken.
(1725.)

1. Der Mond verbirget sich, der Nebel grauer Schleier
Deckt Luft und Erde nicht mehr zu;
Der Sterne Glanz erblaßt, der Sonne reges Feuer
Stört alle Wesen aus der Ruh.
2. Der Himmel färbet sich mit Purpur und Saphiren,
Die frühe Morgenröthe lacht,
Und vor der Rosen Glanz, die ihre Stirne zieren,
Entflieht das bleiche Heer der Nacht.
3. Durch's rothe Morgenthor der heitern Sternenbühne,
Naht das verklärte Licht der Welt,
Die falben Wolken glühn von blitzendem Rubine,
Und brennend Gold bedeckt das Feld.

4. Die Rosen öffnen sich und spiegeln an der Sonne
Des kühlen Morgens Perlenthau;
Der Lilien Ambraduft belebt zu unsrer Wonne
Der zarten Blätter Atlasgrau.
5. Der wache Feldmann eilt mit Singen in die Felder
Und treibt vergnügt den schweren Pflug;
Der Vögel rege Schar erfüllet Luft und Wälder
Mit ihrer Stimm' und frühem Flug.
6. O Schöpfer! was ich seh', sind deiner Allmacht Werke;
Du bist die Seele der Natur!
Der Sterne Lauf und Licht, der Sonne Glanz und Stärke
Sind deiner Hand Geschöpf' und Spur.
7. Du steckst die Fackel an, die in dem Mond uns leuchtet,
Du giebst den Winden Flügel zu,
Du leih'st der Nacht den Thau, womit sie uns befeuchtet,
Du theilst der Sterne Lauf und Ruh.
8. Du hast der Berge Stoff aus Thon und Staub gedrehet,
Der Schachten Erz aus Sand geschmelzt;
Du hast das Firmament an seinen Ort erhöhet,
Der Wolken Kleid darum gewälzt.
9. Den Fisch, der Ströme bläs't und mit dem Schwanze stürmet,
Hast du mit Adern ausgehöhlt;
Du hast den Elephant aus Erden aufgethürmet
Und seinen Knochenberg beseelt.
10. Des weiten Himmelsraums saphirene Gewölber,
Gegründet auf den leeren Ort,
Der Gottheit große Stadt, begrenzt nur durch sich selber,
Hob aus dem Nichts dein einzig Wort.
11. Doch, dreimal großer Gott! es sind erschaffne Seelen
Für deine Thaten viel zu klein;
Sie sind unendlich groß, und wer sie will erzählen,
Muß, gleich wie du, ohn' Ende sein.
12. O Unbegreiflicher! ich bleib' in meinen Schranken,
Du, Sonne, blend'st mein schwaches Licht,
Und wem der Himmel selbst sein Wesen hat zu danken,
Braucht eines Wurmes Lobspruch nicht.

Friedrich von Hagedorn,

geb. den 23. April 1708 zu Hamburg, studirte in Jena die Rechte, besuchte 1729 London, ward 1733 Secretär einer englischen Handelsgesellschaft in Hamburg, starb daselbst den 28. Oktober 1754. — Lieder, Fabeln, Erzählungen, Lehrgedichte. — „Der Hahn und der Fuchs." IV. Thl. Nr. 103. „Das Hühnchen und der Diamant." „Der Mai" : „Der Nachtigall reizende Lieder."

---

22. Johann, der Seifensieder.

Johann, der muntre Seifensieder,
Erlernte viele schöne Lieder,
Und sang mit unbesorgtem Sinn
Vom Morgen bis zum Abend hin.
Sein Tagwerk konnt' ihm Nahrung bringen;
Und wann er aß, so mußt' er singen;
Und wenn er sang, so war's mit Lust,
Aus vollem Hals und freier Brust.
Beim Morgenbrot, beim Abendessen
Blieb Ton und Triller unvergessen;
Der schallte recht, und seine Kraft
Durchdrang die halbe Nachbarschaft.
Man horcht, man fragt: Wer singt schon wieder?
Wer ist's? — Der muntre Seifensieder.
  Im Lesen war er Anfangs schwach;
Er las nichts als den Almanach;
Doch lernt er auch nach Jahren beten,
Die Ordnung nicht zu übertreten,
Und schlief, dem Nachbar gleich zu sein,
Oft singend, öfter lesend ein.
Er schien fast glücklicher zu preisen,
Als die berufnen sieben Weisen,
Als manches Haupt gelehrter Welt,
Das sich schon für den achten hält.
  Es wohnte diesem in der Nähe
Ein Sprößling eigennütz'ger Ehe,
Der, stolz und steif und bürgerlich,
Im Schmausen keinem Fürsten wich,
Ein Garkoch richtender Verwandten,
Der Schwäger, Vettern, Nichten, Tanten,
Der stets zu halben Nächten fraß,
Und seiner Wechsel oft vergaß.
  Kaum hatte mit den Morgenstunden
Sein erster Schlaf sich eingefunden;
So ließ ihm den Genuß der Ruh'
Der nahe Sänger nimmer zu.
„Zum Henker! lärmst du dort schon wieder,
Vermaledeiter Seifensieder?
Ach, wäre doch, zu meinem Heil,
Der Schlaf hier wie die Austern feil!“
  Den Sänger, den er früh vernommen,
Läßt er an einem Morgen kommen

Und spricht: „Mein lustiger Johann!
Wie geht es Euch? Wie fangt Ihr's an?
Es rühmt ein Jeder Eure Waare,
Sagt, wie viel bringt sie Euch im Jahre?" —
„Im Jahre, Herr? mir fällt nicht bei,
Wie groß im Jahr mein Vortheil sei;
So rechn' ich nicht; ein Tag bescheret,
Was der, so auf ihn kommt, verzehret.
Das folgt im Jahr (ich weiß die Zahl)
Dreihundert fünfundsechzig Mal." —
„Ganz recht! doch könnt' Ihr mir nicht sagen,
Was pflegt ein Tag wohl einzutragen?" —
„Mein Herr, Ihr forschet allzusehr:
Der eine wenig, mancher mehr,
So wie's denn fällt. Mich zwingt zur Klage
Nichts als die vielen Feiertage;
Und wer sie alle roth gefärbt,
Der hatte wohl, wie Ihr, geerbt,
Dem war die Arbeit sehr zuwider,
Das war gewiß kein Seifensieder."
Dies schien den Reichen zu erfreun.
„Hans," spricht er, „Du sollst glücklich sein!
Jetzt bist Du nur ein schlechter Prahler.
Da hast Du baare fünfzig Thaler;
Nur unterlasse den Gesang!
Das Geld hat einen bessern Klang!"
Er dankt und schleicht mit scheuem Blicke,
Mit mehr als dieb'scher Furcht zurücke.
Er herzt den Beutel, den er hält,
Und zählt, und wägt, und schwenkt das Geld,
Das Geld, den Ursprung seiner Freude,
Und seiner Augen neue Weide.
Es wird mit stummer Lust beschaut
Und einem Kasten anvertraut,
Den Band und starke Schlösser hüten,
Beim Einbruch Dieben Trotz zu bieten,
Den auch der karge Thor bei Nacht
Aus banger Vorsicht selbst bewacht.
Sobald sich nur der Haushund reget,
Sobald der Kater sich beweget,
Durchsucht er Alles, bis er glaubt,
Daß ihn kein frecher Dieb beraubt,
Bis, oft gestoßen, oft geschmissen,
Sich endlich beide packen müssen:
Sein Mops, der keine Kunst vergaß,

Und wedelnd bei dem Kessel saß,
Sein Hinz, der Liebling junger Katzen,
So glatt von Fell, so weich von Tatzen.
Er lernt zuletzt, je mehr er spart,
Wie oft sich Sorg' und Reichthum paart,
Und manches Zärtlings dunkle Freuden
Ihn ewig von der Freiheit scheiden,
Die nur in reine Seelen strahlt,
Und deren Glück kein Gold bezahlt.
Dem Nachbar, den er stets gewecket,
Bis der das Geld ihm zugestecket,
Dem stellt er bald, aus Lust zur Ruh,
Den vollen Beutel wieder zu,
Und spricht: „Herr, lehrt mich beff're Sachen,
Als, statt des Singens, Geld bewachen!
Nehmt immer Euern Beutel hin,
Und laßt mir meinen frohen Sinn!
Fahrt fort, mich heimlich zu beneiden.
Ich tausche nicht mit Euren Freuden.
Der Himmel hat mich recht geliebt,
Der mir die Stimme wieder giebt.
Was ich gewesen, werd' ich wieder:
Johann, der muntre Seifensieder."

Christian Fürchtegott Gellert,

geb. den 4. Juli 1716 (1715 nach Cramer) zu Hainichen im Erzgebirge, besuchte von 1729 an die Fürstenschule in Meißen, studirte von 1734 in Leipzig Philosophie und Theologie, war 1739 Hauslehrer, kam 1741 wieder nach Leipzig, wurde dort 1744 Professor, starb den 13. Dec. 1769. — Erzählungen („Damokles", „der Prozeß"), Fabeln, geistliche Oden und Lieder, Lehrgedichte, Dramatisches, Abhandlungen und Reden, moralische Vorlesungen, Briefe. — „Kutschpferd und Ackergaul." III. Thl. Nr. 119. „Der Zeisig." III. Thl. Nr. 142.

---

23. Damokles.

Als den Tyrannen Dionys
Ein Schmeichler einstens glücklich pries,
Und aus dem Glanz der äußerlichen Ehre,
Aus reichem Ueberfluß an Volk und Gold erwies,
Daß sein Tyrann unendlich glücklich wäre;
Als dies Damokles einst gethan,
Fing Dionys zu diesem Schmeichler an:
So sehr mein Glück dich eingenommen,
So kennst du es doch unvollkommen;
Doch schmecktest du es selbst, wie würde dich's erfreun!
Willst du einmal an meiner Stelle sein?
Von Herzen gern! fällt ihm Damokles ein.

Ein goldner Stuhl wird schnell für ihn herbeigebracht.
Er sitzt und sieht auf beiden Seiten
Der Hohen größte Herrlichkeiten,
Die Stolz und Wollust ausgedacht.
Von Purpur prangen alle Wände,
Gold schmückt die Tafel aus, im Golde perlt der Wein.
Ein Wink! so eilen zwanzig Hände,
Des hohen Winkes werth zu sein.
Ein Wort! so fliegt die Menge schöner Knaben
Und sucht den Ruhm, dies Wort vollstreckt zu haben.
Von Wollust süß berauscht, von Herrlichkeit entzückt,
Schätzt sich Damokles für beglückt.
O Hoheit! ruft er aus, könnt' ich dich ewig schmecken!
Doch ach, was nimmt er plötzlich wahr?
Ein scharfes Schwert an einem Pferdehaar,
Das an der Decke hängt, erfüllt sein Herz mit Schrecken;
Er sieht die drohende Gefahr
Nah über seinem Haupte schweben.
Der Glückliche fängt an zu beben;
Er sieht nicht mehr auf seines Zimmers Pracht,
Nicht auf den Wein, der aus dem Golde lacht;
Er langt nicht mehr nach den schmackhaften Speisen,
Er hört nicht mehr der Sänger sanfte Weisen.
Ach! fängt er zitternd an zu schrein,
Laß mich, o Dionys, nicht länger glücklich sein!

24. Die Güte Gottes.

1. Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt,
Der mit verhärtetem Gemüthe
Den Dank erstickt, der ihm gebührt?
Nein, seine Liebe zu ermessen,
Sei ewig meine größte Pflicht.
Der Herr hat mein noch nie vergessen:
Vergiß, mein Herz, auch seiner nicht.
2. Wer hat mich wunderbar bereitet?
Der Gott, der meiner nicht bedarf.
Wer hat mit Langmuth mich geleitet?
Er, dessen Rath ich oft verwarf.
Wer stärkt den Frieden im Gewissen?
Wer giebt dem Geiste neue Kraft?
Wer läßt mich so viel Glück genießen?
Ist's nicht sein Arm, der Alles schafft?
3. Schau, o mein Geist, in jenes Leben,
Zu welchem du erschaffen bist,

Wo du, mit Herrlichkeit umgeben,
Gott ewig sehn wirst, wie er ist.
Du hast ein Recht zu diesen Freuden;
Durch Gottes Güte sind sie dein.
Sieh, darum mußte Christus leiden,
Damit du könntest selig sein!
4. Und diesen Gott sollt' ich nicht ehren?
Und seine Güte nicht verstehn?
Er sollte rufen, ich nicht hören?
Den Weg, den er mir zeigt, nicht gehn?
Sein Will' ist mir in's Herz geschrieben;
Sein Wort bestärkt ihn ewiglich:
Gott soll ich über Alles lieben
Und meinen Nächsten gleich als mich.
5. Dies ist mein Dank, dies ist sein Wille.
Ich soll vollkommen sein, wie er.
So lang' ich dies Gebot erfülle,
Stell' ich sein Bildniß in mir her.
Lebt seine Lieb' in meiner Seele,
So treibt sie mich zu jeder Pflicht;
Und ob ich schon aus Schwachheit fehle,
Herrscht doch in mir die Sünde nicht.
6. O Gott, laß deine Güt' und Liebe
Mir immerdar vor Augen sein!
Sie stärk' in mir die guten Triebe,
Mein ganzes Leben dir zu weihn.
Sie tröste mich zur Zeit der Schmerzen,
Sie leite mich zur Zeit des Glücks,
Und sie besieg' in meinem Herzen
Die Furcht des letzten Augenblicks.

25. Brief an den Grafen M. von Brühl.

Leipzig, den 20. Dec. 1754.

Mein lieber Graf!

Um Sie für Ihren letzten, mitten unter dem Ungestüme Ihrer Freunde und doch so schön geschriebenen Brief, so gut ich kann, zu belohnen, so schicke ich Ihnen etliche Bogen von den Cramer'schen Psalmen, und will Ihnen zugleich eine kleine Geschichte erzählen, die Ihrem guten Herzen nicht gleichgültig sein kann. Ein junger Preußischer Offizier *** hat hier von seiner verstorbenen Tante eine Erbschaft von fünf- oder sechstausend Thalern gethan. Ich habe ihn, weil er mich zu kennen verlanget, zweimal bei dem Advokaten T** gesprochen, und einmal mit ihm nebst diesem Manne gespeiset. Am Sonntage treffe ich ihn Abends

wieder da an. Ehe wir noch aßen, waren wir einen Augenblick allein. Ach, fing er mit einer schamhaften Offenherzigkeit an, Sie wissen es nicht, ich bin Ihr Schuldner, Ihr großer Schuldner, und ich bitte Sie inständig, nehmen Sie eine Erkenntlichkeit von mir an, und danken Sie mir nicht dafür. Zu gleicher Zeit drückte er mir ein Papier mit Geld in die Hand. — Sie mein Schuldner, mein Herr, der ich Sie in meinem Leben nicht gesehen und Ihnen nie den geringsten Dienst erwiesen? — Nun, ich ruhe nicht, Sie müssen es annehmen. Sie haben mein Herz durch Ihre Schriften gebessert; und gegen dieses Glück vertauschte ich die ganze Welt nicht. Jetzt kömmt Ihr Freund, lassen Sie mich nicht vergebens bitten. Er soll kein Zeuge meiner Schuldigkeit sein. — Ich nahm es und wußte vor freudiger Bestürzung nichts zu antworten. Als ich zu Hause das Papier öffnete, fand ich zwanzig Louisd'ors. Nun erschrak ich zum zweiten Male. Dieses freudige Schrecken that eine mächtige Wirkung auf mein Herz. Nicht das Geld (nein, das Geld konnte es nicht sein; dies dringt nie in das Innerste der Seele), bloßes Geld kann diese Freude nicht erregen, die ich fühlte. Nein, lieber Graf, ein Gedanke, ein dunkler Gedanke, den ich mich scheute, ganz zu denken, weil ich ihn vor Gott gedachte; ein Gedanke, daß ich nicht unnütze wäre, eine nicht ganz unvernehmliche Einsprache, daß ich getrost sein, daß ich aus diesem Vorfalle Muth schöpfen und nicht immer in Kummer versinken sollte; ein solcher Gedanke war es. Also bist du noch empfindlich? sagte ich bei mir selber. Also rührt dich doch noch etwas? Das Geld wolltest du gerne wieder einem ehrlichen Manne geben, wenn du nur den Eindruck dieser Begebenheit immer behalten könntest. Nichts, dachte ich zitternd, Nichts ist so klein, das nicht unter der göttlichen Regierung steht. Solltest du nicht glauben, daß er diese Begebenheit zu deiner Freude zugelassen hat? Zu deiner Freude? O, wer wärest du! Wie glücklich! Ein Herz gebessert! Ich trat näher zum Fenster und sah gen Himmel. — Allein gewisse Empfindungen kann und darf man auch seinen besten Freunden nicht sagen. Sobald man sie ausdrückt, so giebt vielleicht der Ehrgeiz heimlich die Farben dazu her. Genug, mein lieber Graf, es war ein glücklicher Abend für mich, für den ich Gott nicht genug danken kann. Mein gütiger Freund bat mich, seine Freundschaft zu verschweigen. Niemand soll sie auch wissen, als Sie und meine Schwester. Er hat sich bloß durch das Lesen guter Bücher aus den Vorurtheilen wider die Religion, womit ihn sein Stand angesteckt hatte, herausgerissen. Er ist ein gelassener, bescheidener und wirklich weiser Soldat; doch hat seine Miene noch einen Rest von einer vormaligen Traurigkeit, worunter sie aber nicht leidet. Er will als Soldat sterben, weil er einmal gelernt hat, was zu

diesem Stande gehört. Er schreibt gut, und will dies der Abhandlung vor*) meinen Briefen zu danken haben. Aber der gute Mann, sein Herz und nicht meine Abhandlung ist die Mutter seiner Schreibart. Ich habe ihm noch eine kleine Bibliothek aufgesetzet. — — —

Nun, das ist ein langer Brief, guter Graf. Meine ganze Brust thut mir weh, so lange habe ich gesessen. Leben Sie wohl; so glücklich, als ich mir zu sein wünsche, und bleiben Sie es bis an den letzten Ihrer Tage! Dies wäre also der letzte Brief in dem 1754. Jahre. Und in dem künftigen, wie wird es da sein? Gut! Nun das gebe Gott! Gellert.

Magnus Gottfried Lichtwer,

geb. den 30. Jan. 1719 zu Wurzen, studirte Jurisprudenz in Leipzig, ward Regierungsrath zu Halberstadt, wo er den 7. Juli 1743 starb. — Fabeln, Lehrgedichte. („Der Hänfling." V. Thl. Nr. 71.)

Ewald Christian von Kleist,

geb. den 7. März 1715 zu Zeblin in Pommern, besuchte vom 10. Jahre an die Jesuitenschule Cron in Groß-Polen, 1729 das Gymnasium zu Danzig, 1731 die Universität Königsberg, um die Rechte zu studiren, ward 1736 dänischer, 1740 preußischer Offizier, 1756 Major, starb den 24. August 1759 zu Frankfurt a. d. Oder an den in der Schlacht bei Kunersdorf (12. August) erhaltenen Wunden. — Lieder, Oden, Elegien, Idyllen. („Irin." V. Thl. Nr. 117.) Erzählungen, Fabeln („Der gelähmte Kranich." IV. Thl. Nr. 102.) „Der Frühling." (größere beschreibende Dichtung).

Johann Ludwig Gleim,

geb. den 2. April 1719 zu Ermsleben bei Ballenstädt am Harz, studirte 1738 auf der Universität Halle die Rechte, wurde Hauslehrer in Potsdam, 1747 Domsecretär in Halberstadt, später Canonicus, starb den 18. Febr. 1803. — Lieder („Lieder eines Grenadiers"), Fabeln, Sinngedichte.

26. Der Hirsch.

Ein Hirsch bewunderte sein prächtiges Geweih
Am Spiegel einer klaren Quelle.
Wie prächtig! auf derselben Stelle,
Wo Königskronen stehn! und wie so stolz, so frei!
Auch ist mein ganzer Leib vollkommen, nur allein
Die Beine nicht, die sollten stärker sein!
Und als er sie besieht, mit ernstlichem Gesicht,
Hört er im nahen Busch ein Jägerhorn erschallen,
Sieht eine Jagd von dem Gebirge fallen,
Erschrickt und flieht! Nun aber hilft ihm nicht

*) Die Abhandlung steht vor den Briefen, bildet die Einleitung dazu.

Das prächtige Geweih dem nahen Tod entfliehn,
Nicht sein vollkommner Leib, die Beine retten ihn!
Die reißen, wie ein Pfeil, die prächtige Gestalt
Mit sich durch's weite Feld und fliegen in den Wald!
Hier aber halten ihn, im vogelschnellen Lauf,
An starken Zweigen oft die vierzehn Enden auf.
Er reißt sich los und flucht darauf,
Lobt seine Beine nun und lernet noch im Fliehn
Das Nützliche dem Schönen vorzuziehn!

27. Das Pferd und der Esel.

Einst trug auf seinem schmalen Rücken
Ein Esel eine schwere Last,
Die fähig war, ihn todt zu drücken,
Ein ledig Pferd ging neben ihm.
„Du hast
Auf deinem Rücken nichts," sprach das geplagte Thier;
„Hilf, liebes Pferdchen, ach, ich bitte dich, hilf mir!"
„Was helfen!" sagt der grobe Gaul;
„Du bist der rechte Gast, du bist ein wenig faul!
Trag zu!" — —
„Ich sterbe, liebes Pferd —
Die Last erdrückt mich; rette mich!
Die Hälfte wär' ein Spiel für dich!"
„Ich kann nicht!" sprach das Pferd.
Kurz: unter dem zu schweren Sack
Erlag der Esel. Sack und Pack
Warf man dem groben Rappen auf;
Des Esels Haut noch oben drauf.

Justus Möser,

geb. den 14. Dec. 1720 zu Osnabrück, studirte 1740—42 zu Jena und Göttingen die Rechte, wurde Sachwalter, 1747 advocatus patriae und Syndicus der Ritterschaft, 1768 geheimer Referendar bei der Regierung, 1783 geh. Justizrath, starb den 8. Jan. 1794. — Osnabrückische Geschichte. Patriotische Phantasien u. A. — Die Bauernhäuser im Osnabrückischen. IV. Thl. Nr. 65.

---

28. Johann konnte nicht leben.

Eine alltägliche Geschichte.

„Hast du es dem Thorschreiber gesagt, Johann, daß er künftig seine schläfrigen Augen besser aufsperren und die Lügen unter Gottes Geleit, ich meine die Frachtbriefe der Kaufleute, nicht so blindlings für Wahrheiten halten solle?"

„Ja, Herr Kriegsrath; aber die Leute müssen auch leben, und nach dem bekannten Sprüchwort . . .“

„Kein Aber, mein guter Kerl! das bitte ich mir aus; und noch weniger Sprüchwörter, wenn sie auch aus deinem gestempelten A=B=C=Buch [1]) sein sollten. Sie sind mir verhaßter, als die Rechtsregeln, und du weißt schon aus der Erfahrung, daß dergleichen im Kammeretat [2]) nicht gut gethan werden.“

„Je nun, ich sage ja weiter nichts, als der Mann kann von den hundert Thalern, die er des Jahres hat, nicht leben, und wenn er die Augen zu weit aufthut, so thun die Kaufleute den Beutel zu.“

„Schon wieder eine Sentenz. [3]) Aber weißt du auch wohl, Johann, was Leben sei? Leben ist, ja Leben ist, daß man lebt. Aber wie? das ist die Sache. Der Fürst klagt, daß er nicht leben kann, der Feldmarschall kann nicht leben, der Kriegsrath kann nicht leben, der Thorschreiber kann nicht leben, und vielleicht kannst du auch von den zehn Thalern, die ich dir des Jahrs gebe, nicht leben. Das ist mir ein Leben, wovon der Schluß allezeit ist, wir müssen Betrüger werden. Wenn ich dich zum Thorschreiber beförderte, und dies ist doch dein größter Wunsch, so würdest du ja auch nicht leben können.“

„Freilich nicht, Herr Kriegsrath; aber ich hätte denn doch bessere Gelegenheit, als jetzt bei Ihnen, meine fünf Sinne zu gebrauchen. Wenn ich alsdann nur meine Augen des Tages einmal zuthue, so stehe ich weit besser, als wenn ich sie bei Ihnen Tag und Nacht aufsperre.“

„Und dennoch, du magst es mir nur auf mein Wort glauben, wirst du nicht leben können. Der König hörte einmal, daß ein Gartenjunge sich beschwerte, er könnte nicht leben. Er machte ihn darauf zu seinem Hofgärtner; allein er konnte wieder nicht leben. Er kam als Sekretär an die Gartenkanzlei; noch konnte er nicht leben. Er wurde endlich Oberaufseher aller Gärten und Lustschlösser; und nun glaubte der Fürst, er würde gewiß leben können. Aber nein; Bob, so hieß er, hielt jetzt Kutschen und Pferde, er hatte Bediente, hielt Tafel und spielte, als wenn er große Lieferungen gehabt hätte; und wie ihn sein Herr fragte, ob er nun leben könnte, so gab er ihm zur Antwort: Ach, gnädigster Herr! der Staat erfordert heutigen Tages so viel; es gehört so viel Ueberfluß zum Nothwendigen; man wird so wenig geachtet, wenn man nicht seinem Range gemäß lebt; die Frauen sind solche kostbare Puppen, und die Kinder, wenn ich sie standesmäßig er=

---

[1]) Kalender.
[2]) Kammer=Regierung, Etat (spr. Etah) = Ueberschlag der Einnahme.
[3]) Sinn= oder Denkspruch.

ziehen soll, erfordern so viel, daß es unmöglich, ja unmöglich ist, als Intendant[1]) des Jahres mit zweitausend Thalern auszukommen... Ich wette, Johann, du würdest auch Bob, oder wohl gar Herr von Bob werden, wenn du erst ein paar Jahr Thorschreiber gewesen wärest."

„Das käme auf die Probe an, Herr Kriegsrath. Indessen ist es doch so gut als eine gestempelte Wahrheit, daß, wenn die Frau Visitatorin ein schwarzes Mäntelchen trägt, meine künftige Frau als Thorschreiberin doch wenigstens eines von Seide haben müsse."

„Just so philosophirte Bob auch. Weißt du aber auch wohl, was er sagte, als er im Zuchthause von seiner Hände Arbeit leben mußte? Bin ich nicht ein erzdummer Narr gewesen, sagte er, daß ich mir grade die größten Narren zu Mustern gewählt habe! Ich dächte also, mein lieber Johann, wenn die Frau Visitatorin[2]) kollerte, so müßte die Frau Thorschreiberin dermaleinst Verstand genug besitzen, sich nach ihrer Decke zu strecken. Du thust aber wohl am besten, daß du das Heirathen noch eine Zeitlang aufschiebst. Denn wirklich, die Weiber sind es oft, welche die Männer in's Zuchthaus bringen; und du könntest ohne das leicht dahin kommen, wenn du die Augen so oft verschlössest."

„Ach, Herr Kriegsrath, das hat gute Wege. Wem der König ein Amt giebt, dem giebt er auch zu leben; dies erfordert die Billigkeit, die Gerechtigkeit und, was das Vornehmste ist, sein eigenes Interesse. Denn wer nicht gut lohnt, wird auch nicht gut bedient."

„Nun kein Wort mehr, ich mag das Gewäsche gar nicht mehr hören. Dein Bruder ist Küster, und zieht dreimal in der Woche an der Glocke. Er hat also ein Amt; und nun soll ihn das Amt auch ernähren? Das wäre eine erschreckliche Sache. Wenn Bediente, die alle Stunden des Tages und noch manche des Nachts ihrem Herrn aufopfern müssen, von ihrem Herrn fordern, daß er ihnen nach dem Stande, worein er sie setzt, zu leben gebe, so ist ihre Forderung gerecht. Allein daß der Mann, der ihm alle Monat ein Paar Schuhe macht, sogleich von diesen zwölf Paar Schuhen leben will, das ist unerträglich."

„Hören Sie, Herr Kriegsrath, mein voriger Herr, ein Bürgermeister, sprach ebenso. Wovon, sagte er zu dem vorigen Präsidenten, muß ich, müssen so viele Rathsherren leben? Wir sind nicht, gleich so vielen besoldeten Dienern, dem gemeinen Wesen in die Futterung gegeben. Nein, die Bürgerschaften haben von jeher ganz andere Grundsätze gehabt. Sie wählen bemittelte

---

[1]) Oberaufseher.
[2]) Visitator, Durchsucher, Besichtiger.

Leute zu Bürgermeistern, und fordern von dem Rathsherrn, daß er von seinem Fleiße leben solle. Sie belohnen sie mit Ehre, mit Achtung und mit Liebe. Dies ist ihre Besoldung, das eine Jahr wie das andere, und die beste Besoldung von jedem rechtschaffenen Manne. Die großen Herren haben übel gethan, daß sie zu allen gemeinen Verwaltungen lauter besoldete Diener angenommen haben, die alle klagen, daß sie nicht leben können, und nicht wissen, wie sie leben wollen. — Eine Zeitlang haben ihnen diese Diener plus über plus gebracht; aber am Ende nehmen sie plus über plus wieder weg, und der Herr hat nicht mehr übrig, als er vorher übrig hatte. Es schadet ihnen aber nichts, indem sie oft die schlechtesten Leute zu ihren Dienern annehmen, und dann ihre Diener über alle andre erheben, und diejenigen, welche keine andre Besoldungen, als die Liebe und den Segen ihrer Mitbürger haben, unbillig herabsetzen. In unserm Bürgerrath werden keine andre, als angesessene und angesehene Leute zugelassen. Die Bedienungen der Stadt werden als Reihelasten betrachtet, die jeder nach seiner Ordnung mit übernehmen muß. Keiner wird besoldet. Besoldungen sind für die Unterbedienten, die keinen Theil an unserer Ehre haben. Und die Unterbedienten, insbesondere aber den Untervogt und den Visitator, besolden wir kärglich, damit diese Leute nicht zu viel Zeit zum Spintisiren[1]) haben, sondern beim Graben, Spinnen und Arbeiten vergessen mögen, wie sehr sie die Bürger scheren können, wenn sie Alles auf's Schärfste suchen und Knötchen zu Knoten machen wollen. Wenn dergleichen Leute so viel Besoldung hätten, daß sie davon leben könnten, so würden sie müßige Spione abgeben und nicht für's gemeine Beste, sondern bloß für die Kasse sorgen. So sprach mein voriger Herr, der Bürgermeister, zum seligen Präsidenten. Und ich habe seitdem allezeit gewünscht, ein bemittelter Mann zu sein, das weiß der liebe Himmel."

„Ist deine Predigt aus, Johann? Nun so gehe hin und sage dem Thorschreiber, daß ihn der König seines Dienstes in Gnaden entlassen, und dich wieder an seine Stelle gesetzt habe..."

Wer war vergnügter als Johann? Er ward Thorschreiber, und konnte nicht leben. Er heirathete die Kammerjungfer der Frau Kriegsräthin, und konnte noch nicht leben. Er that alle Tage zweimal die Augen zu, und konnte doch alle die Mäntelchen von Seidenstoff, welche die Frau Thorschreiberin gebrauchte, nicht bezahlen. Sie betrog ihren Mann, und dessen ungeachtet konnte auch sie nicht leben. Sie kamen beide in's Zuchthaus. Nun konnten sie leben.

---

[1]) Grübeln, nachsinnen.

Friedrich Gottlieb Klopstock,

geb. den 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, verlebte seine Knabenjahre zu Friedeburg a. d. Saale, war 1743—1745 zu Schulpforta, 1745—1746 in Jena, dann in Leipzig, um Theologie zu studiren, 1748 Hauslehrer in Langensalza, 1750 bei Bodmer in Zürich, von 1751—1770 in Kopenhagen, dann mit kurzen Unterbrechungen (1774 in Karlsruhe) in Hamburg bis zu seinem Tode am 14. März 1803. — Oden, Elegien, Kirchenlieder, Dramatisches. Der Messias. — „Die Auferstehung." V. Thl. Nr. 132.

---

29. Psalm.

1. Um Erden wandeln Monde,
Erden um Sonnen,
Aller Sonnen Heere wandeln
Um Eine große Sonne:
„Vater unser, der du bist im Himmel!"

2. Auf allen diesen Welten, leuchtenden und erleuchteten,
Wohnen Geister, an Kräften ungleich und an Leibern;
Aber alle denken Gott und freuen sich Gottes.
„Geheiligt werde dein Name."

3. Er, der Hocherhabene,
Der allein ganz sich denken,
Seiner ganz sich freuen kann,
Machte den tiefen Entwurf
Zur Seligkeit aller seiner Weltbewohner.
„Zu uns komme dein Reich."

4. Wohl ihnen, daß nicht sie, daß er
Ihr Jetziges und ihr Zukünftiges ordnete,
Wohl ihnen, wohl!
Und wohl auch uns!
„Dein Wille gescheh',
Wie im Himmel, also auch auf Erden."

5. Er hebt mit dem Halme die Aehr' empor,
Reifet den goldnen Apfel, die Purpurtraube,
Weidet am Hügel das Lamm, das Reh im Walde:
Aber sein Donner rollet auch her,
Und die Schloße zerschmettert es
Am Halme, am Zweig', an dem Hügel und im Walde!
„Unser täglich Brot gieb uns heute!"

6. Ob wohl hoch über des Donners Bahn
Sünder auch und Sterbliche sind?
Dort auch der Freund zum Feinde wird?
Der Freund im Tode sich trennen muß?
„Vergieb uns unsere Schuld,
Wie wir vergeben unsern Schuldigern."

7. Gesonderte Pfade gehen zum hohen Ziel,
Zu der Glückseligkeit:
Einige krümmen sich durch Einöden;
Doch selbst an diesen sproßt es von Freuden auf
Und labet den Durstenden.
„Führ' uns nicht in Versuchung,
Sondern erlös' uns vom Uebel."

8. Anbetung dir, der die große Sonne
Mit Sonnen und Erden und Monden umgab,
Der Geister erschuf,
Ihre Seligkeit ordnete,
Die Aehre hebt,
Der dem Tode ruft,
Zum Ziele durch Einöden führt und den Wandrer labt,
Anbetung dir!
„Denn dein ist das Reich und die Macht
Und die Herrlichkeit. Amen!"

30. Die Frühlingsfeier.

1. Nicht in den Ocean der Welten alle
Will ich mich stürzen, schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffnen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten und in Entzückung vergehn!

2. Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur, will ich schweben und anbeten!
Halleluja! Halleluja! Der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch!

3. Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen,
Die Ströme des Lichts rauschten, und Siebengestirne wurden,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

4. Da ein Strom des Lichts rauscht' und unsre Sonne wurde,
Ein Wogensturz sich stürzte wie vom Felsen
Der Wolk' herab und den Orion gürtete,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

5. Wer sind die Tausendmaltausend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen und bewohnten? Und wer bin ich?
Halleluja dem Schaffenden! Mehr, wie die Erden, die quollen,
Mehr, wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten!

6. Aber du, Frühlingswürmchen,
Das grünlichgolden neben mir spielt,
Du lebst und bist vielleicht
Ach! nicht unsterblich!

7. Ich bin herausgegangen, anzubeten,
Und ich weine? Vergieb, vergieb
Auch diese Thräne dem Endlichen,
O du, der sein wird!

8. Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durch das dunkle Thal
Des Todes führen wird! Ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldene Würmchen hatte.

9. Bist du nur gebildeter Staub,
Sohn des Mai's, so werde denn
Wieder verfliegender Staub,
Oder was sonst der Ewige will!

10. Ergeuß von Neuem du, mein Auge,
Freudenthränen!
Du, meine Harfe,
Preise den Herrn!

11. Umwunden wieder, mit Palmen
Ist meine Harf' umwunden; ich singe dem Herrn.
Hier steh' ich. Rund um mich
Ist Alles Allmacht und Wunder Alles!

12. Mit tiefer Ehrfurcht schau ich die Schöpfung an,
Denn du,
Namenloser, du
Schufest sie!

13. Lüfte, die um mich weh'n und sanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr, der Unendliche!

14. Aber jetzt werden sie still, kaum athmen sie.
Die Morgensonne wird schwül;
Wolken strömen herauf;
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige!

15. Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die Winde!
Wie beugt sich der Wald, wie hebt sich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen sein kannst,
Ja, das bist du, sichtbar, Unendlicher!

16. Der Wald neigt sich, der Strom fliehet, und ich
Falle nicht auf mein Angesicht?
Herr, Herr, Gott, barmherzig und gnädig!
Du Naher, erbarme dich meiner!

17. Zürnest du, Herr,
Weil Nacht dein Gewand ist?
Diese Nacht ist Segen der Erde.
Vater, du zürnest nicht!

18. Sie kommt, Erfrischung auszuschütten
Ueber den stärkenden Halm,
Ueber die herzerfreuende Traube.
Vater, du zürnest nicht!

19. Alles ist still vor dir, du Naher!
Rings umher ist Alles still!
Auch das Würmchen, mit Golde bedeckt, merkt auf.
Ist es vielleicht nicht seelenlos? Ist es unsterblich?

20. Ach, vermöcht' ich dich, Herr, wie ich dürste, zu preisen!
Immer herrlicher offenbarest du dich!
Immer dunkler wird die Nacht um dich
Und voller von Segen!

21. Seht ihr den Zeugen des Nahen, den zückenden Strahl?
Hört ihr Jehovah's Donner?
Hört ihr ihn, hört ihr ihn,
Den erschütternden Donner des Herrn?

22. Herr, Herr, Gott,
Barmherzig und gnädig!
Angebetet, gepriesen
Sei dein herrlicher Name!

23. Und die Gewitterwinde? Sie tragen den Donner.
Wie sie rauschen, wie sie mit lauter Woge den Wald durchströmen!
Und nun schweigen sie. Langsam wandelt
Die schwarze Wolke.

24. Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen, den fliegenden Strahl?
Höret ihr hoch in der Wolke den Donner des Herrn?
Er ruft: Jehovah! Jehovah!
Und der geschmetterte Wald dampft,

25. Aber nicht unsere Hütte.
Unser Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor unserer Hütte vorüberzugehn!

26. Ach, schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen!
Nun ist — wie dürstete sie! — die Erd' erquickt
Und der Himmel der Segensfüll' entlastet!

27. Siehe, nun kommt Jehovah nicht mehr im Wetter;
In stillem, sanftem Säuseln
Kommt Jehovah,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens.

---

31. Die frühen Gräber.

1. Willkommen, o silberner Mond,
Schöner, stiller Gefährt' der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt; das Gewölk wallte nur hin.

2. Des Maies Erwachen ist nur
Schöner noch, wie die Sommernacht,
Wenn ihm Thau, hell wie Licht, aus der Locke träuft,
Und zu dem Hügel herauf röthlich er kömmt.

3. Ihr Edleren, ach, es bewächst
Eure Male schon ernstes Moos!
O, wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sahe sich röthen den Tag, schimmern die Nacht.

32. Morgenlied.

1. Wenn ich einst von jenem Schlummer,
Welcher Tod heißt, aufersteh',
Und von dieses Lebens Kummer
Frei, den schönern Morgen seh':
O, dann wach' ich anders auf,
Schon am Ziel ist dann mein Lauf!
Träume sind des Pilgers Sorgen,
Großer Tag! an deinem Morgen.

2. Hilf, daß keiner meiner Tage,
Geber der Unsterblichkeit,
Jenem Richtenden einst sage,
Er sei ganz von mir entweiht!
Auch noch heute wacht' ich auf:
Dank dir, Herr! Zu dir hinauf
Führ' mich jeder meiner Tage,
Jede Freude, jede Plage.

3. Daß ich gern sie vor mir sehe,
Wenn ihr letzter nun erscheint.
Wenn zum dunkeln Thal ich gehe,
Und mein Freund nun um mich weint:
Lind're dann des Todes Pein,
Und laß mich den Stärksten sein,
Mich, der ihn gen Himmel weise,
Und dich, Herr des Todes, preise!

Gotthold Ephraim Lessing,

geb. den 22. Jan. 1729 in Camenz in der Lausitz, vom 12. bis 18. Jahre auf der Fürstenschule in Meißen, 1746 in Leipzig, um Theologie zu studiren, widmete sich aber vorzugsweise der schönen Literatur und dem Theater, 1751 in Wittenberg, wo er eifrig studirte und sich die Magisterwürde erwarb, dann abwechselnd in Berlin (in Verbindung mit Moses Mendelssohn und Nicolai), Potsdam und Leipzig, 1760 Sekretär bei dem preuß. General von Tauenzien in Breslau, 1763 in Berlin, 1767 in Hamburg, 1770 Bibliothekar in Wolfenbüttel, 1775 Reise nach Italien, starb den 15. Febr. 1781 in Braunschweig. — Dramatische Werke (Miß Sara Sampson, Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan der Weise u. A.), Fabeln (Zeus und das Pferd. III. Thl. Nr. 120. Zeus und das Schaf. III. 122. Der Tanzbär IV. 23. Der Hamster und die Ameise. IV. 104. Das Roß und der Stier. IV. 105. Die Gans. IV. 106. Der Stier und der Hirsch. IV. 107. Der Besitzer des Bogens. IV. 108.), Sinngedichte, Oden, Lieder, Didaktisches, zahlreiche gelehrte Schriften.

---

33. Zerstreuung.

Ist es denn wahr, daß die Zerstreuung ein Gebrechen der Seele ist, dem unsere besten Bemühungen nicht abhelfen können? Sollte sie wirklich mehr natürliche Verwahrlosung als üble Angewohnheit sein? — Ich kann es nicht glauben. Sind wir nicht Meister unserer Aufmerksamkeit? Haben wir es nicht in unserer Gewalt, sie anzustrengen, sie abzuziehen, wie wir wollen? Und was ist die Zerstreuung anders, als ein unrechter Gebrauch unserer Aufmerksamkeit? Der Zerstreute denkt, und denkt nur das nicht, was er, seinen jetzigen sinnlichen Eindrücken zufolge, denken sollte. Seine Seele ist nicht entschlummert, nicht betäubt, nicht außer Thätigkeit gesetzt; sie ist nur anderwärts thätig. Aber so gut sie dort sein kann, so gut kann sie auch hier sein; es ist ihr natürlicher Beruf, bei den sinnlichen Veränderungen ihres Körpers gegenwärtig zu sein; es kostet Mühe, sich dieses Berufs zu entwöhnen, und es sollte unmöglich sein, ihr ihn wieder geläufig zu machen? —

34. Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück.

Ein Lustspiel in 5 Aufzügen.

Erster Aufzug.

Achter Auftritt.

Just. v. Tellheim.

v. Tellheim. Bist du da?

Just (indem er sich die Augen wischt). Ja!

v. Tellheim. Du hast geweint?

Just. Ich habe in der Küche meine Rechnung geschrieben, und die Küche ist voll Rauch. Hier ist sie, mein Herr.

v. Tellheim. Gieb her.

Just. Haben Sie Barmherzigkeit mit mir, mein Herr. Ich weiß wohl, daß die Menschen mit Ihnen keine haben; aber —

v. Tellheim. Was willst du?

Just. Ich hätte mir eher den Tod, als meinen Abschied vermuthet.

v. Tellheim. Ich kann dich nicht länger brauchen; ich muß mich ohne Bedienten behelfen lernen. (Schlägt die Rechnung auf und liest.) „Was der Herr Major mir schuldig: Drei und einen halben Monat Lohn, den Monat 6 Thaler, macht 21 Thlr. Seit dem ersten dieses an Kleinigkeiten ausgelegt 1 Thlr. 7 Gr. 9 Pf. Summa Summarum 22 Thlr. 7 Gr. 9. P." — Gut, und es ist billig, daß ich diesen laufenden Monat ganz bezahle.

Just. Die andere Seite, Herr Major —

v. Tellheim. Noch mehr? (Liest.) „Was dem Herrn Major ich schuldig: An den Feldscheerer für mich bezahlt 25 Thlr. Für Wartung und Pflege während meiner Kur für mich bezahlt 39 Thlr. Meinem abgebrannten und geplünderten Vater auf meine Bitte vorgeschossen, ohne die zwei Beutepferde zu rechnen, die er ihm geschenkt, 50 Thlr. Summa Summarum 114 Thlr. Davon abgezogen vorstehende 22 Thlr. 7 Gr. 9 Pf. Bleibe dem Herrn Major schuldig 91 Thlr. 16 Gr. 3 Pf." — Kerl, du bist toll! —

Just. Ich glaube es gern, daß ich Ihnen weit mehr koste. Aber es wäre verlorene Tinte, es dazu zu schreiben. Ich kann Ihnen das nicht bezahlen, und wenn Sie mir vollends die Liverei nehmen, die ich auch noch nicht verdient habe, — so wollte ich lieber, Sie hätten mich in dem Lazarethe krepiren lassen.

v. Tellheim. Wofür siehst du mich an? Du bist mir nichts schuldig, und ich will dich einem von meinen Bekannten empfehlen, bei dem du es besser haben sollst, als bei mir.

Just. Ich bin Ihnen nichts schuldig, und doch wollen Sie mich verstoßen?

v. Tellheim. Weil ich dir nichts schuldig werden will.

Just. Darum? nur darum? — So gewiß ich Ihnen schuldig bin, so gewiß Sie mir nichts schuldig werden können, so gewiß sollen Sie mich nun nicht verstoßen. — Machen Sie, was Sie wollen, Herr Major, ich bleibe bei Ihnen; ich muß bei Ihnen bleiben.

v. Tellheim. Und deine Hartnäckigkeit, dein Trotz, dein wildes ungestümes Wesen gegen Alle, von denen du meinst, daß sie dir nichts zu sagen haben, deine tückische Schadenfreude, deine Rachsucht — —

Just. Machen Sie mich so schlimm, wie Sie wollen, ich will darum doch nicht schlechter von mir denken, als von meinem

Hunde. Vorigen Winter ging ich in der Dämmerung an dem Kanale und hörte etwas winseln. Ich stieg herab und griff nach der Stimme, und glaubte ein Kind zu retten, und zog einen Pudel aus dem Wasser. Auch gut, dachte ich. Der Pudel kam mir nach, aber ich bin kein Liebhaber von Pudeln. Ich jagte ihn fort, umsonst; ich prügelte ihn von mir, umsonst. Ich ließ ihn des Nachts nicht in meine Kammer; er blieb vor der Thüre auf der Schwelle. Wo er mir zu nahe kam, stieß ich ihn mit dem Fuße: er schrie, sah mich an und wedelte mit dem Schwanze. Noch hat er keinen Bissen Brot aus meiner Hand bekommen, und doch bin ich der Einzige, dem er hört und der ihn anrühren darf. Er springt vor mir her und macht mir seine Künste unbefohlen vor. Es ist ein häßlicher Pudel, aber ein gar zu guter Hund. Wenn er es länger so treibt, so höre ich endlich auf, den Pudeln gram zu sein.

v. Tellheim (bei Seite). So wie ich ihm! Nein, es giebt keine völligen Unmenschen! — — Just, wir bleiben beisammen.

Just. Ganz gewiß! — Sie wollten sich ohne Bedienten behelfen? Sie vergessen Ihrer Blessuren und daß Sie nur eines Armes mächtig sind. Sie können sich ja nicht allein ankleiden. Ich bin ihnen unentbehrlich, und bin, — — ohne mich selbst zu rühmen, Herr Major — ich bin ein Bedienter, der — wenn das Schlimmste zum Schlimmen kommt — für seinen Herrn betteln und stehlen kann.

35. Nathan der Weise.

Ein dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen.

Dritter Aufzug.

Fünfter Auftritt.

Sālădīn und Nathan.

S. Tritt näher, Jude! — Näher! — Nur ganz her! —
Nur ohne Furcht!
N. Die bleiben deinem Feinde!
S. Du nennst dich Nathan?
N. Ja.
S. Den weisen Nathan?
N. Nein.
S. Wohl! nennst du dich nicht, nennt dich das Volk.
N. Kann sein, das Volk!
S. Du glaubst doch nicht, daß ich
Verächtlich von des Volkes Stimme denke? —
Ich habe längst gewünscht, den Mann zu kennen,
Den es den Weisen nennt.

N. Und wenn es ihn
Zum Spott so nennte? Wenn dem Volke weise
Nichts weiter wär' als klug? und klug nur der,
Der sich auf seinen Vortheil gut versteht?
S. Auf seinen wahren Vortheil, meinst du doch?
N. Dann freilich wär' der Eigennützigste
Der Klügste. Dann wär' freilich klug und weise
Nur eins.
S. Ich höre dich erweisen, was
Du widersprechen willst. — Des Menschen wahre
Vortheile, die das Volk nicht kennt, kennst du,
Hast du zu kennen wenigstens gesucht;
Hast drüber nachgedacht: das auch allein
Macht schon den Weisen.
N. Der sich Jeder dünkt
Zu sein.
S. Nun der Bescheidenheit genug!
Denn sie nur immerdar zu hören, wo
Man trockene Vernunft erwartet, ekelt. (Er springt auf.)
Laß uns zur Sache kommen! Aber, aber
Aufrichtig, Jud', aufrichtig!
N. Sultan, ich
Will sicherlich dich so bedienen, daß
Ich deiner fernern Kundschaft würdig bleibe.
S. Bedienen? wie?
N. Du sollst das Beste haben
Von Allem; sollst es um den billigsten
Preis haben.
S. Wovon sprichst du? doch wohl nicht
Von deinen Waaren? — Schachern wird mit dir
Schon meine Schwester. (Das der Horcherin!) —
Ich habe mit dem Kaufmann nichts zu thun.
N. So wirst du ohne Zweifel wissen wollen,
Was ich auf meinem Wege von dem Feinde,
Der allerdings sich wieder reget, etwa
Bemerkt, getroffen? — Wenn ich unverholen ....
S. Auch darauf bin ich eben nicht mit dir
Gesteuert. Davon weiß ich schon, so viel
Ich nöthig habe. — Kurz; —
N. Gebiete, Sultan.
S. Ich heische deinen Unterricht in ganz
Was Anderm, ganz was Anderm. — Da du nun
So weise bist; so sage mir doch einmal —
Was für ein Glaube, was für ein Gesetz
Hat dir am meisten eingeleuchtet?

N. Sultan,
Ich bin ein Jud'.
S. Und ich ein Muselmann.
Der Christ ist zwischen uns. — Von diesen drei
Religionen kann doch eine nur
Die wahre sein. — Ein Mann, wie du, bleibt da
Nicht stehen, wo der Zufall der Geburt
Ihn hingeworfen; oder wenn er bleibt,
Bleibt er aus Einsicht, Gründen, Wahl des Bessern.
Wohlan! so theile deine Einsicht mir
Denn mit. Laß mich die Gründe hören, denen
Ich selber nachzugrübeln nicht die Zeit
Gehabt. Laß mich die Wahl, die diese Gründe
Bestimmt, — versteht sich, im Vertrauen — wissen,
Damit ich sie zu meiner mache. — Wie?
Du stutzest? wägst mich mit dem Auge? — Kann
Wohl sein, daß ich der erste Sultan bin,
Der eine solche Grille hat, die mich
Doch eines Sultans eben nicht so ganz
Unwürdig dünkt. — Nicht wahr? So rede doch!
Sprich! — Oder willst du einen Augenblick,
Dich zu bedenken? Gut, ich geb' ihn dir. —
(Ob sie wohl horcht? Ich will sie doch belauschen;
Will hören, ob ich's recht gemacht. —) Denk' nach!
Geschwind denk' nach! Ich säume nicht, zurück
Zu kommen.
(Er geht in das Nebenzimmer, nach welchem sich Sittah begeben.)

Sechster Auftritt.

Nathan (allein).

Hm! hm! — wunderlich! — Wie ist
Mir denn? — Was will der Sultan? was? Ich bin
Auf Geld gefaßt, und er will — Wahrheit. Wahrheit!
Und will sie so, — so baar, so blank, — als ob
Die Wahrheit Münze wäre! — Ja, wenn noch
Uralte Münze, die gewogen ward! —
Das ginge noch! Allein so neue Münze,
Die nur der Stempel macht, die man auf's Brett
Nur zählen darf, das ist sie doch nun nicht!
Wie Geld in Sack, so striche man in Kopf
Auch Wahrheit ein? Wer ist denn hier der Jude?
Ich oder er? — Doch wie? Sollt' er auch wohl
Die Wahrheit nicht in Wahrheit fordern? — Zwar,
Zwar der Verdacht, daß er die Wahrheit nur

Als Falle brauche, wär' auch gar zu klein! —
Zu klein? — Was ist für einen Großen denn
Zu klein? — Gewiß, gewiß: er stürzte mit
Der Thüre so ins Haus! Man pocht doch, hört
Doch erst, wenn man als Freund sich naht. — Ich muß
Behutsam gehn! — und wie? wie das? — So ganz
Stockjude sein zu wollen, — geht schon nicht. —
Und ganz und gar nicht Jude, geht noch minder.
Denn, wenn kein Jude, dürft' er mich nur fragen,
Warum kein Muselmann? — Das war's! Das kann
Mich retten! — Nicht die Kinder bloß speist man
Mit Märchen ab. — Er kommt. — Er komme nur!

Siebenter Auftritt.

Saladin und Nathan.

S. (So ist das Feld hier rein!) — Ich komm' dir doch
Nicht zu geschwind zurück? Du bist zu Rande
Mit deiner Ueberlegung. — Nun so rede!
Es hört uns keine Seele.
N. Möcht' auch doch
Die ganze Welt uns hören.
S. So gewiß
Ist Nathan seiner Sache? Ha! das nenn'
Ich einen Weisen! Nie die Wahrheit zu
Verhehlen! für sie Alles auf das Spiel
Zu setzen! Leib und Leben! Gut und Blut!
N. Ja! ja! wenn's nöthig ist und nützt.
S. Von nun
An darf ich hoffen, einen meiner Titel,
Verbesserer der Welt und des Gesetzes,
Mit Recht zu führen.
N. Traun, ein schöner Titel!
Doch, Sultan, eh' ich mich dir ganz vertraue,
Erlaubst du wohl, dir ein Geschichtchen zu
Erzählen?
S. Warum das nicht? Ich bin stets
Ein Freund gewesen von Geschichtchen, gut
Erzählt.
N. Ja, gut erzählen, das ist nun
Wohl eben meine Sache nicht.
S. Schon wieder
So stolz bescheiden? — Mach'! erzähl', erzähle!
N. Vor grauen Jahren lebt' ein Mann im Osten,
Der einen Ring von unschätzbarem Werth'

Aus lieber Hand besaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann im Osten darum nie
Vom Finger ließ, und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bei seinem Hause zu
Erhalten? Nämlich so. Er ließ den Ring
Von seinen Söhnen dem Geliebtesten
Und setzte fest, daß dieser wiederum
Den Ring von seinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der Liebste sei; und stets der Liebste,
Ohn' Ansehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses werde. —
Versteh' mich, Sultan.
S. Ich versteh' dich. Weiter!
N. So kam nun dieser Ring, von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen,
Die alle drei ihm gleich gehorsam waren,
Die alle drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit schien ihm bald der, bald dieser, bald
Der dritte, — so wie jeder sich mit ihm
Allein befand, und sein ergießend Herz
Die andern zwei nicht theilten, — würdiger
Des Ringes, den er denn auch einem jedem
Die fromme Schwachheit hatte, zu versprechen.
Das ging nun so, so lang' es ging. — Allein
Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kommt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn, zwei
Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort
Verlassen, so zu kränken. — Was zu thun? —
Er sendet insgeheim zu einem Künstler,
Bei dem er, nach dem Muster seines Ringes
Zwei andere bestellt und weder Kosten
Noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann selbst der Vater seinen Musterring
Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
Er seine Söhne, jeden insbesondre;
Giebt jedem insbesondre seinen Segen, —
Und seinen Ring, — und stirbt. — Du hörst doch, Sultan?
S. (der sich betroffen von ihm gewandt).

Ich hör', ich höre! — Komm mit deinem Märchen
Nur bald zu Ende. — Wird's?

N. Ich bin zu Ende.
Denn was nun folgt, versteht sich ja von selbst. —
Kaum war der Vater todt, so kommt ein jeder
Mit seinem Ring, und jeder will der Fürst
Des Hauses sein. Man untersucht, man zankt,
Man klagt. Umsonst; der rechte Ring war nicht
Erweislich; —

(Nach einer Pause, in welcher er des Sultans Antwort erwartet.)

Fast so unerweislich, als
Uns jetzt — der rechte Glaube.

S. Wie? das soll
Die Antwort sein auf meine Frage? . . .

N. Soll
Mich bloß entschuldigen, wenn ich die Ringe
Mir nicht getrau' zu unterscheiden, die
Der Vater in der Absicht machen ließ,
Damit sie nicht zu unterscheiden wären.

S. Die Ringe! — Spiele nicht mit mir! — Ich dächte,
Daß die Religionen, die ich dir
Genannt, doch wohl zu unterscheiden wären,
Bis auf die Kleidung; bis auf Speis' und Trank!

N. Und nur von Seiten ihrer Gründe nicht. —
Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte?
Geschrieben oder überliefert! — Und
Geschichte muß doch wohl allein auf Treu
Und Glauben angenommen werden? — Nicht? —
Nun wessen Treu und Glauben zieht man denn
Am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch deren Blut wir sind? Doch deren, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? die uns nie getäuscht, als wo
Getäuscht zu werden uns heilsamer war? —
Wie kann ich meinen Vätern weniger,
Als du den deinen glauben? Oder umgekehrt:
Kann ich von dir verlangen, daß du deine
Vorfahren Lügen strafst, um meinen nicht
Zu widersprechen? Oder umgekehrt.
Das Nämliche gilt von den Christen. Nicht? —

S. (Bei dem Lebendigen! Der Mann hat Recht.
Ich muß verstummen.)

N. Laß auf unsre Ring'
Uns wieder kommen. Wie gesagt: die Söhne
Verklagten sich; und jeder schwur dem Richter,

Unmittelbar aus seines Vaters Hand
Den Ring zu haben — wie auch wahr! — nachdem
Er von ihm lange das Versprechen schon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genießen. — Wie nicht minder wahr! — Der Vater,
Betheur'te jeder, könne gegen ihn
Nicht falsch gewesen sein; und eh' er dieses
Von ihm, von einem solchen lieben Vater,
Argwöhnen lass': eh' müss' er seine Brüder,
So gern er sonst von ihnen nur das Beste
Bereit zu glauben sei, des falschen Spiels
Bezeihen; und er wolle die Verräther
Schon auszufinden wissen, sich schon rächen.
S. Und nun, der Richter? — Mich verlangt zu hören.
Was du den Richter sagen lässest. Sprich!
N. Der Richter sprach: Wenn ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle schafft, so weis' ich euch
Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Räthsel
Zu lösen da bin? Oder harret ihr,
Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne? —
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen,
Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß
Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun, wen lieben zwei
Von euch am meisten? — Macht, sagt an! Ihr schweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten? — O, so seid ihr alle drei
Betrogene Betrüger! Eure Ringe
Sind alle drei nicht echt. Der echte Ring
Vermuthlich ging verloren. Den Verlust
Zu bergen, zu ersetzen, ließ der Vater
Die drei für einen machen.
S. Herrlich! herrlich!
N. Und also, fuhr der Richter fort, wenn ihr
Nicht meinen Rath, statt meines Spruches, wollt:
Geht nur! — Mein Rath ist aber der: ihr nehmt
Die Sache völlig wie sie liegt. Hat von
Euch jeder seinen Ring von seinem Vater:
So glaube jeder sicher seinen Ring
Den echten. — Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des Einen Rings nicht länger
In seinem Hause dulden wollen! — Und gewiß,
Daß er euch alle drei geliebt und gleich

Geliebt: indem er zwei nicht drücken mögen,
Um einen zu begünstigen. — Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestoch'nen,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hülf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei euren Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad' ich über tausend tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weis'rer Mann auf diesem Stuhle sitzen,
Als ich, und sprechen. Geht! — So sagte der
Bescheidne Richter.
S. Gott! Gott!
N. Saladin,
Wenn du dich fühlest, dieser weisere
Versprochene Mann zu sein . . .
S. (der auf ihn zustürzt und seine Hand ergreift, die er bis zu Ende nicht wieder fahren läßt.)
Ich Staub? Ich Nichts?
O Gott!
N. Was ist dir, Sultan?
S. Nathan, lieber Nathan!
Die tausend tausend Jahre deines Richters
Sind noch nicht um. — Sein Richterstuhl ist nicht
Der meine. — Geh! — Geh! — Aber sei mein Freund.
N. Und weiter hätte Saladin mir nichts
Zu sagen?
S. Nichts.
N. Nichts?
S. Gar nichts. — Und warum?
N. Ich hätte noch Gelegenheit gewünscht,
Dir eine Bitte vorzutragen.
S. Braucht's
Gelegenheit zu einer Bitte? — Rede!
N. Ich komm' von einer weiten Reis', auf welcher
Ich Schulden eingetrieben. — Fast hab' ich
Des baaren Gelds zu viel. — Die Zeit beginnt
Bedenklich wiederum zu werden; — und
Ich weiß nicht recht, wo sicher damit hin. —
Da dacht' ich, ob nicht du vielleicht, — weil doch

Ein naher Krieg des Geldes immer mehr
Erfordert, — etwas brauchen könnteſt.
S. (ihm ſteif in die Augen ſehend). Nathan! —
Ich will nicht fragen, ob Al-Hafi ſchon
Bei dir geweſen; — will nicht unterſuchen,
Ob dich nicht ſonſt ein Argwohn treibt, mir dieſes
Erbieten freierdings zu thun . . .
N. Ein Argwohn?
S. Ich bin ihn werth. — Verzeih' mir! — denn was hilft's?
Ich muß dir nur geſtehen — daß ich im
Begriffe war —
N. Doch nicht, das Nämliche
An mich zu ſuchen?
S. Allerdings.
N. So wär'
Uns beiden ja geholfen! Daß ich aber
Dir alle meine Baarſchaft nicht kann ſchicken,
Das macht der junge Tempelherr. Du kennſt
Ihn ja. Ihm hab' ich eine große Poſt
Vorher noch zu bezahlen.
S. Tempelherr?
Du wirſt doch meine ſchlimmſten Feinde nicht
Mit deinem Geld auch unterſtützen wollen?
N. Ich ſpreche von dem einen nur, dem du
Das Leben ſparteſt . . .
S. Ah! woran erinnerſt
Du mich! — Hab' ich doch dieſen Jüngling ganz
Vergeſſen! — Kennſt du ihn? — Wo iſt er?
N. Wie?
So weißt du nicht, wie viel von deiner Gnade
Für ihn, durch ihn auf mich gefloſſen? Er,
Er mit Gefahr des neu erhaltnen Lebens,
Hat meine Tochter aus dem Feu'r gerettet.
S. Er? Hat er das? — Ha! darnach ſah er aus.
Das hätte, traun! mein Bruder auch gethan,
Dem er ſo ähnelt! — Iſt er denn noch hier?
So bring' ihn her! — Ich habe meiner Schweſter
Von dieſem ihrem Bruder, den ſie nicht
Gekannt, ſo viel erzählet, daß ich ſie
Sein Ebenbild doch auch muß ſehen laſſen! —
Geh', hol' ihn! — Wie aus Einer guten That,
Gebar ſie auch ſchon bloße Leidenſchaft,
Doch ſo viel andre gute Thaten fließen!
Geh', hol' ihn!

N. (indem er Saladins Hand fahren läßt).
Augenblicks! Und bei dem Andern
Bleibt es doch auch? (Ab.)
S. Ah! daß ich meine Schwester
Nicht horchen lassen! — Zu ihr! zu ihr! — Denn
Wie soll ich alles das ihr nun erzählen?
(Ab von der andern Seite.)

Christoph Martin Wieland,

geb. den 5. Sept. 1733 zu Oberholzheim bei Biberach, erhielt schon sehr früh Unterricht von seinem Vater, kam nach dem 14. Lebensjahre auf die Schule zu Kloster Bergen bei Magdeburg, dann auf die Universitäten Erfurt und Tübingen, um Jurisprudenz zu studiren, besuchte auf Bodmers Einladung 1752 die Schweiz, ward 1760 Kanzleidirector in Biberach, 1769 Professor der Philosophie in Erfurt, 1772 Prinzenerzieher in Weimar, starb den 20. Jan. 1813. — Rittergedichte (Oberon), komische Erzählungen und Märchen, Didaktisches, Dramatisches, Romane (Agathon, Aristippus, die Abderiten u. A.).

---

36. An Kleonidas.

Sokrates.

(Aus Aristipp. Thl. 1.)

Du zweifelst nicht, daß eine meiner ersten Sorgen war, mich von Antisthenes bei seinem ehrwürdigen Freunde (Sokrates) einführen zu lassen.

Es wäre schwer, dir den Eindruck zu beschreiben, womit mich der erste Anblick dieses außerordentlichen Mannes überraschte. Meine Einbildungskraft (welcher ich überhaupt wenig Gehör zu geben pflege, weil sie mich fast immer irre führt) hatte sich ohne Zuthun meines Willens eine Vorstellung gemacht, wie Jemand aussehen müsse, um Sokrates zu sein: und nun fand sich's, daß diese Vorstellung unter allen Sterblichen Keinem weniger anpaßte, als dem wirklichen Sokrates. Ich stand einen Augenblick etwas betroffen da, war aber kaum eine halbe Stunde bei ihm gewesen, als ich nicht nur mit dem Unerwarteten in seiner Gesichtsbildung völlig ausgesöhnt war, sondern mir sogar schon in den Kopf gesetzt hatte, daß er so aussehen müsse, und daß kein anderes Aeußerliches geschickter gewesen wäre, seinen innern Charakter schneller anzukündigen und stärker auszusprechen, als gerade dieses. Denke dir einen korpulenten, breitschultrigen alten Mann, mit einem bis an die Seitenhaare kahlen Silenenkopfe, und dem rüstigen Ansehen eines Abkömmlings der Sieger bei Mărathon und Sălamis; und ermiß nun selbst, welch' einen Contrast eine solche Figur mit der Erwartung eines jungen Menschen machte, der sich, nach einem ziemlich allgemeinen Vorurtheil, einen wegen seiner Weis-

heit und Geistesgröße berühmten Mann nicht anders als mit dem Kopfe eines Pythagŏras oder Solon denken konnte! Aber der vielumfassende Verstand, der in dieser hohen und breiten, über den buschigen Augenbrauen sich weit hervor wölbenden Stirne wohnt; der Geist, der aus diesen stieren Augen blitzt, und dir mit jedem Blick bis auf den Grund deines Innern zu sehen scheint, der entschiedene Ausdruck eines festen, männlichen, keiner Furcht noch Schwäche fähigen Charakters, einer unwandelbaren Heiterkeit und Gleichmüthigkeit, und einer biedern, allen Menschen wohlwollenden Seele, dieser Ausdruck, der seinem ganzen Gesicht scharf und tief aufgeprägt ist, macht in wenigen Augenblicken den ersten widrigen Eindruck schwinden; du fühlst dich immer stärker und stärker von ihm angezogen; ein unerklärbarer Zauber hält dich in seinem Kreise fest, und du wünschest, dich in deinem ganzen Leben nie wieder von ihm entfernen zu dürfen. Wundre dich nicht, Lieber, daß ich mich so lange bei der Physiognomie des Sokrates verweile; denn ich habe mir in den fünf bis sechs Wochen, seit ich mit ihm lebe, ein ganz eigenes Studium aus ihr gemacht, und ich bin gewiß, daß sie einen wesentlichen Antheil an der außerordentlichen Gewalt und Ueberlegenheit hat, die dieser Mann — der, seinem Aufzuge und seinen Glücksumständen nach, in ganz Athen Wenige unter sich sieht, — über alle Menschen, die sich ihm nähern, zu behaupten weiß. Ich habe ihn während dieser Zeit, da ich selten von seiner Seite komme, nicht einen Augenblick anders, als heiter und freundlich gesehen; aber Antisthĕnes versichert mich, daß sich nichts Fürchterlicher's denken lasse, als das drohende Gesicht, womit er in einem Handgemenge vor den Mauern von Potidäa einen feindlichen Trupp, der sich des verwundeten Alcibiades bemächtigen wollte, zurückgescheucht habe, und ich begreife vollkommen, daß er, sobald er will, grimmig genug aussehen kann, um einem Löwen Angst einzujagen. Ohne Zweifel ist gerade dies die Ursache, warum der Ausdruck von Wohlmeinung und Güte eine so große Wirkung in seinem Gesicht thut, weil die natürliche Schönheit der Züge so wenig dazu beiträgt, und man also um so gewisser sein kann, daß es der Ausdruck wahrer Gesinnungen ist, und unmittelbar aus dem Herzen kommt. Das Nämliche gilt (in seiner Art) von dem ziemlich nahe an Hohn grenzenden Spotte, der in den aufgestülpten Nüstern seiner Delphinen-Nase lauert, aber durch die gewöhnliche heitere Freundlichkeit seiner Augen und das gutherzige Lächeln seines dicklippigen Mundes so sonderbar gemildert wird, daß er aufhört, Spott zu sein, oder daß nur gerade so viel davon übrig bleibt, um seiner Art zu scherzen und der ihm eigenen Ironie etwas Säuerlichsüßes zu geben, das unendlich angenehm ist, aber sich weder beschreiben noch nachmachen läßt. Kurz, ich

bin gewiß, diese sonderbare Mischung von Weisheit und Einfalt, von Ernst und Muthwillen, von Gleichmüthigkeit und genialischer Laune, Stolz und Bescheidenheit, Treuherzigkeit und Kausticität [1]), die das Eigenthümliche seines Charakters ausmacht, und wodurch er mit Einem Worte Sokrates ist, könnte gar nicht stattfinden, wenn ihm die Natur eine regelmäßige Gesichtsbildung gegeben hätte, und gerade diese, die er hat, sei diejenige, welche der in ihm wohnende Genius sich besser als eine andere anpassen konnte.

37. Oberon.

Ein romantisches Heldengedicht in zwölf Gesängen.

Erster Gesang.

(Stanze 12—27).

12. Drauf geht es mit verhängtem Zügel
Auf Bagdad los. Stets denkt er, kommt es bald?
Allein da lag noch mancher steile Hügel
Und manche Wüstenei und mancher dicke Wald
Dazwischen. Schlimm genug, daß in den Heidenlanden
Die schöne Sprache von Ok was Unerhörtes war:
Ist dies der nächste Weg nach Bagdad? fragt er zwar
An jedem Thore, doch von keiner Seele verstanden.
13. Einst traf der Weg, der eben vor ihm lag,
Auf einen Wald. Er ritt bei Sturm und Regen
Bald links, bald rechts, den ganzen langen Tag,
Und mußt' oft erst mit seinem breiten Degen
Durch's wilde Gebüsch sich einen Ausgang hau'n.
Er ritt bergan, um freier umzuschaun.
Weh' ihm! der Wald scheint sich von allen Seiten,
Je mehr er schaut, je weiter auszubreiten.
14. Was ganz natürlich war, däucht' ihm ein Zauberspiel.
Wie wird ihm erst, da in so wilden Gründen,
Woraus kaum möglich war, bei Tage sich zu finden,
Zuletzt die Nacht ihn überfiel!
Sein Ungemach erreichte nun den Gipfel.
Kein Sternchen glimmt durch die verwachs'nen Wipfel:
Er führt sein Pferd, so gut er kann, am Zaum,
Und stößt bei jedem Tritt die Stirn an einen Baum.
15. Die dichte, rabenschwarze Hülle,
Die um den Himmel liegt, ein unbekannter Wald,
Und, was zum ersten Mal in seine Ohren schallt,

---

[1]) Das Brennende, Beizende, Aetzende, hier so viel als scharf treffendes Urtheil.

Der Löwen donnerndes Gebrülle
Tief aus den Bergen her, das, durch die Todesstille
Der Nacht noch schrecklicher, von Felsen wiederhallt:
Den Mann, der nie gebebt in seinem ganzen Leben,
Den machte alles dies zum ersten Mal erbeben!
16. Auch unser Held, wiewohl kein Weibessohn
Ihn jemals zittern sah, fühlt' doch bei diesem Ton
An Arm und Knie die Sehnen sich entstricken,
Und wider Willen läuft's ihm eiskalt über'n Rücken.
Allein den Muth, der ihn nach Babylon
Zu gehen treibt, kann keine Furcht ersticken;
Und mit gezognem Schwert, sein Roß stets an der Hand,
Ersteigt er einen Pfad, der sich zum Felsen wand.
17. Er war nicht lange fortgegangen,
So glaubt er in der Fern' den Schein von Feuer zu seh'n.
Der Anblick pumpt sogleich mehr Blut in seine Wangen,
Und zwischen Zweifel und Verlangen,
Ein menschlich Wesen vielleicht in diesen öden Höh'n
Zu finden, fährt er fort, dem Schimmer nachzugeh'n,
Der bald erstirbt und bald sich wieder zeiget,
Sowie der Pfad sich senket oder steiget.
18. Auf einmal gähnt im tiefsten Felsengrund
Ihn eine Höhle an, vor deren finsterm Schlund
Ein prasselnd Feuer flammt. In wunderbaren Gestalten
Ragt aus der dunkeln Nacht das angestrahlte Gestein,
Mit wildem Gebüsche versetzt, das aus den schwarzen Spalten
Herabnickt und im Wiederschein
Als grünes Feuer brennt. Mit lustvermengtem Grauen
Bleibt unser Ritter steh'n, den Zauber anzuschauen.
19. Indem schallt aus dem Bauch der Gruft ein donnernd Halt!
Und plötzlich stand vor ihm ein Mann von rauher Gestalt,
Mit einem Mantel bedeckt von wilden Katzenfellen,
Der, grob zusammen geflickt, die rauhen Schenkel schlug;
Ein graulich schwarzer Bart hing ihm in krausen Wellen
Bis auf den Magen herab, und auf der Schulter trug
Er einen Cedernast als Keule, schwer genug,
Den größten Stier auf einen Schlag zu fällen.
20. Der Ritter, ohne vor dem Mann
Und seiner Ceder und seinem Bart zu erschrecken,
Beginnt in der Sprache von Ok, der einz'gen, die er kann,
Ihm seinen Nothstand zu entdecken.
„Was hör' ich?" ruft entzückt der alte Waldmann aus:
„O süße Musik vom Ufer der Garonne!
Schon sechzehnmal durchläuft den Sternenkreis die Sonne,
Und alle die Zeit entbehr' ich diesen Ohrenschmaus.

21. Willkommen, edler Herr, auf Libanon, willkommen!
Wiewohl sich leicht erachten läßt,
Daß Ihr den Weg in dieses Drachennest
Um meinetwillen nicht genommen.
Kommt, ruhet aus, und nehmt ein leichtes Mahl für gut,
Wobei die Freundlichkeit des Wirths das Beste thut.
Mein Wein (er springt aus diesem Felsenkeller)
Verdünnt das Blut und macht die Augen heller."
22. Der Held, dem dieser Gruß gar große Freude gab,
Folgt ungesäumt dem Landsmann in die Grotte,
Legt traulich Helm und Panzer ab
Und steht entwaffnet da, gleich einem jungen Gotte.
Dem Waldmann wird, als rühr' ihn Alquifs Stab,
Da jener jetzt den blanken Helm entschnallet,
Und ihm den schlanken Rücken hinab
Sein langes gelbes Haar in großen Ringen wallet.
23. „Wie ähnlich," ruft er, „o wie ähnlich, Stück für Stück!
Stirn, Auge, Mund und Haar!" — „Wem ähnlich?" fragt der Ritter.
„Verzeihung, junger Mann! Es war ein Augenblick,
Ein Traum aus beſſ'rer Zeit! so süß und auch so bitter!
Es kann nicht sein! — Und doch, wie Euch dies schöne Haar
Den Rücken herunter fiel, war mir's, ich säh' ihn selber
Von Kopf zu Fuß. Bei Gott! sein Abdruck, ganz und gar;
Nur er von breit'rer Brust, und Eure Locken gelber.
24. Ihr seid der Sprache nach aus meinem Lande; vielleicht
Ist's nicht umsonst, daß Ihr dem guten Herrn so gleicht,
Um den ich hier in diesem wilden Haine,
So fern von meinem Volk, schon sechzehn Jahre weine.
Ach, ihn zu überleben, war
Mein Schicksal! Diese Hand hat ihm die Augen geschlossen,
Dies Auge sein frühes Grab mit treuen Zähren begossen,
Und jetzt, ihn wieder in Euch zu seh'n, wie wunderbar!"
25. „Der Zufall spielt zuweilen solche Spiele,"
Versetzt der Jüngling. — „Sei es dann,"
Fährt jener fort; „genug, mein wackrer junger Mann,
Die Liebe, womit ich mich zu Euch gezogen fühle,
Ist, traun! kein Wahn; und gönnet ihr den Lohn,
Daß Scherasmin bei Eurem Namen Euch nenne?"
„Mein Nam' ist Hüon, Erb' und Sohn
Des braven Siegewin, einst Herzogs von Guyenne."
26. „O," ruft der Alte, der ihm zu Füßen fällt,
„So log mein Herz mir nicht! O, tausendmal willkommen
In diesem einsamen unwirthbaren Theil der Welt,
Willkommen, Sohn des ritterlichen, frommen.

Preiswerthen Herrn, mit dem in meiner bessern Zeit
Ich manches Abenteu'r in Schimpf und Ernst bestanden!
Ihr hüpftet noch im ersten Flügelkleid,
Als wir zum heil'gen Grab zu fahren uns verbanden.
27. Wer hätte dazumal gedacht,
Wir würden uns in diesen Felsenschlünden
Auf Libanon nach achtzehn Jahren finden?
Verzweifle Keiner je, dem in der trübsten Nacht
Der Hoffnung letzte Sterne schwinden!
Doch, Herr, verzeiht, daß mich die Freude plaudern macht.
Laßt mich vielmehr vor allen Dingen fragen,
Was für ein Sturmwind Euch in dieses Land verschlagen?"

Gottlieb Konrad Pfeffel,

geb. den 28. Juni 1736 zu Kolmar im Elsaß, studirte nach zurückgelegtem 15. Jahre in Halle Jurisprudenz, erblindete im 21. Jahre, gründete 1773 ein Erziehungsinstitut in seiner Vaterstadt, das während der Revolution einging, wurde 1803 Präsident des Consistoriums, starb den 1. Mai 1809. — Fabeln (Das Johanniswürmchen. III. Thl. Nr. 59. Hund und Kuh. III. 126. Die Stufenleiter. IV. 101.), Parabeln, poetische Erzählungen.

Johann Jakob Engel,

geb. den 11. Sept. 1741 zu Parchim in Mecklenburg, besuchte anfangs die Ortsschule, dann das Gymnasium und zwei Jahre darauf die Akademie zu Rostock, um Theologie zu studiren, 1765 Leipzig, wo er sich der Philosophie und Philologie widmete, wurde 1776 Prof. am Joachimsthaler Gymnasium zu Berlin, Lehrer der Prinzen und Prinzessinnen des königl. Hauses, namentlich auch Friedrich Wilhelms III., 1787 Director des Berliner Theaters, starb auf einer Reise in Parchim den 28. Juni 1802. — Populäre philosophische Schriften („Der Philosoph für die Welt."), Schauspiele („Lorenz Stark.").

---

38. Lebensweisheit des alten Witt.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als Mancher, der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand Geschichtchen, die er sich hie und da aus eigner Erfahrung gesammelt hatte. Poetisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr praktisches, und das Besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwei und zwei zusammengehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — Ei! fing der alte Witt an und schmunzelte: wär' ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagt's, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde — —

Je nun, wenn Er das werden will, das ist leicht. — Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was? wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till! Und muß es dann anders machen, wie die.

Als zum Exempel? —

Als zum Exempel, Herr Till: So lebte dahier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus; ein dürres, grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer herum und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — Und einem in's Gesicht sehen, das that er noch weniger: immer guckt' er ganz finster in sich hinein. — Wie meint Er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?

Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf.

Ja, es hat sich wohl! „Einen Narren!" — Hui! dacht' ich da bei mir selbst — denn der Titel stand mir nicht an —, wie der Herr Veit muß man's nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hinein sehen: das taugt nicht. Sieh du den Leuten dreist in's Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen; pfui! Sprich du lieber mit Andern! — Nun, was dünkt Ihm, Herr Till? Hatt' ich da Recht? —

Ei ja wohl! Allerdings!

Aber ich weiß nicht. So ganz doch wohl nicht. Denn da lief noch ein Anderer herum; das war der Tanzmeister, Herr Flink: der guckte aller Welt in's Gesicht und plauderte mit Allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum. Und den, Herr Till — wie meint Er wohl, daß die Leute den wieder hießen?

Einen lustigen Kopf? —

Beinahe! Sie hießen ihn — auch einen Narren. Hui, dacht' ich da wieder, das ist doch drollig! Wie mußt du's denn machen, um klug zu heißen? Weder ganz, wie der Herr Veit, noch ganz, wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten hübsch dreist in's Gesicht, wie der Eine, und dann siehst du hübsch bedächtig in dich hinein, wie der Andere. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr Veit. — Sieht Er, Herr Till? So hab' ich's gemacht, und das ist das ganze Geheimniß.

Ein andermal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. — Ei was? fing der alte Witt an und schüttelte ihn: Er muß das Glück nur suchen, Herr Flau; Er muß darnach aus sein.

Das bin ich ja lange; aber was hilft's? — Immer kommt ein Streich über den andern! Künftig leg' ich die Hände lieber gar in den Schoß und bleibe zu Hause. —

Ach, nicht doch! nicht doch, Herr Flau! Gehn muß Er immer darnach, aber sich nur hübsch in Acht nehmen, wie Er's Gesicht trägt.

Was? Wie ich's Gesicht trage? —

Ja, Herr Flau! Wie Er's Gesicht trägt. Ich will's Ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute, so lag einst die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren: und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trick, damals noch ein blutjunger Rathsherr: der rannte, mit von sich geworfenen Armen, in's Gelag hinein, und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. — Plump! lag er da, brach ein Bein und hinkt noch heutiges Tages davon. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau? —

Ei, die alte Lehre: Du sollst die Nase nicht allzuhoch tragen!

Ja, sieht Er? Aber auch nicht allzuniedrig. — Denn nicht lange darnach kam noch ein Andrer gegangen; das war der Stadtpoete, Herr Schall: der mußte entweder Verse oder Haussorgen im Kopfe haben; denn er schlich ganz trübsinnig einher und guckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. — Krach! riß ein Seil, der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank und mußte ganze Wochen lang aushalten. — Merkt Er nun wohl, was ich meine, Herr Flau? wie man's Gesicht tragen muß?

Sie meinen, so hübsch in der Mitte. —

Ja freilich! daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen fein ruhig, nach oben und unten und nach beiden Seiten umher wirft, so kommt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen.

Noch ein andermal besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Speculation Geld von ihm borgen. — Viel, fing er an, wird dabei nicht herauskommen; das seh' ich vorher; aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. — Und wie viel meint Er denn wohl, lieber Herr Wills, daß Er braucht? —

Ach, nicht viel! Eine Kleinigkeit! Ein hundert Thälerchen etwa. —

Wenn's nicht mehr ist; die will ich Ihm geben. Recht gern! — Und damit Er sieht, daß ich Ihm gut bin, so will ich Ihm obendrein noch etwas Anderes geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler werth ist. Er kann reich damit werden. —

Aber wie, lieber Herr Witt? Obendrein!

Es ist nichts. Es ist ein bloßes Histörchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolliges Männchen, Herr Grell mit Namen: der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt, die bracht' ihn zum Thore hinaus.

Ei, das wäre! Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte! Wie steht's, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fing er an, ein fünfzig Thälerchen etwa. Was will das machen? — Oder wenn man ihn anredete: Nun, Herr Grell? Sie haben ja auch bei dem Bankerotte verloren? — Ach was, sagte er wieder, es ist der Rede nicht werth: eine Kleinigkeit von ein Hunderter fünfe. — Er saß in schönen Umständen, der Mann; aber wie gesagt! die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte damit zum Thore hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, das Er wollte?

Ich? — ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja recht! Mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar; das war der Kornhändler, Herr Tomm: der baute von einer andern Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäuden und Waarenlager. — Was dünkt Ihm dazu?

Ei, um's Himmels willen! Die möcht' ich wissen. — Die hieß?

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's, Herr Tomm? Was haben Sie bei dem Handel verdient? — Ach, viel Geld! fing er an, viel Geld! — und da sah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte; — ganzer hundert Reichsthaler! Oder wenn man ihn anredete: Was ist Ihnen? Warum so mürrisch, Herr Tomm? Ach! sagte er wieder: ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer funfzig Reichsthaler. — Er hatte klein angefangen, der Mann: aber wie gesagt, das ganze große Haus baute er auf, mit Hintergebäuden und Waarenlager. — Nun, Herr Wills? Welche Redensart gefällt Ihm besser?

Ei, das versteht sich: die letzte.

Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm; denn er sagte auch: viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätt' er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell, mein andrer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwischen den beiden Redensarten mitten inne wohnte, ich habe mir beide gemerkt: und da sprech' ich nun, nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell und bald wie der Herr Tomm.

Nein, bei meiner Seele! ich halt's mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte also?

Viel Geld! viel Geld! lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthaler!

Sieht Er, Herr Wills? Es wird schon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen, wie der Herr Tomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen, wie der Herr Grell.

Christian Garve,

geb. den 7. Jan. 1742 zu Breslau, besuchte das Gymnasium seiner Geburtsstadt, studirte 1763 in Halle Philosophie und Mathematik, ward 1768 Professor in Leipzig (Gellerts Nachfolger), kehrte 1770 nach Breslau zurück, starb nach längeren Leiden den 1. Dec. 1798. — Abhandlungen über Gegenstände der Moral, Aesthetik, Literatur, Briefe, Uebersetzungen.

---

39. Das Weihnachtsgeschenk.

Ich nahm von der Toilette eines jungen Frauenzimmers ein Buch auf und begriff nicht, warum sie es so eilfertig wegriß. Sie erröthete über den Verdacht, den sie zu erwecken schien, und las mir zu ihrer Rechtfertigung die ersten Seiten vor, die von der Hand ihres Vaters waren. Ich bat sie um eine Abschrift, und sie war gütig genug, mir eine zu geben. Hier ist sie:

„So ein unbedeutendes Geschenk einige leere Blätter scheinen möchten, so sind doch gewiß an dem heutigen Tage, an dem selbst der Geiz und die Armuth freigebig werden, wenige mit so gutem Herzen gemacht worden, und vielleicht keines, das dem Beschenkten so nützlich wäre, als du dieses dir machen kannst.

Ich habe es dir schon mehrmal gesagt: Ein wenig Athem oder ein paar Federstriche, die wir für unsre Gedanken aufwenden, so schwer uns auch manchmal Beides ankommen mag, werden reichlich wieder durch die Deutlichkeit, die Ordnung und das Leben eingebracht, das eben diese Gedanken dadurch erhalten. Es ist seltsam, daß man sich von einer so kleinen Ursache so große Wirkungen verspricht; aber es ist wahr. So lange der Mensch nicht reden konnte, so sah, hörte, fühlte und schmeckte er bloß, aber er dachte nicht. So lange der Mensch nicht schreiben konnte, dachte er wenig und redete schlecht. Die Zunge und der Griffel machten endlich den Menschen zu dem, was er werden sollte. Seine Begriffe wurden hell, indem er sie mitzutheilen suchte; sie wurden methodisch, indem er ihnen eine gewisse Fortdauer gab, die sie der Verbesserung und Ausbildung fähig machte. Und dieser Weg, den das ganze menschliche Geschlecht nahm, um klüger zu werden, ist auch immer noch der einzige für den einzelnen Menschen.

Du, mein Kind, hast schon den einen großen Schritt zur Weisheit gethan. Du hast Weise reden hören, oder hast das

gelesen, was du von ihnen gewünscht hättest zu hören. Wenn es heutiges Tages kein großer Ruhm mehr für ein Frauenzimmer ist, daß es lies't, so ist es noch immer einer, daß es aus Lernbegierde lies't, um vernünftiger und besser zu werden. Die Eitelkeit, die sich jetzt auf diese Seite gelenkt hat, vernichtet den Werth des Lesens, indem sie den Endzweck desselben verkehrt, und verwandelt die Weisheit in einen bloßen Putz. Hunderte empfinden, indem sie ein Buch lesen, kein Vergnügen stärker, als daß sie den Augenblick voraussehen, wo sie werden sagen können: ich hab' es gelesen! — Du, mein Kind, kennst die Absicht des Lesens besser, und es fehlt dir nur noch etwas Muth und Uebung, um sie ganz zu erreichen.

Unsere Seele ist ein Maler, der entweder Originale nach der Natur, oder Copien von guten Originalen malt. Jene sind ihre eignen Empfindungen, ihre eignen Beobachtungen und Schlüsse; diese sind alle die Begriffe, die wir durch Unterricht und Lektüre erhalten. Gute Meister verfertigen die Copien nur als Schulen — so nennen sie ihre Uebungsstücke —, um ein richtiges Auge und eine feste Hand zu bekommen; schlechte bleiben dabei stehen und gründen darauf ihren ganzen Ruhm.

Es kommt also Alles darauf an, das, was Andere aus ihren Erfahrungen durch eine lange oder durch eine kurze Reihe von Schlüssen gefolgert haben — denn auf Erfahrungen läßt sich doch am Ende Alles zurückbringen — so anzusehen, als ob wir es aus unsern eigenen gezogen hätten. Ehe wir selbst denken, müssen wir erst einem Andern nachdenken lernen. Das ist also der zweite Schritt, den du zwar auch schon versucht hast, den du aber nun noch beherzter thun mußt: Werde aus einer Leserin eine Schriftstellerin! Wenn du liesest, so sondre den Gedanken vom Ausdrucke ab; nimm ihm seinen Putz und unterbrich zuweilen das Vergnügen, womit bei jedem Menschen die Neugierde das Weitergehen verknüpft, so lange, bis du dir mit ein paar Worten das denken kannst, was der Verfasser vielleicht auf Seiten gesagt hat. Diese paar Worte schreibe nieder; sie sind alsdann dein, so wie der Gedanke, den sie ausdrücken. Große Bücher können auf diese Art in Blätter verwandelt werden, die für uns mehr werth sind, als die Bücher, und die uns schon der Fähigkeit, selbst etwas Lesenswerthes zu schreiben, einen Schritt näher bringen.

Aber nicht lange werden diese Auszüge bloß abgekürzte fremde Gedanken sein: du wirst in Kurzem deine eigenen in ihnen entwickeln. Die Ideen entzünden einander, wie die elektrischen Funken. Wenn die Seele einmal in Arbeit und in Bewegung ist; wenn sie einmal den Faden des Denkens in der Hand hat: so geht sie geschwinde von der Nachbildung fremder Begriffe zur Hervorbringung eigener über. Ehe man sich's versieht kommt aus dem

eigenen Schatz unsrer Empfindungen ein Gedanke hervor, der für sich selbst zu schwach war, empor zu kommen, jetzt aber, weil er dem Gedanken des Verfassers nahe liegt, von diesem aufgeweckt und gehoben wird. — Versuch' es, mein Kind; denn ich bin bei deinen Fähigkeiten gewiß, daß es dir glücken muß; und ist es dir nur einmal geglückt, so bin ich eben so gewiß, daß du fortfahren wirst. Das Denken giebt uns ein so reines und so lebhaftes Vergnügen, daß, wer es nur Ein Mal in seinem Leben gekostet hat, es nie wieder entbehren kann."

Matthias Claudius,

(pseudonym: Asmus oder der Wandsbecker Bote), geb. den 15. Aug. 1740 zu Reinfeld bei Lübeck, studirte in Jena anfangs Theologie, dann Jurisprudenz, lebte dann als Privatmann in Wandsbeck bei Hamburg, ward 1776 Oberlandescommissar in Darmstadt, legte aber im nächsten Jahre die Stelle nieder und kehrte nach Wandsbeck zurück, ward 1778 Revisor der Holsteinischen Bank in Altona, blieb aber in Wandsbeck wohnen, starb den 21. Jan. 1815 in Hamburg. — Lieder im volksthümlichen Tone (Der Sonnenaufgang II. Thl. Nr 46. Der Frühling. Lied der Landleute zur Saatzeit. IV. 1. Die Sterne. IV. 183. Beim Mondenschein V. 128.), Erzählungen (Der Riese Goliath. III 80. Am Charfreitage. III. 182. Polykarpus. IV. 82.), Gespräche (Hinz und Kunz. II. 47.), Briefe u. A. — Titel seiner Werke: Asmus omnia sua Secum portans, Asmus sein Alles mit sich tragend.

---

40. Brief an Andres.

Mein lieber Andres,

Ich habe das Leichdornpflaster erhalten, die Würzpillen aber nicht, arbeite auch itzo an einem Buch, das ich dem Druck übergeben will. Er glaubt nicht, Andres, wie Einem so wohl ist, wenn man was schreibt, das gedruckt werden soll, und ich wollt' Ihm die Freude auch 'nmal gönnen. Er könnte etwa das Recept zu dem Pflaster herausgeben, etwas vom Ursprung der Leichdörner herraisonniren und am Ende einige Errata hinzuthun. Sieht Er, 's kommt bei einer Schrift auf den Inhalt eben nicht groß an, wenn nur Schwarz auf Weiß ist; Einige loben's doch, und am Ende läßt sich von Leichdörnern und Pflastern schon was schreiben. Ich besinne mich, daß es Ihm in der Schule immer so schwer ward, die Commata und Puncta recht zu setzen. Sieht Er, Andres, wo der Verstand halb aus ist, setzt Er ein Comma; wo er ganz aus ist, ein Punctum, und wo gar keiner ist, kann Er setzen, was Er will, wie Er auch in vielen Schriften findet, die herauskommen. Was Er Seinem Buch für einen Titel geben

will, das muß Er wissen; meins heißt: Secum portans, und ich kann Ihm nichts weiter davon sagen, als daß es Anfang und Ende hat.

Sein

Diener.

*

41. Ueber das Gebet,

an meinen Freund Andres.

Es ist sonderbar, daß Du von mir eine Weisung über's Gebet verlangst; und Du verstehst's gewiß viel besser als ich. Du kannst so in Dir sein, und auswendig so verstört und albern aussehen, daß der Priester Eli, wenn er Dein Pastor loci wäre, Dich leicht in bösen Ruf bringen könnte. Und das sind gute Anzeichen, Andres. Denn, wenn das Wasser sich in Staubregen zersplittert, kann es keine Mühle treiben; und wo Klang und Rumor an Thür und Fenster ist, passirt im Hause nicht viel.

Daß Einer beim Beten die Augen verdreht ꝛc., find' ich eben nicht nöthig, und halte ich's besser: natürlich! Indeß muß man Einen darum nicht lästern, wenn er nicht heuchelt; doch daß Einer groß und breit beim Gebet thut, das muß man lästern, dünkt mich, und ist nicht auszustehen. Man darf Muth und Zuversicht haben, aber nicht eingebildet und selbstklug sein; denn weiß Einer sich selbst zu rathen und zu helfen, so ist ja das Kürzeste, daß er sich selbst hilft. Das Händefalten ist eine feine äußerliche Zucht und sieht so aus, als wenn sich Einer auf Gnade und Ungnade ergiebt und's Gewehr streckt ꝛc. Aber das innerliche, heimliche Hinhängen, Wellenschlagen und Wünschen des Herzens, das ist nach meiner Meinung beim Gebet die Hauptsache, und darum kann ich nicht begreifen, was die Leute meinen, die nichts vom Beten wissen wollen. Ist eben so viel, als wenn sie sagten, man solle nichts wünschen, oder man solle keinen Bart und keine Ohren haben. Das müßte ja 'n hölzerner Bube sein, der seinen Vater niemals etwas zu bitten hätte, und erst 'n halben Tag deliberirte, ob er's zu der Extremität wolle kommen lassen oder nicht. Wenn der Wunsch inwendig in Dir Dich nahe angeht, Andres, und warmer Complexion ist; so wird er nicht lange anfragen, er wird Dich übermannen wie'n starker gewappneter Mann, wird sich kurz und gut mit einigen Lumpen von Worten behängen und am Himmel anklopfen.

Aber das ist eine andere Frage, was und wie wir beten sollen. Kennt Jemand das Wesen dieser Welt, und trachtet er ungeheuchelt nach dem, was besser ist; denn hat's mit dem Gebet seine gewiesene Wege. Aber des Menschen Herz ist eitel und thöricht von Mutterleibe an. Wir wissen nicht, was uns gut

ist, Andres, und unser liebster Wunsch hat uns oft betrogen! Und also muß man nicht auf seinem Stück stehen, sondern blöde und discret sein und dem lieber Alles mit anheimstellen, der's besser weiß als wir.

Ob nun das Gebet einer bewegten Seele etwas vermag und wirken kann, oder ob der Nexus Rerum*) dergleichen nicht gestattet, wie einige Herren Gelehrte meinen, darüber lasse ich mich in keinen Streit ein. Ich hab' allen Respekt für den Nexus Rerum, kann aber doch nicht umhin, dabei an Simson zu denken, der den Nexus der Thorflügel unbeschädigt ließ und bekanntlich das ganze Thor auf den Berg trug. Und kurz, Andres, ich glaube, daß der Regen wohl kömmt, wenn es dürre ist, und daß der Hirsch nicht umsonst nach frischem Wasser schreit, wenn Einer nur recht betet und recht gesinnt ist.

Das „Vater unser" ist Ein für allemal das beste Gebet, denn Du weißt, wer's gemacht hat. Aber kein Mensch auf Gottes Erdboden kann's so nachbeten, wie der's gemeint hat; wir krüppeln es nur von Ferne Einer immer armseliger als der Andere. Das schadet aber nicht, Andres, wenn wir's nur gut meinen; der liebe Gott muß so immer das Beste thun, und der weiß, wie's sein soll. Weil Du's verlangst, will ich Dir aufrichtig sagen, wie ich's mit dem „Vater unser" mache. Ich denke aber, 's ist so nur sehr armselig gemacht, und ich möchte mich gerne eines Bessern belehren lassen.

Sieh', wenn ich's beten will, so denk' ich erst an meinen seligen Vater, wie der so gut war und mir so gerne geben mochte. Und denn stell' ich mir die ganze Welt als meines Vaters Haus vor; und alle Menschen in Europa, Asia, Afrika und Amerika sind denn in meinen Gedanken meine Brüder und Schwestern; und Gott sitzet im Himmel auf einem goldenen Stuhl und hat seine rechte Hand über's Meer und bis an's Ende der Welt ausgestreckt und seine Linke voll Heil und Gutes, und die Bergspitzen umher rauchen — und dann fang' ich an:

Vater Unser, der du bist im Himmel.
Geheiliget werde Dein Name.

Das versteh' ich nun schon nicht. Die Juden sollen besondere Heimlichkeiten von dem Namen Gottes gewußt haben. Das lasse ich aber gut sein, und wünsche nur, daß das Andenken an Gott und eine jede Spur, daraus wir ihn erkennen können, mir und allen Menschen über Alles groß und heilig sein möge.

Zu uns komme Dein Reich.

Hiebei denk' ich an mich selbst, wie's in mir hin und her treibt, und bald dies bald das regiert, und daß das Alles Herz-

*) Zusammenhang der Dinge.

quälen ist, und ich dabei auf keinen grünen Zweig komme. Und denn denk ich, wie gut es für mich wäre, wenn doch Gott all' Fehd' ein Ende machen und mich selbst regieren wollte.

Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden.

Hiebei stell' ich mir den Himmel mit den heiligen Engeln vor, die mit Freuden seinen Willen thun, und keine Qual rühret sie an, und sie wissen sich vor Liebe und Seligkeit nicht zu retten, und frohlocken Tag und Nacht; und denn denk' ich: wenn es doch also auch auf Erden wäre!

Unser täglich Brot gieb uns heute.

'n Jeder weiß, was täglich Brot heißt, und daß man essen muß, so lange man in der Welt ist, und daß es auch gut schmeckt. Daran denk' ich denn. Auch fallen mir wohl meine Kinder ein, wie die so gerne essen mögen und so flugs und fröhlich bei der Schüssel sind. Und denn bet' ich, daß der liebe Gott uns doch etwas wolle zu essen geben.

Und vergieb uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.

Es thut weh, wenn man beleidigt wird, und die Rache ist den Menschen süß. Das kömmt mir auch so vor, und ich hätte wohl Lust dazu. Da tritt mir aber der Schalksknecht aus dem Evangelio unter die Augen; und mir entfällt das Herz, und ich nehm's mir vor, daß ich meinem Mitknecht vergeben und ihm kein Wort von den hundert Groschen sagen will.

Und führe uns nicht in Versuchung.

Hier denk' ich an allerhand Exempel, wo Leute unter den und jenen Umständen vom Guten abgewichen und gefallen sind, und daß es mir nicht besser gehen würde.

Sondern erlöse uns von dem Uebel.

Mir sind hier die Versuchungen noch im Sinn, und daß der Mensch so leicht verführt werden und von der ebenen Bahn abkommen kann. Zugleich denk' ich aber auch an alle Mühe des Lebens, an Schwindsucht und Alter, an Kindesnoth, Kaltenbrand und Wahnsinn, und das tausendfältige Elend und Herzeleid, das in der Welt ist und die armen Menschen martert und quält, und ist Niemand, der helfen kann. Und Du wirst finden, Andres! wenn die Thränen nicht vorher gekommen sind, hier kommen sie gewiß, und man kann sich so herzlich heraussehnen, und in sich so betrübt und niedergeschlagen werden, als ob gar keine Hülfe wäre. Denn muß man sich aber wieder Muth machen, die Hand auf den Mund legen, und wie im Triumph fortfahren:

Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Macht und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

42. Parentation über Anselmo,

gehalten am ersten Weihnachttage,

NB. nicht in der Kirche, sondern nur im Zimmer neben dem offenen Sarge, und war Niemand da, als Andres.

Andres, hier liegt er! Aber er hört und sieht uns nicht mehr. Anselmo ist todt, unser lieber Anselmo! Wie ist Dir zu Muth, Andres?

Er pflegte, wie Du weißt, die Welt 'n Krankenhospital zu nennen, darin die Menschen bis zu ihrer Genesung verpflegt werden. Er ist nun genesen und hat seinen Hospitalkittel ausgezogen. Und wir stehen neben dem Kittel, und haben ihn nicht mehr, und finden so einen Anselmo nicht wieder.

Wie ist Dir zu Muth, Andres?

Er war so fromm und geduldig, und die Engel haben seine Seele gewiß grade in Abrahams Schoß getragen.

Sieh' her! Er sieht noch aus, als da er lebte; nur hat ihn der Tod blaß gemacht. Der Tod macht blaß, Andres!

Hast Du wohl eher eine Leiche in voller Verwesung gesehen?

So lange noch die Gestalt da ist, dünkt's Einen, als wäre der Freund noch nicht ganz verloren. Er wohnt zwar jenseit des Wassers, daß wir nicht zu ihm können; doch wohnt er noch da, und wir können doch seinen Schornstein rauchen sehen. Aber auch das darf nicht so bleiben, eh' es wieder vorwärts gehen kann; das hat Gott so geordnet. Anselmo muß ganz weg aus unsern Augen, muß Asche und Staub werden.

Ich bin so betrübt, Andres. Wollte Dich gerne trösten, aber ich kann nicht. Lehne Dich an die Wand oder in eine Ecke, und weine Dich satt: ich will mich hier hinsetzen und 'n Kopf wider den Sarg stützen — — — — — — — — — — — — —

Es ist doch Alles eitel und vergänglich, Sorge, Furcht, Hoffnung, und zuletzt der Tod! — — Die Zeit wird kommen, Andres, wo sie uns auch in Leinen wickeln und in einen Sarg legen. Laß uns thun, lieber Junge, was wir denn gerne möchten gethan haben, und unser Vertrauen auf Gott setzen!

— Und nun Abschied nehmen, Andres. Wir können ihm doch nichts mehr helfen.

Ich habe hier einen Blumenstrauß, den will ich ihm noch in den Sarg legen; schenk' Du ihm Dein kleines Silberkreuz und leg's ihm auf die Brust. Und denn wollen wir beide hintreten und ihn zu guter Letzt noch Einmal ansehen.

Anselmo, lieber Anselmo! mit Deinen blassen gefalteten Händen, schlafe wohl! Gott sei mit Dir!! O du lieber Herzens-Anselmo!!! Gott sei mit Dir!!!!

— Wir werden uns wieder sehen —
Und komm', Andres, und gutes Muths! Mußt nun recht gutes Muthes sein. Unser Herr CHRISTUS ist auch heute geboren.

43. Von der Freundschaft.

Ich habe dir in der vorigen Lection die Feindschaft erklärt, und wie man dazu gelangen könne, und wann ein ehrlicher Kerl sie nicht scheuen müsse. Heute von der Freundschaft.

Von der spricht nun Einer: sie sei überall; der Andere: sie sei nirgends; und es steht dahin, wer von Beiden am ärgsten gelogen hat.

Wenn du Paul den Peter rühmen hörst, so wirst du finden, rühmt Peter den Paul wieder, und das heißen sie denn Freunde. Und ist oft zwischen ihnen weiter nichts, als daß Einer den Andern kratzt, damit er ihn wieder kratze, und sich so wechselsweise zu Narren haben; denn wie du siehst, ist hier, wie in vielen andern Fällen, ein Jeder von ihnen nur sein eigner Freund, und nicht des Andern. Ich pflege solch Ding „Hollunder-Freundschaften" zu nennen! Wenn du einen jungen Hollunderzweig ansiehst, so sieht er fein stämmig und wohl gegründet aus; schneidest du ihn aber ab, so ist er inwendig hohl und ist so ein trocken schwammig Wesen darin.

So ganz rein geht's hier freilich selten ab, und etwas Menschliches pflegt sich wohl mit einzumischen; aber das erste Gesetz der Freundschaft soll doch sein: daß Einer des Andern Freund sei.

Und das zweite ist, daß du's von Herzen seist und Gutes und Böses mit ihm theilest, wie's vorkömmt. Die Delicatesse, da man den und jenen Gram allein behalten und seines Freundes schonen will, ist meistens Zärtelei; denn eben darum ist er dein Freund, daß er mit untertrete, und es deinen Schultern leichter mache.

Drittens laß du deinen Freund nicht zweimal bitten. Aber wenn's Noth ist und er helfen kann; so nimm du auch kein Blatt vor's Maul, sondern gehe und fordere frisch heraus, als ob's so sein müßte und gar nicht anders sein könne.

Hat dein Freund an sich das nicht taugt, so mußt du ihm das nicht verhalten und es nicht entschuldigen gegen ihn. Aber gegen den dritten Mann mußt du es verhalten und entschuldigen. Mache nicht schnell Jemand deinen Freund, ist er's aber einmal, so muß er's gegen den dritten Mann mit allen seinen Fehlern sein. Etwas Sinnlichkeit und Parteilichkeit für den Freund scheint mit zur Freundschaft in dieser Welt zu gehören. Denn wolltest du an ihm nur die wirklich ehr- und liebenswürdigen Eigenschaften ehren und lieben, wofür wärest du denn sein Freund? das

soll ja jeder wildfremde unparteiische Mann thun. Nein, du mußt deinen Freund mit Allem, was an ihm ist, in deinen Arm und in deinen Schutz nehmen; das Granum Salis*) versteht sich von selbst, und daß aus einem edlen kein unedles werden müsse.

Es giebt eine körperliche Freundschaft. Nach der werden auch zwei Pferde, die eine Zeitlang beisammen stehen, Freunde, und können eins des andern nicht entbehren. Es giebt auch sonst noch mancherlei Arten und Veranlassungen. Aber eigentliche Freundschaft kann nicht sein ohne Einigung; und wo die ist, da macht sie sich gern und von selbst. So sind Leute, die zusammen Schiffbruch leiden und die an eine wüste Insel geworfen werden, Freunde. Nämlich das gleiche Gefühl der Noth in ihnen allen, die gleiche Hoffnung und der Eine Wunsch nach Hülfe einigte sie; und das bleibt oft ihr ganzes Leben hindurch. Einerlei Gefühl, einerlei Wunsch, einerlei Hoffnung einigt; und je inniger und edler dies Gefühl, dieser Wunsch und diese Hoffnung sind, desto inniger und edler ist auch die Freundschaft, die daraus wird.

Aber, denkst du, auf diese Weise sollten ja alle Menschen auf Erden die innigsten Freunde sein? Freilich wohl! und es ist meine Schuld nicht, daß sie es nicht sind.

Postscript. Es giebt einige Freundschaften, die im Himmel beschlossen sind und auf Erden vollzogen werden.

Johann Gottfried von Herder,

geb. den 25. Aug. 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen, wurde vom Rector Grimm und Pfarrer Willamovius unterrichtet, kam 1760 als Famulus zum Diaconus Trescho, 1762 durch den Regiments-Arzt Schwarzerloh nach Königsberg, um Chirurgie zu studiren, vertauschte jedoch dieselbe bald mit der Theologie, ward 1763 Lehrer am Friedrichs-Collegium, 1764 an der Domschule zu Riga, 1767 Prediger daselbst, legte 1769 sein Amt nieder, reiste nach Frankreich, um die besten dortigen Erziehungsanstalten kennen zu lernen, ward 1770 Reiseprediger des Prinzen von Holstein-Eutin und lernte auf dieser Reise Göthe in Straßburg kennen, 1771 Hofprediger und Consistorialrath zu Bückeburg, 1776 Hofprediger, Generalsuperintendent und Ober-Consistorialrath in Weimar, später Vicepräsident des Ober-Consistoriums, besuchte 1788 Italien, ward 1801 vom Kurfürsten von Baiern geadelt, starb als Präsident des Ober-Consistoriums den 18. Dec. 1803. — Werke: I. Zur schönen Literatur und Kunst: Fabeln (Wind und Sonne. V. Thl. Nr. 79), Parabeln (die Krone des Alters. IV. 160. Die ewige Bürde. IV. 161. Der Weinstock. V. 111.), Paramythien (Nacht und Tag. IV. 159. Der sterbende Schwan.), Allegorien (Das Kind der Sorge. Das menschliche Herz. Die Wassernymphe.), Legenden (Polykarpus. V. 86. Der gerettete Jüngling. Die Ameise.), Volkslieder (Erlkönigs Tochter. Lied der Freundschaft.), Romanzen (Der Cid.), mannigfache Abhandlungen über Literatur und Kunst. — II. Zur Phi-

---

*) Sprüchwörtliche Redensart der alten Römer, bedeutet: ein wenig Verstand oder Urtheilskraft.

losophie und Geschichte: Die Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit und vieles Andere. — III. Zur Religion und Theologie: Vom Geiste der hebräischen Poesie und Anderes.

44. Erlkönigs Tochter.

Herr Oluf reitet spät und weit,
Zu bieten auf seine Hochzeitleut';
Da tanzen die Elfen auf grünem Land,
Erlkönigs Tochter reicht ihm die Hand.
„Willkommen, Herr Oluf, was eilst von hier?
Tritt hier in den Reihen und tanz' mit mir."
„Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen ist mein Hochzeittag."
„Hör' an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir.
Zwei güld'ne Sporen schenk' ich dir.
Ein Hemd von Seide so weiß und fein,
Meine Mutter bleicht's mit Mondenschein."
„Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen ist mein Hochzeittag."
„Hör' an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir:
Einen Haufen Goldes schenk' ich dir."
„Einen Haufen Goldes nähm' ich wohl;
Doch tanzen ich nicht darf noch soll."
„Und willt, Herr Oluf, nicht tanzen mit mir,
Soll Seuch' und Krankheit folgen dir."
Sie thät einen Schlag ihm auf sein Herz,
Noch nimmer fühlt' er solchen Schmerz.
Sie hob ihn bleichend auf sein Pferd:
„Reit' heim nun zu dein'm Fräulein werth."
Und als er kam vor des Hauses Thür,
Seine Mutter zitternd stand dafür.
„Hör' an, mein Sohn, sag' an mir gleich,
Wie ist dein' Farbe blaß und bleich?"
„Und sollt' sie nicht sein blaß und bleich,
Ich traf in Erlenkönigs Reich."
„Hör' an, mein Sohn, so lieb und traut,
Was soll ich nun sagen deiner Braut?"
„Sagt ihr, ich sei im Wald zur Stund',
Zu proben da mein Pferd und Hund."
Frühmorgen und als es Tag kaum war,
Da kam die Braut mit der Hochzeitschar.
Sie schenkten Meth, sie schenkten Wein.
„Wo ist Herr Oluf, der Bräut'gam mein?"
„Herr Oluf, er ritt in Wald zur Stund',
Er probt allda sein Pferd und Hund."
Die Braut hob auf den Scharlach roth,
Da lag Herr Oluf, und er war todt.

45. Das Kind der Sorge.

1. Einst saß am murmelnden Strome
Die Sorge nieder und sann;
Da bildet' im Traum der Gedanken
Ihr Finger ein leimernes Bild.
2. „Was hast du, sinnende Göttin?"
Spricht Zeus, der eben ihr naht.
„Ein Bild von Thone gebildet;
Beleb's, ich bitte dich, Gott.
3. „Wohlan denn! lebe! — Es lebet!
Und mein sei dieses Geschöpf!" —
Dagegen redet die Sorge:
„Nein, laß es, laß es mir, Herr!
4. Mein Finger hat es gebildet."
„Und ich gab Leben dem Thon,"
Sprach Jupiter. Als sie so sprachen,
Da trat auch Tellus hinan.
5. „Mein ist's! Sie hat mir genommen
Von meinem Schoße das Kind."
„Wohlan," sprach Jupiter, „wartet,
Dort kommt ein Entscheider: Saturn."
6. Saturn sprach: „Habet es Alle!
So will's das hohe Geschick.
Du, der das Leben ihm schenkte,
Nimm, wenn es stirbet, den Geist;
7. Du, Tellus, seine Gebeine;
Denn mehr gehöret dir nicht.
Dir, seiner Mutter, o Sorge,
Wird es im Leben geschenkt.
8. Du wirst, so lang' es nur athmet,
Es nie verlassen, dein Kind.
Dir ähnlich, wird es von Tage
Zu Tage sich mühen in's Grab."
9. Des Schicksals Spruch ist erfüllet,
Und Mensch heißt dieses Geschöpf;
Im Leben gehört es der Sorge,
Der Erd' im Sterben und Gott.

46. Der sterbende Schwan.

„Muß ich allein denn stumm und gesanglos sein?" sprach seufzend der stille Schwan zu sich selbst, und badete sich im Glanz der schönsten Abendröthe; „beinahe ich allein im ganzen Reich der gefiederten Scharen. Zwar der schnatternden Gans und der gluckenden Henne und dem krächzenden Pfau beneide ich ihre Stimmen nicht; aber dir, o sanfte Philomele! beneide ich sie, wenn ich, wie festgehalten durch dieselbe, langsamer meine Wellen ziehe und mich im Abglanz des Himmels trunken verweile. Wie wollte ich dich singen, goldne Abendsonne! dein schönes Licht und meine Seligkeit singen, mich in den Spiegel deines Rosenantlitzes niedertauchen und sterben!"

Still entzückt tauchte der Schwan nieder, und kaum hob er sich aus den Wellen wieder empor, als eine leuchtende Gestalt, die am Ufer stand, ihn zu sich lockte. Es war der Gott der Abend- und Morgensonne, der schöne Phöbus. „Holdes, liebliches Wesen," sprach er, „die Bitte ist dir gewährt, die du so oft in deiner verschwiegenen Brust nährtest und die dir nicht eher

gewährt werden konnte." Kaum hatte er das Wort gesagt, so berührte er den Schwan mit seiner Leier und stimmte auf ihr den Ton der Unsterblichen an. Entzückend durchdrang der Ton den Vogel Apollo's; aufgelöset und ergossen sang er in die Saiten des Gottes der Schönheit; dankbar froh besang er die schöne Sonne, den glänzenden See und sein unschuldiges, seliges Leben. Sanft, wie seine Gestalt, war das harmonische Lied; lange Wellen zog er daher in süßen entschlummernden Tönen, bis er sich — im Elysium wiederfand, am Fuße des Apollo, in seiner wahren, himmlischen Schönheit. Der Gesang, der ihm im Leben versagt war, war sein Schwanengesang geworden, der sanft seine Glieder auflösen mußte; denn er hatte den Ton der Unsterblichen gehört und das Antlitz eines Gottes gesehen. Dankbar schmiegte er sich an den Fuß Apollo's und horchte seinen göttlichen Tönen, als eben auch sein treues Weib ankam, die sich in süßem Gesange ihm nach zu Tode geklaget. Die Göttin der Unschuld nahm beide zu ihren Lieblingen an; das schöne Gespann ihres Muschelwagens, wenn sie im See der Jugend badet.

Gedulde dich, stilles hoffendes Herz! Was dir im Leben versagt ist, weil du es nicht ertragen könntest, giebt dir der Augenblick deines Todes.

47. Der Cid.

Nach spanischen Romanzen besungen.

1.

1. Trauernd tief saß Don Diego,
Wohl war keiner je so traurig;
Gramvoll dacht' er Tag' und Nächte
Nur an seines Hauses Schmach,
2. An die Schmach des edlen, alten,
Tapfern Hauses der von Lainez,
Das die Inigos an Ruhme,
Die Abarcos übertraf.
3. Tief gekränket, schwach vor Alter,
Fühlt er nahe sich dem Grabe,
Da indeß sein Feind Don Gormaz
Ohne Gegner triumphirt.
4. Sonder Schlaf und sonder Speise,
Schläget er die Augen nieder,
Tritt nicht über seine Schwelle,
Spricht mit seinen Freunden nicht,
5. Höret nicht der Freunde Zuspruch,
Wenn sie kommen, ihn zu trösten;

Denn der Athem des Entehrten,
Glaubt er, schände seinen Freund.
6. Endlich schüttelt er die Bürde
Los, des grausam-stummen Grames,
Lässet kommen seine Söhne,
Aber spricht zu ihnen nicht;
7. Bindet ihrer aller Hände
Ernst und fest mit starken Banden,
Alle, Thränen in den Augen,
Flehen um Barmherzigkeit.
8. Fast schon ist er ohne Hoffnung,
Als der jüngste seiner Söhne,
Don Rodrigo, seinem Muthe
Freud' und Hoffnung wiedergab.
9. Mit entflammten Tigeraugen
Tritt er von dem Vater rückwärts:
„Vater," spricht er, „Ihr vergesset,
Wer Ihr seid, und wer ich bin.
10. „Hätt' ich nicht aus Euren Händen
Meine Waffenwehr empfangen,
Ahndet' ich mit einem Dolche
Die mir jetzt gebotne Schmach."
11. Strömend flossen Freudenthränen
Auf die väterlichen Wangen;
„Du," sprach er, den Sohn umarmend,
„Du, Rodrigo, bist mein Sohn.
12. „Ruhe giebt dein Zorn mir wieder;
Meine Schmerzen heilt dein Unmuth!
Gegen mich nicht, deinen Vater,
Gegen unsers Hauses Feind
13. Hebe sich dein Arm!" — „Wo ist er?"
Rief Rodrigo, „wer entehret
Unser Haus?" Er ließ dem Vater
Kaum, es zu erzählen, Zeit.

2.

1. Angehört den Schimpf des Hauses,
Geht gedankenvoll Rodrigo,
Denkt an seine jungen Jahre,
Denkt an seines Feindes Macht.
2. „In Asturiens Gebirgen
Zählet Gormaz tausend Freunde,
Er in Königs Rath der Erste,
Er der Erste in der Schlacht."

3. Aber, wenn er die dem Vater
Zugefügte Schmach bedenket,
Was bedeutet alles Andre?
Recht will er vom Himmel nur.
4. Bravheit ist er seiner Ehre
Schuldig; schadet der die Jugend?
Für sie stirbt aus ächtem Stamme
Selbst das neugeborne Kind.

5. Eilig langet er den Degen
Sich herab, den einst Mudarda
Führte, jener tapfre Bastard
(Traurig hing der Degen da,
6. Als ob er, vor Alter rostend,
Seines Herren Tod betraure).
Eh' er noch ihn an sich gürtet,
Redet er den Degen an:
7. „Dir gesagt sei es, du edler
Degen, daß ein Arm dich fasset,
Gleich des Bastards Arm! und fühlest
Du, daß ihm noch Stärke fehlt;
8. Rückwärts wird er niemals weichen,
Wenn er dich im Kampfe führet;
Edler, du von gutem Stahle,
Doch von besserm ist sein Herz.

9. „Werth wird dessen, dem du dientest,
Der sein, dem fortan du dienest;
Würd' er jemals unwerth deiner,
Nun, so dienst du keinem mehr.

10. „Tief in seine Eingeweide
Birgt er dich — Hinaus in's Freie!
(Rief er) denn die Stund' ist kommen,
Der gerecht'sten Rache Zeit."

11. Heimlich, daß es niemand wußte,
Ging er aus des Vaters Hause;
Und noch war es keine Stunde,
Traf er seinen stolzen Feind.

3.

1. Auf dem Platze des Palastes
Traf Rodrigo auf Don Gormaz
Einzeln, Niemand war zugegen,
Redet er den Grafen an:
2. „Kanntet Ihr, o edler Gormaz,
Mich, den Sohn des Don Diego,
Als Ihr Eure Hand ausstrecktet
Auf sein ehrenwerth Gesicht?
3. Wußtet Ihr, daß Don Diego
Ab von Layn Calvo stamme?
Daß nichts reiner und nichts edler
Als sein Blut ist und sein Schild?
4. Wußtet Ihr, daß, weil ich lebe,
Ich, sein Sohn, kein Mensch auf Erden,
Kaum der mächt'ge Herr des Himmels,
Dies ihm thäte, ungestraft?" —
5. „Weißt du," sprach der stolze Gormaz,
„Was wohl sei des Lebens Hälfte? —
Jüngling!" „Ja," sprach Don Rodrigo,
„Und ich weiß es sehr genau.

6. Eine Hälfte ist, dem Edlen
Ehr' erzeigen, und die andre,
Den Hochmüthigen zu strafen;
Mit dem letzten Tropfen Bluts

7. Abzuthun die angethane
Schande." — Als er dies gesagt,
Sah er an den stolzen Grafen,
Der ihm diese Worte sprach:

8. „Nun, was willst du, rascher Jüngling?" —
„Deinen Kopf will ich, Graf Gormaz,"
Sprach der Cid, „ich hab's gelobet!" —
„Streiche willst du, gutes Kind,"
9. Sprach Don Gormaz, „eines Pagen
Streiche hättest du verdient."
O ihr Heiligen des Himmels!
Wie ward Cid auf dieses Wort!

4.

1. Thränen rannen, stille Thränen
Rannen auf des Greises Wangen,
Der, an seiner Tafel sitzend,
Alles um sich her vergaß,

2. Denkend an die Schmach des Hauses,
Denkend an des Sohnes Jugend,
Denkend an des Sohns Gefahren
Und an seines Feindes Macht.

3. Den Entehrten flieht die Freude,
Flieht die Zuversicht und Hoffnung;
Alle kehren mit der Ehre
Froh und jugendlich zurück.

4. Noch versenkt in tiefer Sorge
Sieht er nicht Rodrigo kommen,
Der, den Degen unterm Arme
Und die Händ' auf seiner Brust,

5. Lang' ansieht den guten Vater,
Mitleid tief im Herzen fühlend,
Bis er zutritt, ihm die Rechte
Schüttelnd. „Iß, o guter Greis!"

6. Spricht er, weisend auf die Tafel;
Reicher flossen nun Diego
Seine Thränen: „Du, Rodrigo,
Sprachst Du, sprichst Du mir dies Wort?"

7. „Ja, mein Vater! und erhebet
Euer edles, werthes Antlitz!" —
„Ist gerettet unsre Ehre?"
„Edler Vater, er ist todt."

8. Setze dich, mein Sohn Rodrigo,
Gerne will ich mit Dir speisen.
Wer den Mann erlegen konnte,
Ist der Erste seines Stamms."

9. Weinend kniete Rodrigo,
Küssend seines Vaters Hände:
Weinend küßte Don Diego
Seines Sohnes Angesicht.

26.

Auf Zamora geht der Feldzug,
Auf die feste Stadt Zamora!
Zahllos ist das Heer der Krieger,
Zahllos Königes Entwürfe. — —
Tapfrer Cid, du edler Feldherr,
Vor Zamora ziehest du?
Unterweges spricht der König
Zu ihm: „Freilich! ausgehauen
Ist die Stadt, wie aus dem Felsen,
Der ihr anliegt, wie ein Panzer.
Dick wie eines Mannes Länge
Ist die Dicke ihrer Mauern;
Und die Thürme dieser Mauern;
Ihre Festen aufzuzählen
Forderte wohl einen Tag.
Abzuleiten den Duero,
Der sie einschließt wie ein Mädchen,
Ist ganz über Menschenmacht.
Uebergäbe mir Zamora

Meine Schwester, Cid, so hätt' ich
Eine Festung; in ganz Spanien
Wär' ihr keine Feste gleich.
Guter Cid, von meinem Vater
Als ein Kleinod mir vererbet,
Eidlich mußten wir versprechen,
Lebenslang Euch hoch zu ehren,
Und zu folgen Eurem Rath;
Guter Cid, du unsres Hauses
Säule, thu' es mir zu Liebe,
Bringe Botschaft nach Zamora,
Fordre es von meiner Schwester,
Fordre es zum Tausch um Alles —
Doch vergiß nicht beizufügen,
Wenn sie mir die Bitte weigert,
Daß ich nehme, was ich bat."
„Freilich weiß ich nicht," antwortet
Ihm der Cid, „je mehr die Mauern
Von Zamora ich betrachte,
Desto kühner, desto stolzer
Scheinen sie mir dazustehn."
„Recht," spricht Sancho, „recht geredet,
Dieses sind die ersten Mauern,
Die nicht deinem Anblick zittern." —
Und je näher Cid der Stadt kam,
Ging sein muntres Roß Babieça
Langsam und hing seinen Kopf.

27.

Trauer war noch in Zamora
Um den Tod des großen Königs
Don Fernando, tiefe Trauer.
Ueberhängt mit schwarzen Tüchern
Waren Kirchen und Altäre.
Kein Gesang, kein Ton der Freude,
Auch kein Instrument der Liebe
Ließ sich hören auf den Gassen;
Die Infantin Donna Uraka,
Schmerzlich bitter weinte sie
Um den Tod des großen Vaters,
Um den Gram, den sie ihm sterbend
Noch in seiner letzten Stunde
Zugefügt, um seine Güte,
Um das Unglück ihrer Schwester,
Der vertrieb'nen Donna Elvira,

Um das Unglück ihrer Brüder
Don Garzia, Don Alfonso;
Und wer sollt' und könnt' es glauben?
Noch beweint im tiefsten Herzen
Einen andern Wunsch Uraka.
Den Verlust wird sie beweinen,
Wenn sie jeden längst vergaß.
Denn dem Glück, geliebt zu werden,
Gleicht kein ander Glück auf Erden;
Die geliebte Schäferin,
Sie allein ist Königin.
In dergleichen Gramgedanken
Tief versenket saß Uraka,
Als auf einmal vor den Thoren
Vor Zamora Cid erscheint.

28.

Grad' einreiten in Zamora
Will der Cid, als ihn die Wache,
Ihn mit seinen fünfzehn Kriegern
Anhält, draußen vor dem Thor.
Laut und lauter wird der Lärmen,
Lauter das Geschrei der Straßen,
Bis es zur Infantin drang.
Und in ihren Trauerkleidern
Eilet schnell sie auf die Mauer,
Als — das Schrecken von Castiljen,
Sie den Cid da vor sich sieht.
Ihre schönen Augen netzen
Thränen; an die Mauer drücket
Sie die Brust, enthüllt ihr Antlitz,
Und, vorbreitend ihre Arme,
Rufet sie ihm furchtbar zu:
„Da du uns zu Feinden haben wolltest,
Warum klopfest du an unsre Thore?
Da durch dich wir hier im Jammer leben,
Warum kommst du, und was willst du weiter?
Da, der Freundschaft Maske weggeworfen,
Du dem Unrecht deinen Arm geliehen. —
„Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre ist verloren!
Rückwärts, rückwärts stolzer Cid!
„Seit er seinen Eid an mir gebrochen,
Den er zuschwur einer Königstochter,
Mich zu schirmen; mich, die einst ihn liebte,

Und noch jetzt sein Bild in diesen Mauern
Ehrt, in Mauern, die er kommt zu stürmen;
Seit, von seinem neuen Glücke trunken,
Er vergaß die schönen Jugendtage,
Die an meines Vaters Hof er lebte. —
„Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre ist verloren!
Rückwärts, rückwärts, stolzer Cid!
„Dem mein Vater Ritterwaffen reichte,
Meine Mutter selbst den Zelter zuführt',
Ich anschnallete die goldnen Sporen,
Knieend auf dem Marmor. Er bemerkte
Damals nicht, was jedes Mädchen merket;
Er vergisset, was er war, und denkt nur,
Was er ist. Auch ich, so Manches dacht' ich,
Was der Himmel mir um meiner Fehler
Willen nicht vergönnte. Meine Eltern
Hoben ihn; er stürzte mich hernieder.
Weil ich denn um seinetwillen weine —
„Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre ist verloren!
Rückwärts, rückwärts, stolzer Cid!
„Ich ein Weib, dazu noch jung und zärtlich,
Kann ihm zwar kein Leid vom Himmel wünschen;
Hat er mich mit seinem Stolz beleidigt,
Hat er innig mir das Herz verwundet,
Kommen von ihm alle meine Leiden;
So komm' auf ihn meine Güt' und Gnade;
Ich verzeih' ihm. Er darf mich beleid'gen
Ohne Strafe: denn des jungen Ritters,
Seinen, in der prächt'gen Kirche zu Coimbra,
Werd' ich stets gedenken. — Aber dennoch —
„Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre ist verloren!
Rückwärts, rückwärts, stolzer Cid!
„Daß er nicht den Bruch des Eids verhindert,
Den Don Sancho meinem Vater zuschwur,
Daß er seinem Raube nicht gewehret,
Der dem Don Garzia, Don Alfonso
Ihre Reiche nahm — der eine schmachtet
Im Gefängnisse; der andere mußte
Zu Ungläub'gen fliehen, zu den Heiden —
Daß Don Sancho meiner armen Schwester,
Die im Kloster jetzt von Milde lebet,
Toro, ihr rechtmäßig Erbtheil, raubte,

Und der Cid auch dieses ihm nicht wehrte;
Daß mein Bruder nicht, und auch der Cid nicht,
Tief erröthen, mich hier zu bekämpfen,
Mich, die Schwester, mich, ein schwaches Weib nur,
Die zu Waffen nichts sonst hat als Thränen —
Deshalb —
„Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre ist verloren!
Rückwärts, rückwärts, stolzer Cid!"
Also sprach, gepreßt den Busen
An die Mauer, Donna Uraca;
So antwortet sie dem Cid.
Er, betroffen von der Antwort,
Hält verworren; dann auf einmal
Lenkt er um sein Roß Babieça:
„Rückwärts!" höret man ihn murmeln,
„Rückwärts!" zwischen seinen Lippen,
Reitend nach dem Lager stumm.
Und so kommt er von Zamora
Wohl von manchem Pfeil verwundet,
Der, auch ohne Spitz' und Eisen,
Tief im Herzen bohrend glüht.

67.

Fahnen, gute alte Fahnen,
Die den Cid so oft begleitet
In und siegreich aus der Schlacht,
Rauschet ihr nicht in den Lüften
Traurig, daß euch Stimm' und Sprache,
Daß euch eine Thräne fehlt;
Denn es brechen seine Blicke,
Er sieht euch zum letztenmal.
Lebet wohl, ihr schönen Berge,
Teruel und Albarazin,
Ew'ge Zeugen seines Ruhmes,
Seines Glückes, seines Muths;
Lebet wohl, ihr schönen Höhen,
Und du Aussicht auf das Meer hin.
Ach, der Tod, er raubt uns Alles,
Wie ein Habicht raubt er uns
Seht, es brechen seine Augen —
Er blickt hin zum letztenmal.
Was hat er gesagt, der gute
Cid? Er liegt auf seinem Lager.
Wo ist seine Eisenstimme?
Kaum noch kann man ihn verstehen,
Daß er seinen Freund Babieça,
Ihn noch einmal sehen will.
Babieça kommt, der treue
Mitgefährt' des wackern Helden
In so mancher, mancher Schlacht.
Als er die ihm wohlbekannten
Guten alten Fahnen siehet,
Die sonst in den Lüften wehten

Hingebeugt auf's Sterbelager,
Unter ihnen seinen Freund,
Fühlt' er seinen Lauf des Ruhmes
Auch geendet, steht mit großen

Augen stumm da, wie ein Lamm;
Sein Herr kann zu ihm nichts sprechen,
Er auch nicht zu seinem Herrn.
Traurig sieht ihn an Babieça,
Cid ihn an zum letztenmal.

Gerne hätt' sich Alvar Fannez
Mit dem Tode jetzt geschlagen;
Ohne Sprache sitzt Ximene;
Cid, er drückt ihr noch die Hand.
Und nun rauschen die Paniere
Stärker; durch das offne Fenster
Weht ein Wind her von den Höhen —
Plötzlich schweigen Wind und Fahnen
Edel: denn der Cid entschläft.
Auf, nun auf! Drommeten, Trommeln,
Pfeifen, Klarinetten tönet,
Uebertönet Klag' und Seufzen;
Denn der Cid befahl es da.
Ihr geleitet auf die Seele
Eines Helden, der entschlief.

Gottfried August Bürger,

geb. den 31. Dec. 1747 zu Molmerswende in der jetzigen Grafschaft Falkenstein im Unterharz, besuchte 1759 die Stadtschule zu Aschersleben, 1760 das Halle'sche Pädagogium, bezog 1764 die Universität daselbst und studirte anfangs Theologie, dann die Rechte, 1768 die Universität Göttingen, trat mit dem dortigen Dichterkreise (Hainbund) in enge Verbindung, ward 1772 Justizamtmann im Amte Altengleichen bei Göttingen, legte 1784 sein Amt nieder, ward Docent in Göttingen, 1789 außerordentlicher Professor, starb daselbst den 8. Juni 1794. — Balladen (Das Lied vom braven Mann. IV. 150. Die Kuh. IV. 151. Der wilde Jäger. V. 107. Der Kaiser und der Abt. Lenore.), Lieder, Sonette („An das Herz.").

---

48. Der Kaiser und der Abt.

1. Ich will euch erzählen ein Märchen, gar schnurrig:
Es war 'mal ein Kaiser; der Kaiser war kurrig.
Auch war 'mal ein Abt, ein gar stattlicher Herr;
Nur Schade, sein Schäfer war klüger als er.

2. Dem Kaiser ward's sauer in Hitz' und in Kälte:
Oft schlief er bepanzert im Kriegesgezelte;
Oft hatt' er kaum Wasser zu Schwarzbrot und Wurst;
Und öfter noch litt er gar Hunger und Durst.

3. Das Pfäfflein, das wußte sich besser zu hegen
Und weidlich am Tisch und im Bette zu pflegen.
Wie Vollmond glänzte sein feistes Gesicht.
Drei Männer umspannten den Schmerbauch ihm nicht.

4. D'rob suchte der Kaiser am Pfäfflein oft Hader.
Einst ritt er, mit reisigem Kriegesgeschwader,
In brennender Hitze des Sommers vorbei.
Das Pfäfflein spazierte vor seiner Abtei.

5. „Ha," dachte der Kaiser, „zur glücklichen Stunde!"
Und grüßte das Pfäfflein mit höhnischem Munde:
„Knecht Gottes, wie geht's dir? Mir däucht wohl ganz recht,
Das Beten und Fasten bekomme nicht schlecht.

6. Doch däucht mir daneben, euch plage viel Weile.
Ihr dankt mir's wohl, wenn ich euch Arbeit ertheile.
Man rühmet, ihr wäret der pfiffigste Mann,
Ihr hörtet das Gräschen fast wachsen, sagt man.

7. So geb' ich denn euern zwei tüchtigen Backen
Zur Kurzweil drei artige Nüsse zu knacken.
Drei Monden von nun an bestimm' ich zur Zeit.
Dann will ich auf diese drei Fragen Bescheid.

8. Zum ersten: Wann hoch ich, im fürstlichen Rathe,
Zu Throne mich zeige im Kaiser-Ornate,
Dann sollt ihr mir sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel ich wohl werth bis zum Heller mag sein?

9. Zum zweiten sollt ihr mir berechnen und sagen:
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ich weiß, der Bescheid darauf ist euch nur Spiel.

10. Zum dritten noch sollst du, o Preis der Prälaten,
Auf's Härchen mir meine Gedanken errathen.
Die will ich dann treulich bekennen; allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran sein.

11. Und könnt ihr mir diese drei Fragen nicht lösen,
So seid ihr die längste Zeit Abt hier gewesen;
So lass' ich euch führen zu Esel durch's Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand." —

12. Drauf trabte der Kaiser mit Lachen von hinnen.
Das Pfäfflein zerriß und zerspliß sich mit Sinnen.
Kein armer Verbrecher fühlt mehr Schwulität,
Der vor hochnothpeinlichem Halsgericht steht.

13. Er schickte nach ein, zwei, drei, vier Un'vers'täten,
Er fragte bei ein, zwei, drei, vier Facultäten,
Er zahlte Gebühren und Sporteln vollauf;
Doch löste kein Doctor die Fragen ihm auf.

14. Schnell wuchsen, bei herzlichem Zagen und Pochen,
Die Stunden zu Tagen, die Tage zu Wochen,
Die Wochen zu Monden; schon kam der Termin!
Ihm ward's vor den Augen bald gelb und bald grün.

15. Nun sucht' er, ein bleicher hohlwangiger Werther,
In Wäldern und Feldern die einsamsten Oerter.
Da traf ihn, auf selten betretener Bahn,
Hans Bendix, sein Schäfer, am Felsenhang an.
16. „Herr Abt," sprach Hans Bendix, „was mögt ihr euch grämen?
Ihr schwindet ja wahrlich dahin, wie ein Schemen.
Maria und Joseph! Wie hotzelt ihr ein!
Mein Sixchen! Es muß euch was angethan sein." —
17. „Ach, guter Hans Bendix, so muß sich's wohl schicken.
Der Kaiser will gern mir am Zeuge was flicken,
Und hat mir drei Nüss' auf die Zähne gepackt,
Die schwerlich Beelzebub selber wohl knackt.
18. Zum ersten: Wann hoch er, im fürstlichen Rathe,
Zu Throne sich zeiget im Kaiser-Ornate,
Dann soll ich ihm sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel er wohl werth bis zum Heller mag sein?
19. Zum zweiten soll ich ihm berechnen und sagen:
Wie bald er zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Er meint, der Bescheid darauf wäre nur Spiel.
20. Zum dritten, ich ärmster von allen Prälaten,
Soll ich ihm gar seine Gedanken errathen;
Die will er mir treulich bekennen; allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran sein.
21. Und kann ich ihm diese drei Fragen nicht lösen,
So bin ich die längste Zeit Abt hier gewesen;
So läßt er mich führen zu Esel durch's Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand." —
22. „Nichts weiter?" erwiedert Hans Bendix mit Lachen,
„Herr, gebt euch zufrieden! Das will ich schon machen.
Nur borgt mir eu'r Käppchen, eu'r Kreuzchen und Kleid;
So will ich schon geben den rechten Bescheid.
23. Versteh' ich gleich nichts von lateinischen Brocken,
So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken.
Was ihr euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt,
Das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt."
24. Da sprang, wie ein Böcklein, der Abt vor Behagen.
Mit Käppchen und Kreuzchen, mit Mantel und Kragen
Ward stattlich Hans Bendix zum Abte geschmückt,
Und hurtig zum Kaiser nach Hofe geschickt.
25. Hier thronte der Kaiser im fürstlichen Rathe,
Hoch prangt' er, mit Scepter und Kron' im Ornate:
„Nun sagt mir, Herr Abt, als ein treuer Wardein,
Wie viel ich jetzt werth bis zum Heller mag sein?" —

26. „Für dreißig Reichsgulden ward Christus verschachert;
Drum gäb' ich, so sehr ihr auch pochet und prachert,
Für euch keinen Deut mehr, als zwanzig und neun,
Denn Einen müßt ihr doch wohl minder werth sein." —

27. „Hum!" sagte der Kaiser, „der Grund läßt sich hören,
Und mag den durchlauchtigsten Stolz wohl bekehren.
Nie hätt' ich, bei meiner hochfürstlichen Ehr'!
Geglaubet, daß so spottwohlfeil ich wär'.

28. Nun aber sollst du mir berechnen und sagen:
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ist dir der Bescheid darauf auch nur ein Spiel?" —

29. „Herr, wenn mit der Sonn' ihr früh sattelt und reitet,
Und stets sie in einerlei Tempo begleitet,
So setz' ich mein Kreuz und mein Käppchen daran,
In zweimal zwölf Stunden ist Alles gethan." —

30. „Ha," lachte der Kaiser, „vortrefflicher Haber!
Ihr füttert die Pferde mit Wenn und mit Aber.
Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
Hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht.

31. Nun aber zum dritten, nun nimm dich zusammen!
Sonst muß ich dich dennoch zum Esel verdammen.
Was denk' ich, das falsch ist? Das bringe heraus!
Nur bleib' mir mit Wenn und mit Aber zu Haus!" —

32. „Ihr denket, ich sei der Herr Abt von St. Gallen?" —
„Ganz recht! Und das kann von der Wahrheit nicht fallen." —
„Sein Diener, Herr Kaiser! Euch trüget eu'r Sinn:
Denn wißt, daß ich Bendix, sein Schäfer, nur bin!" —

33. „Was Henker! Du bist nicht der Abt von St. Gallen?"
Rief hurtig, als wär' er vom Himmel gefallen,
Der Kaiser mit frohem Erstaunen darein;
„Wohlan denn, so sollst du von nun an es sein!

34. Ich will dich belehnen mit Ring und mit Stabe.
Dein Vorfahr besteige den Esel und trabe!
Und lerne fortan erst quid Juris[1]) versteh'n!
Denn wenn man will ernten, so muß man auch sä'n." —

35. „Mit Gunsten, Herr Kaiser! Das laßt nur hübsch bleiben!
Ich kann ja nicht lesen, noch rechnen und schreiben;
Auch weiß ich kein sterbendes Wörtchen Latein.
Was Hänschen versäumt, holt Hans nicht mehr ein." —

36. „Ach, guter Hans Bendix, das ist ja recht Schade!
Erbitte dir demnach ein' andere Gnade!

---

[1]) Was Rechtens.

Sehr hat mich ergötzet dein lustiger Schwank;
Drum soll dich auch wieder ergötzen mein Dank." —
37. „Herr Kaiser, groß' hab' ich so eben nichts nöthig;
Doch seid ihr im Ernst mir zu Gnaden erbötig,
So will ich mir bitten zum ehrlichen Lohn
Für meinen hochwürdigen Herren Pardon." —
38. „Ha bravo! Du trägst, wie ich merke, Geselle,
Das Herz, wie den Kopf auf der richtigsten Stelle.
Drum sei der Pardon ihm in Gnaden gewährt,
Und obendrein dir ein Panis-Brief beschert:
39. Wir lassen dem Abt von St. Gallen entbieten:
Hans Bendix soll ihm nicht die Schafe mehr hüten.
Der Abt soll sein pflegen nach unserm Gebot,
Umsonst, bis an seinen sanftseligen Tod."

Ludwig Hölty,

geb. den 21. Dec. 1748 zu Mariensee in Hannover, verlor als Knabe auf zwei Jahr das Gesicht, lernte dann sehr fleißig, kam 1765 nach Celle, bezog 1769 die Universität Göttingen, um Theologie zu studiren, starb am 1. Sept. 1776 zu Hannover. — Gefühlvoller Lyriker. Lieder (Frühlingslieder. II. Thl. Nr. 9 und 10. Wer wollte sich mit Grillen plagen. Ueb' immer Treu und Redlichkeit. Rosen auf den Weg gestreut.), Idyllen (Das Feuer im Walde. IV. 164.), Elegien (Das Landleben. Elegie am Grabe meines Vaters.).

Johann Heinrich Voß,

geb. den 20. Febr. 1751 zu Sommersdorf im Mecklenburgischen, besuchte die Schule in Penzlin, dann in Neubrandenburg, war 1769—1772 Hauslehrer, studirte von 1772 an in Göttingen Philologie und Theologie, wurde dort Mitstifter des Hainbundes, lernte auf einer Reise nach Hamburg Klopstock kennen, wandte sich nach Wandsbeck zu Claudius, nahm 1778 die Rectorstelle in Otterndorf, 1782 in Eutin an, legte letztere 1802 wegen geschwächter Gesundheit nieder, ging nach Jena, 1805 nach Heidelberg, wo er den 29. März 1826 starb. — Lieder (Drescherlied. II. 218.), Oden, Idyllen (Der siebzigste Geburtstag. V. 118. Luise.), Uebersetzungen (Homers Ilias und Odyssee u. A.).

---

49. Luise.

Aus der ersten Idylle. Das Fest im Walde.

Als sie, das Linsenfeld und die bärtige Gerste durchwandelnd,
Jetzo dem Hügel am See sich näherten, welcher mit dunkeln
Tannen und hangendem Grün weißstämmiger Birken gekränzt war;
Blickte zum buschigen Ufer Luis' hinhorchend, und sagte:
Still! es tönte mir dumpf, wie ein Ruderschlag, von dem Ufer!

Aber der muthige Karl, der voranlief, wandte sich rufend:
Hurtig! da seh' ich den Kahn! Nun gleitet er hinter das Schilfrohr!
Und mit geflügelten Schritten enteilten sie; kühlender Seewind
Hauchte zurück das Gewand, das die trippelnden Füße des Mägdleins
Rauschend umwallt', und es weht' ihr geringeltes Haar von den Schultern.
Laut nun rief, und winkt' aus dem schwebenden Kahne der Pfarrer:
Ehrbar, Kinder, und sacht! Ihr lauft ja so rasch, wie die Hühnlein
Ueber den Hof, wenn die Magd an der Hausthür Futter umherstreut!
Heida! wie saus't das Gesindel herab von dem höckrichten Abhang!
Töchterchen, geh' vorsichtig und strauchle mir nicht an den Wurzeln!
Also rief er, umsonst; sie entfloh'n unhemmbares Schwunges.
Athmender harrten sie nun, bis der rauschende Kahn an dem Ufer
Landete; und: Willkommen! erscholl's, willkommen im Grünen!
Hinten hemmte der Knecht, an der Erl' im Wasser sich haltend.
Aber gestützt von der Hand des Jünglinges, traten die Eltern
Ueber den wankenden Bord, auf den Sand voll Kiesel und Muscheln,
Wellig gestriemt von der Fluth, und umhüpft mit gehügeltem Seeschaum.
Hans auch entstieg, und knüpfte das hemmende Seil um den Baumstumpf.
Schmeichelnd küßte den Greis die blühende Tochter und fragte:
Väterchen kommt ja so frühe vom Schlaf. Hat der häßliche Kater
Wieder gemaut? Ein Hühnchen beim Eierlegen gekakelt?
Oder Susanna zu laut mit dem Waffeleisen geklappert?
Drauf antwortetest du, ehrwürdiger Pfarrer von Grünau:
Soll ich dieses genau dir verkündigen, wie es gescheh'n ist?
Weder gemaut hat ein Kater, mein Kind, noch ein Hühnchen gekakelt,
Oder Susanna zu laut mit dem Waffeleisen geklappert.
Unser Gespräch und die Freude, mein Töchterchen, deines Geburtstags
Machte mein Herz unruhig. Wohlauf nun, Feuer gezündet!
Flink! und Kaffee gekocht! Die trautesten Kinder sind durstig!
Jener sprach's; und in Eile gebot die verständige Hausfrau:
Trage mir, Hans, aus dem Kahne sogleich die Geräthe des Kochens

Neben den blühenden Genst. Dort zünden wir, denk' ich, das Feuer,
Daß uns nicht anwehe der Rauch. Hier aber am Vorland
Lagern wir uns im Schatten der alten Familienbuche,
Die vorlängst uns bekennt mit schon auswachsenden Namen.
Hier ist polsterndes Moos, hier sanft anathmende Kühlung.
Hier im Geräusche der Well' und des Schilfrohrs labt uns die Aussicht
Ueber den See nach dem Dorf und den Krümmungen fruchtbarer Ufer.
Holz nun, Kinder, gesucht! Wer fischen will, scheue kein Wasser!
Also die Frau; und sie selbst nicht thatlos, sammt dem Gemahle
Ging zum gepriesenen Quelle, der nachbarlich unten am Waldberg
Rieselte, lauter und frisch, wie am Lilienblatte der Frühthau:
Elfenborn in der Sag' umwohnender Hirten benamet;
Denn rings fabelte man, mit Elfinnen tanze der Bergelf
Dort nach leiser Musik im sprossenden Grase der Mainacht.
Doch seit Hans vor dem Jahre, das Fest der Luise zu feiern,
Heimlich den Sprudel getieft, und mit höherem Rasen umbordet,
Nennt ihn Born der Luise das Haus und die Freunde des Hauses.
Hierher kamen sie beid' und fülleten; diese des Kessels
Ehernen Bauch, und der Vater ein Glas mit erfrischendem Labsal.
Als nun jene den Hügel ereileten, welcher mit dunkeln
Tannen und hangendem Grün weißstämmiger Birken gekränzt war,
Fanden sie Kien und Reiser, und sammelten; dann zu dem Buchhain
Eilten sie, links im Thal, wo der Aest' ein unendlicher Abfall
Lag in Laub und Gesträuch, dem Hüttener Feu'rung des Winters.
Froh nun kehrten zum See die Beladenen. Aber der Hausknecht
Fing die sprühenden Funken des Stahls in schwammigen Zunder,
Faßt' ihn in trockenes Laub und schwang mit Gewalt, bis dem dickern
Qualm aufleuchtendes Feuer entloderte; häufte geschickt dann
Reiser und Kien, daß die Flamme das Holz durch, fröhlich des Harzes,
Knatterte, finstern Rauch seitwärts aufdampfend zum Himmel.
Jetzt, wo der Wind in die Gluth einsausete, stellt' er den Dreifuß,
Und den verschlossenen Kessel darauf, mit der Quelle des Waldes.

Wehend umleckt' ihn die Loh', und es braus't aussiedend der Kessel.
Aber das Mütterchen goß in die bräunliche Kanne den Kaffee
Aus der papierenen Tute, gemengt mit klärendem Hirschhorn,
Strömte die Quelle darauf, und stellt' auf Kohlen die Kanne,
Hingekniet, bis steigend die farbige Blase geplatzt war.
Schleunig anjetzt rief jene, das Haupt um die Achsel gewendet:
Setze die Tassen zurecht, mein Töchterchen; gleich ist der Kaffee
Gahr. Die Gesellschaft nimmt ja mit unserem täglichen Steinzeug
Gern im Grünen vorlieb, und ungetrichtertem Kaffee.
Vater verbot Umständ'; und dem Weibe ziemt der Gehorsam.
Also Mama; doch Luise, die rasch mit dem Knaben sich umschwang,
Hörte den Ruf, und enthüllt aus dem Deckelkorbe die Tassen,
Auch die Flasche mit Rahm, und die blecherne Dose voll Zucker,
Ordnend umher auf dem Rasen; und jetzt, da sie Alles durchwühlet,
Neigte das blühende Mädchen sich hold und lächelte schalkhaft:
Nehmen Sie mir's nicht übel, Mama hat die Löffel vergessen.
Also sagte Luis'; und des Mütterchens lachten sie Alle,
Schadenfroh; auch lachte sie selbst, die gütige Mutter,
Welche die dampfende Kanne dahertrug. Aber der Jüngling
Sprang zu der Birke behende, der hangenden, und von den Zweiglein
Glättet' er zierliche Stäb' und vertheilte sie rings der Gesellschaft.
Jetzo dem lieben Papa und dem Jünglinge reichte die Jungfrau
Pfeifen dar, und Tabak in der fleckigen Hülle des Seehund's;
Und mit des Löschbrands Ende, dem glimmenden, zündete Hans an.
So auf Moose nunmehr die gelagerten: neben dem Vater
Rechts mit dem Knaben Mama, die den lauteren Trank in die Tassen
Rühmend goß; links aber Luis', und nahe der Jüngling.
Sie zwar kostete selten des hitzigen Mohrengetränkes;
Doch heut' nahm sie ein wenig, und russischen Thee mit dem Kleinen.
Nun war jegliches Auge verklärt, nun laut des Gespräches
Herzlichkeit, nun das Gesicht den leisesten Regungen folgsam;
Folgsamer noch war dein zartfühlendes Antlitz, o Jungfrau:
Wie wenn duftiges Schimmergewölk an der Bläue des Himmels
Immer veränderlich folgt der Zephyre launischem Anhauch,

Hell umsäumt vom Glanze des Abendes oder des Vollmonds.
Als bei treffenden Worten nunmehr des gemüthlichen Vaters
Aufmerksam sich Luise mit trunkenen Blicken ihm anschloß;
Liebreich klopft ihr der Vater die rosige Wang' und begann so:
Kind, dir brennt ja die Wange wie Gluth! Zwar ist es nicht übel
Anzusehn; doch nimm dir, mein Töchterchen, wegen der Zugluft,
Etwas mehr um den Hals. Man erkältet sich leicht in der Hitze.
Jenem küßte die Hand und erwiederte freundlich die Tochter:
Zugluft nennst du die Kühlung, die sanft durch Erlen des Ufers
Athmet und mir kaum ein Bändchen bewegt? Scherz liebest du wahrlich!
Gar nicht brennt mich die Hitze; mit Fleiß ja gingen wir langsam,
Ruhten auch oft im Schatten. Ich bin nur so fröhlich, mein Vater!
Drauf antwortest du, ehrwürdiger Pfarrer von Grünau:
Ja, du trauteste Tochter, ich bin auch fröhlich! so fröhlich,
Als die singenden Vögel im Wald' hier, oder das Eichhorn,
Welches die lustigen Zweige durchhüpft um die Jungen im Lager!
Achtzehn Jahr sind es heut', da schenkte mir Gott mein geliebtes,
Jetzt mein einziges Kind, so verständig und fromm und gehorsam!
Wie doch die Zeiten entflieh'n! Zehn kommende Jahre, wie weithin
Dehnt sich der Raum vor uns, und wie schwindet er, wenn wir zurückseh'n!
Gestern war's, wie mir däucht, da ich unruhvoll in dem Garten
Irrete, Blätter zerpflückt' und betete; bis nun mit einmal
Fröhlich die Botschaft kam: Ein Töchterchen ist uns geboren!
Manches beschied seitdem der Allmächtige, Gutes und Böses.
Auch das Böse war gut; denn in Wohlfahrt lenkt er des Schicksals
Dunkelen Gang, und es blühet aus bitterer Wurzel das Heil auf.
Weißt du, Frau, wie es einst nach langer Dürre geregnet,
Und ich, Luis' auf dem Arme, mit dir in der Frische des Gartens
Athmend ging; wie das Kind nach dem farbigen Bogen emporgriff
Und mich küßte: Papa! da regnet es Blumen vom Himmel!

Streut die der liebe Gott uns Kinderchen, daß wir sie sammeln? —
Ja, der den Bogen der Huld ausspannete, streuet vom Himmel
Blumen und Früchte herab, ein allvorsorgender Vater;
Daß wir mit Dank einsammeln und Kindlichkeit! Denk' ich des Vaters,
O dann hebt sich mein Herz und schwillt von regerer Inbrunst
Gegen unsere Brüder, die rings umwohnen das Erdreich:
Zwar vielartig an Kraft und Verstand; doch des selbigen Vaters
Kindlein alle, wie wir! von einerlei Brüsten genähret!
Und nicht lange, so geht in der Dämmerung eins nach dem andern
Müde zur Ruh', vom Vater im heimlichen Lager gesegnet,
Hört süßträumend der Winde Geräusch und des tropfenden Regens,
Schläft, und erwacht am Morgen gestärkt und helleres Sinnes.
Wonne dereinst, wann alle der heilige Morgen uns aufweckt!
„Wahrhaft lernen wir dann, daß Gott die Person nicht ansieht,
„Sondern in allerlei Volk ist, wer ihn fürchtet und recht thut,
„Angenehm dem Vergelter!" O Himmelswonne! wir freun uns
Alle, die Gutes gethan nach Kraft und redlicher Einsicht,
Und die zu höherer Kraft vorleuchteten; freun uns mit Petrus,
Moses, Konfuz und Homer, dem liebenden, und Zoroaster,
Und, der für Wahrheit starb, mit Sokrates, auch mit dem edlen
Mendelssohn! Der hätte den Göttlichen nimmer gekreuzigt!
Ihm antwortete drauf der edle bescheidene Walter:
Er nicht! Doch es bedräun noch Pfäfflinge, heute wie vormals,
Wen Gott rief, zu erlösen den Geist, aus Banden der Willkür.
Traun! es empört, wenn ein Kind, das der bildlichen Rede des Vaters,
Weniger dumpf, aufmerkt im dämmernden Licht der Erkenntniß,
Sich das erwähltere dünkt, das einzige! wenn es die Brüder,
Die um Sokrates einst der Menschlichkeit Höhen erstrebet,
Neidisch entehrt in der Gruft; und den noch unmündigen Anwachs,
Oder wer, kundiger schon, die geheimnißvolle Belehrung
Faßte mit anderem Sinn und ahnete, diesen gewaltsam
Schilt und martert und würgt! Man erzählte mir neulich ein Märlein.
Einstmals kam ein Todter aus Mainz an die Pforte des Himmels,
Poltert' und rief: Macht auf! Da schaute der heilige Petrus,

Leise die Thür aufschließend, hervor und fragte: Wer bist du
Trotzig erwiederte jener, den Ablaßzettel erhebend:
Ich? ein katholischer Christ, des allein heilbringenden Glaubens
Setze dich dort auf die Bank! antwortete Petrus verschließen
Hierauf kam ein Todter aus Zürch an die Pforte des Himmel
Poltert' und rief: Macht auf! Wer bist du? fragte der Jünge
Ich? ein calvinischer Christ, des allein heilbringenden Glau
bens!
Dort auf die Bank! rief Petrus. Da kam auch ein Todte
aus Hamburg,
Poltert' und rief: Macht auf! Wer bist du? fragte der Jünge
Ich? ein lutherischer Christ, des allein heilbringende
Glaubens!
Dort auf die Bank! rief Petrus, und schloß. Nun saße
die Gegner
Friedsam neben einander und sahn, voll stiller Bewund'run
Sonnen und Mond' und Gestirn' aus scheinender Irre geordn
Zum einträchtigen Tanz; auch hörten sie rauschen harmonisc
Im viellautigen Chore, der seligen Völker und Engel
Hallelujagesäng', und athmeten Blüthe des Lebens.
Aber ihr Herz schwoll über von unaussprechlicher Inbrunst;
Und es erhub sich entzückt ihr heller Gesang: „Wir gläube
All' an einen Gott!" — Da mit einmal sprangen die Flüg
Auf mit Getön, daß weit von goldenem Glanze der Aeth
Leuchtete. Petrus erschien und sprach mit freundlichem Lächeln
Habt ihr jetzt euch besonnen, ihr thörichten Kinder? S
kommt denn!
Also redeten beid' in traulicher Herzensergießung,
Unter dem heiteren Blau des allumfassenden Himmels.

50. Homer's Ilias.

Aus dem 22. Gesange.

Also rings in der Stadt, angstvoll, wie die Jungen de
Hindin,
Kühleten jene[1]) den Schweiß und tranken, den Durst si
zu löschen,
Längs der Mauer gestreckt an der Brustwehr. Doch die Achä
Wandelten dicht zur Mauer, die Schilde gelehnt an d
Schultern.
Hektorn zwang zu beharren das schreckenvolle Verhängniß,
Außerhalb vor Ilios Stadt und dem skäischen Thore.
Aber zum Peleionen begann jetzt Phöbos Apollon[2]):

[1]) Die in die Stadt geflohenen Troer.
[2]) Sohn des Zeus und der Leto.

„Warum doch, o Peleide [1]), verfolgst du mich eilenden Laufes,
Selbst ein Sterblicher du den Unsterblichen? Schwerlich indeß wohl
Hast du als Gott mich erkannt, daß rastlos fort du dich abmühst.
Traun, nichts kümmert der Troer Gefecht dich, welche du scheuchtest:
Jene flohn in die Feste gedrängt; du aber verirrst hier.
Nie doch tödtest du mich, dem durchaus kein Schicksal verhängt ist.“
Unmuthsvoll antwortete drauf der schnelle Achilleus:
„O des Betrugs, Ferntreffer [2]), du Grausamer unter den Göttern,
Daß du hinweg von der Mauer mich wendetest! Viele fürwahr noch
Hätten geknirscht in den Staub, eh' Ilios Stadt sie erreichet!
Doch mir raubtest du jetzt Siegsruhm und rettetest jene,
Sonder Müh; denn du hast nicht Rache zu scheu'n in der Zukunft!
Traun, ich rächte mich gern, wenn mir das Vermögen nur wäre!“
Sprach's, und gegen die Stadt ging trotziges Sinnes der Held an,
Ungestüm, wie ein Roß, zum Siege gewöhnt, mit dem Wagen,
Welches behend' und gestreckt einhersprengt durch das Gefilde:
So der Peleid', eilfertig die Knie' und die Schenkel bewegt' er.
Priamos [3]) aber, der Greis, ersah ihn zuerst mit den Augen,
Leuchtend in Glanz, wie den Stern, da er hinflog durch das Gefilde,
Welcher im Herbst aufgeht, und überschwänglich an Klarheit
Scheint vor vielen Gestirnen in dämmernder Stunde des Melkens;
Welcher Orions Hund [4]) genannt wird unter den Menschen;
Hell zwar strahlt er hervor, doch zum schädlichen Zeichen geordnet,
Denn viel dörrende Glut den bekümmerten Sterblichen bringt er:
Also strahlte das Erz um die Brust des laufenden Herrschers.
Laut wehklagte der Greis und schlug sein Haupt mit den Händen,
Hoch empor sie hebend, und rief wehklagend hinunter,
Flehend dem lieben Sohn, der außerhalb vor dem Thore

[1]) Auch Pelide (Achilleus).
[2]) Apollon wird als strafender Gott mit silbernem Bogen und fernhin treffenden Pfeilen dargestellt.
[3]) König von Troja.
[4]) Sirius, der Hundsstern, der scheinbar größte und hellste Fixstern.

Stand, voll heißer Begier, mit dem Peleiōnen zu kämpfen;
Diesem rief lautjammernd der Greis und streckte die Händ' aus:
„Hektor, erwarte mir nicht, mein theurer Sohn, den Verderber,
Einsam, getrennt von den Andern, daß nicht dich ereile das Schicksal
Unter Achilleus' Hand, der weit an Stärke dir vorgeht!
Ha, der Grausame! möcht' er den Ewigen also geliebt sein,
Wie mir selbst! bald läg' er, ein Raub den Hunden und Geiern
Dargestreckt; dann schwände der Gram, der das Herz mir belastet!
Ach, der Söhne so viel' und so tapfre raubte mir jener,
Mordend theils, und verkaufend in fernentlegene Inseln!
Jetzt auch zween der Geliebten, Lykāon sammt Polydōros,
Schau' ich nirgend im Volke der eingeschlossenen Troer,
Die mir Laōthoë beide gebar, die Fürstin der Weiber.
Wenn sie jedoch nur leben im Dānaërheere [1]), so könnt' ich
Wieder mit Erz und Gold sie befrei'n; denn ich habe daheim ja:
Vieles gab ja der Tochter der graue gepriesene Altes [2]).
Sind sie aber schon todt und in Aïdes [3]) Schattenbehausung;
Wehe mir selbst und der Mutter, die wir zum Grame sie zeugten.
Doch das andere Volk wird weniger jene betrauern,
Wenn nur du nicht stirbst, von Achilleus' Stärke gebändigt.
Komm denn herein in die Stadt, mein Trautester, daß du errettest
Troja's Männer und Frau'n, daß nicht mit Ruhm du verherrlichst
Peleus' Sohn, und du selbst dein süßes Leben verlierest!
Auch erbarme dich mein, des Elenden, weil ich noch athme,
Ach, des Jammervollen, den Zeus an der Schwelle des Alters
Straft zu schwinden in Gram, und unendliches Weh' zu erblicken:
Meine Söhn' erwürgt und hinweggerissen die Töchter,
Ausgeplündert die Kammern der Burg, und die stammelnden Kinder
All' auf den Boden geschmettert, in schreckenvoller Entscheidung,
Auch die Schnüre [4]) geschleppt von grausamer Hand der Achäer!
Selber zuletzt wohl lieg' ich zerfleischt am Thor des Palastes
Von blutgierigen Hunden, nachdem ein mordendes Erz mir,
Zuckend oder geschnellt, den Geist aus den Gliedern hinwegnahm,

[1]) Griechenheer.
[2]) Vater der Laothoe.
[3]) oder Pluton (Pluto), Herrscher der Abgeschiedenen.
[4]) Schwiegertöchter.

Die ich im Hause genährt am Tisch, zu Hütern des Thores;
Die dann lecken mein Blut, und wild vom rasenden Wahnsinn
Liegen sie vorn am Thor! Dem Jünglinge stehet es wohl an,
Wenn er im Streit erschlagen, zerfleischt von der Schärfe des Erzes,
Daliegt; schön ist Alles im Tode noch, was auch erscheinet.
Aber wird nun grauend das Haupt und grauend der Bart nun,
Auch der Leib von Hunden entstellt dem ermordeten Greise;
Nichts ist kläglicher traun den unglückseligen Menschen!"
Also der Greis; und raufte sich graues Haar mit den Händen
Rings von dem Haupt; doch nicht war Hektors Geist zu bewegen.
Auch die Mutter zunächst wehklagete, Thränen vergießend,
Trennte das Busengewand und erhob die Brust mit der Linken:
So, von Thränen benetzt, die geflügelten Worte begann sie:
„Hektor! scheue, mein Sohn, den Anblick, ach und erbarm' dich
Meiner selbst! wo ich je die stillende Brust dir geboten,
Denke mir deß, mein Kind, und wehre dem schrecklichen Manne
Hier, in die Mauer gerettet; nur nicht vorkämpfend besteh' ihn!
Rasender! wenn er sogar dich mordete; nimmer bewein' ich
Dich auf Leichengewanden, du trautester Sprößling des Schoßes,
Noch die reiche Gemahlin; getrennt, o so fern! von uns beiden,
Dort an der Danaer Schiffen, zerfleischen dich hurtige Hunde!"
Also weineten beide, den trautesten Sohn anflehend,
Laut mit Geschrei; doch nicht war Hektors Geist zu bewegen;
Nein, er erharrt' Achilleus', des Ungeheuren, Herannahn.
So wie ein Drach' im Gebirge den Mann erharrt an der Felskluft,
Statt des giftigen Kraut's, und erfüllt von heftigem Zorne;
Gräßlich schaut er umher, in Ringel gedreht um die Felskluft:
So unbändiges Muthes verweilt' auch Hektor und wich nicht,
Lehnend den hellen Schild an des Thurms vorragende Mauer;
Unmuthsvoll nun sprach er zu seiner erhabenen Seele:
„Wehe mir! wollt' ich anjetzt in Thor und Mauer hineingehn;
Würde Polydamas[1]) gleich mit kränkendem Hohn mich belasten,
Welcher mir rieth in die Feste das Heer der Troer zu führen,
Vor der verderblichen Nacht, da erstand der edle Achilleus.
Aber ich hörete nicht, wie heilsam, hätt' ich gehöret!
Jetzo, nachdem ich verderbte das Volk durch meine Bethörung,

[1]) Auch Pulydamas, Freund Hektors, tapfer im Kriege, weise im Rath.

Scheu' ich Troja's Männer und saumnachschleppende Weiber,
Daß nicht einst mir sage der Schlechtern einer umher wo:
Hektor verderbte das Volk, auf eigene Stärke vertrauend!
Also spricht man hinfort; doch mir weit heilsamer wär' es:
Muthig entweder mit Sieg von Achilleus' Morde zu kehren,
Oder auch selbst ihm zu fallen im rühmlichen Kampf vor der Mauer.
Aber legt' ich zur Erde den Schild von geründeter Wölbung,
Sammt dem gewichtigen Helm, und, den Speer an die Mauer gelehnet,
Eilt' ich entgegen zu geh'n dem tadellosen Achilleus,
Und verhieß' ihm Helena selbst und ihre Besitzung
Alle, so viel Alexandros [1]) daher in geräumigen Schiffen
Einst gen Troja geführt, was unseres Streites Beginn war,
Daß er zu Atreus' Söhnen [2]) es führt'; auch dem Volke von Argos [3])
Anderes auszutheilen, wie viel auch heget die Stadt hier;
Und ich nähme darauf von Troja's Fürsten den Eidschwur,
Nichts insgeheim zu entzieh'n, nein, zwiefach Alles zu theilen,
Was auch die liebliche Stadt an Gut in den Wohnungen einschließt: —
Aber warum doch bewegte das Herz mir solche Gedanken?
Laß mich ja nicht flehend ihm nah'n! Nein, sonder Erbarmung
Würd' er, ohn' einige Scheu, mich niederhau'n, den Entblößten,
Grad' hinweg, wie ein Weib, sobald ich der Wehr mich enthüllet.
Jetzo fürwahr nicht gilt es, vom Eichbaum oder vom Felsen
Lange mit ihm zu schwatzen, wie Jungfrau traulich und Jüngling,
Jungfrau traulich und Jüngling zu holdem Geschwätz sich gesellen.
Besser zu feindlichem Kampf an rennen wir! daß wir in Eile
Seh'n, wem etwa von uns der Olympier [4]) gönne den Siegsruhm!"
Also erwog er und blieb. Doch nah' ihm wandelt' Achilleus,
Ares [5]) gleich an Gestalt, dem helmerschütternden Streiter,
Welchem Pelions [6]) Esch' auf der rechten Schulter entsetzlich
Bebete; aber das Erz umleuchtet' ihn, ähnlich dem Schimmer
Lodernder Feuersbrunst und der hell aufgehenden Sonne.
Hektor, sobald er ihn sah, erzitterte; nicht auch vermocht' er

---

[1]) Paris, Sohn des Priamos, Räuber der Helena
[2]) Agamemnon und Menelaos.
[3]) Stadt, nach welcher die Griechen Argeier genannt wurden.
[4]) Zeus.
[5]) Mars der Römer, Gott des Krieges.
[6]) Berg in Thessalien.

Dort zu besteh'n, und er wandte vom Thore sich, ängstlich entfliehend.
Hinter ihm flog der Peleide, den hurtigen Füßen vertrauend.
So wie ein Falk des Gebirgs, der behendeste aller Gevögel,
Leicht mit gewaltigem Schwung nachstürmt der schüchternen Taube;
Seitwärts schlüpft sie oft; doch nah mit hellem Getön ihr
Schießet er häufig daher, voll heißer Begier zu erhaschen:
So drang jener im Flug gradan; doch es flüchtete Hektor
Längs der troischen Mauer, die hurtigen Kniee bewegend.
Beid' an der Warte vorbei und dem wehenden Feigenhügel,
Immer hinweg von der Mauer, entflogen sie über den Fahrweg.
Und sie erreichten die zwei schönsprudelnden Quellen, woher sich
Beide Bäch' ergießen des wirbelvollen Skamandros.
Eine rinnt beständig mit warmer Fluth, und umher ihr
Wallt aufsteigender Dampf, wie der Rauch des brennenden Feuers;
Aber die andre fließt im Sommer auch kalt wie der Hagel,
Oder des Winters Schnee und gefrorene Schollen des Eises.
Dort sind nahe den Quellen geräumige Gruben der Wäsche,
Schön aus Steinen gehau'n, wo die stattlichen Feiergewande
Troja's Weiber vordem und liebliche Töchter sich wuschen,
Als noch blühte der Fried', eh' die Macht der Achäer daherkam.
Hier nun rannten vorbei der Fliehende und der Verfolger.
Vornan floh ein Starker, jedoch ein Stärkerer folgte,
Stürmendes Laufs: denn nicht um ein Weihvieh, oder ein Stierfell
Strebten sie, welches man stellt zum Kampfpreis laufender Männer;
Sondern es galt das Leben des gaulbezähmenden Hektor.
So wie zum Siege gewöhnt, um das Ziel starkhufige Rosse
Hurtiger drehen den Lauf; denn es lohnt ein köstlicher Dreifuß[1]),
Oder ein blühendes Weib am Fest des gestorbenen Herrschers:
Also kreiseten sie dreimal um Priamos' Feste
Rasch mit geflügeltem Fuß; und die Ewigen schaueten alle.
Jetzo begann das Gespräch der Menschen und Ewigen Vater:
„Wehe doch! einen Geliebten, verfolgt um die Mauer von Troja,
Seh' ich dort mit den Augen; und ach, sein jammert mich herzlich,
Hektors, welcher so oft mir Schenkel der Stier' auf dem Altar

---

[1]) Symbol der Weissagung, göttlicher Herrschaft und Weisheit, beim Apollodienst gebräuchlich.

Zündete, bald auf den Höhen des vielgewundenen Ida,
Bald in der oberen Burg! Nun drängt ihn der edle Achilleus,
Rings um Priamos' Stadt mit hurtigen Füßen verfolgend.
Aber wohlan, ihr Götter, erwägt im Herzen den Rathschluß:
Ob er der Todesgefahr noch entflieh'n soll, oder anjetzo
Fallen, wie tapfer er ist, dem Peleionen Achilleus."
Drauf antwortete Zeus' blauäugige Tochter Athēne:
„Vater mit blendendem Strahl, Schwarzwolkiger, welcherlei Rede!
Einen sterbenden Mann, der bestimmt längst war dem Verhängniß,
Denkst du anjetzt von des Tod's graunvoller Gewalt zu erlösen?
Thu's; doch nimmer gefällt es dem Rath der anderen Götter!"
Ihr antwortete drauf der Herrscher im Donnergewölk Zeus:
„Fasse dich, Tritogeneia, mein Töchterchen! Nicht mit des Herzens
Meinung sprach ich das Wort: ich will dir freundlich gesinnt sein.
Thue, wie dir's im Herzen genehm ist; nicht so gezaudert."
Also Zeus, und erregte die schon verlangende Göttin;
Stürmendes Schwungs entflog sie den Felsenhöh'n des Olympos.
Hektor'n drängt' in die Flucht rastlos der Verfolger Achilleus.
Wie wenn den Sohn des Hirsches der Hund im Gebirge verfolget,
Aufgejagt aus dem Lager, durch windende Thal' und Gebüsche;
Ob auch jener sich berg' und niederduck' in dem Reisig,
Stets noch läuft er umher, der spürende, bis er gefunden:
So barg Hektor umsonst sich dem muthigen Renner Achilleus.
Wenn er auch oft ansetzte, zum hohen dardanischen Thor
Hinzuwenden den Lauf, an der Thürm' hochragende Schutzwehr,
Ob sie oben vielleicht mit Geschoß ihn vertheidigen möchten;
Eben so oft flog jener zuvor und wendet' ihn abwärts
Nach dem Gefild', er selbst an der Seite der Stadt hinfliegend.
Wie man im Traum machtlos den Fliehenden strebt zu verfolgen;
Nicht hat dieser die Macht zu entflieh'n, noch der zu verfolgen:
So konnt' er nicht haschen im Lauf, noch enteilte jener.
Doch wie wär' jetzt Hektor entfloh'n vor den Keren[1]) des Todes,
Wenn nicht Einmal noch und zuletzt ihm Phöbos Apollon
Nahete, welcher ihm Kraft aufregt' und hurtige Schenkel?
Aber dem Volke verbot mit dem Haupt zuwinkend Achilleus,
Nicht ihm daherzuschnellen auf Hektor herbe Geschosse;

[1]) Ker, Thanatos oder Mors, Gott des Todes.

Daß kein Treffender raubte den Ruhm, und ein Zweiter er käme,
Als sie nunmehr zum Vierten die sprudelnden Quellen erreichet;
Siehe, hervor nun streckte die goldene Wage der Vater,
Legte hinein zwei Loose des langhinbettenden Todes,
Dieses dem Peleionen, und das dem reisigen Hektor,
Faßte die Mitt' und wog: da lastete Hektors Schicksal
Schwer zum Aïdes hin; es verließ ihn Phöbos Apollon.
Doch zu Achilleus kam die Herrscherin Pallas Athene;
Nahe trat sie hinan und sprach die geflügelten Worte:
„Jetzt doch, hoff' ich gewiß, Zeus Liebling, edler Achilleus,
Bringen wir großen Ruhm dem Dānaervolk zu den Schiffen,
Hektors Kraft austilgend, des unersättlichen Kriegers.
Nun nicht länger vermag er aus unserer Hand zu entrinnen,
Nein, wie sehr auch sich härme der treffende Phöbos Apollon,
Hingewälzt vor die Kniee des ägiserschütternden [1] Vaters.
Aber wohlan, nun steh' und erhole dich; während ich selber
Jenem genaht zurede, dir kühn entgegen zu kämpfen."
Also Pallas Athen'; er gehorcht' ihr, freudiges Herzens,
Stand, und ruhte gelehnt auf die erzgerüstete Esche.
Jene verließ ihn dort und erreichte den göttlichen Hektor,
Ganz dem Deïphobos gleich an Wuchs und gewaltiger Stimme;
Nahe trat sie hinan und sprach die geflügelten Worte:
„Ach, mein älterer Bruder, wie drängt dich der schnelle Achilleus,
Rings um Priamos' Stadt mit hurtigen Füßen verfolgend!
Aber wohlan, hier steh'n wir in fest ausharrender Abwehr!"
Ihm antwortete drauf der helmumflatterte Hektor:
Stets, Deïphobos, warst du zuvor mein trautester Bruder,
Aller, die Priamos zeugt' und Hĕkabe, unsere Mutter;
Doch nun denk' ich noch mehr im Innersten dich zu ehren,
Daß du um meinetwillen, sobald dein Auge mich wahrnahm,
Dich aus der Mauer gewagt, da Andere drinnen beharren.
Ihm antwortete Zeus' blauäugige Tochter Athene:
„Bruder, mich bat der Vater mit Fleh'n und die würdige Mutter,
Die um einander die Kniee mir rühreten, jeder Genoß auch,
Dort zu bleiben: so sehr erbeben sie all' in Bestürzung.
Doch mein Herz im Busen durchdrang tiefschmerzender Kummer.
Nun denn grad' in Begierd' an kämpfen wir! länger hinfort nicht
Unserer Lanzen geschont! damit wir seh'n, ob Achilleus
Uns in den Staub ausstreckt und blutige Waffen hinabträgt
Zu den gebogenen Schiffen; ob deiner Lanz' er dahinsinkt!"

[1] So genannt wegen der Aegide, des Schildes der Pallas Athene.

Dieses gesagt, ging jene voran, die täuschende Göttin.
Als sie nunmehr sich genaht, die Eilenden, gegen einander;
Jetzo rief er zuerst, der helmumflatterte Hektor:
„Nicht fortan, o Peleid', entflieh' ich dir, so wie bis jetzo!
Dreimal umlief ich die Feste des Priamos, nimmer es wagend,
Deiner Gewalt zu beharren; allein nun treibt mich das Herz an,
Fest dir entgegen zu steh'n, ich tödte dich, oder ich falle!
Auf, laß uns zu den Göttern emporschau'n, welche die stärksten
Zeugen des Eidschwurs sind und jegliches Bundes Bewahrer.
Denn ich werde dich nimmer mit Schmach mißhandeln, verleiht mir
Zeus, als Sieger zu steh'n und dir die Seele zu rauben:
Sondern nachdem ich entwandt' dein schönes Geschmeid', o Achilleus,
Geb' ich die Leiche zurück an die Danaer. Thue mir Gleiches."
Finster schaut' und begann der muthige Renner Achilleus:
„Hektor, du Unsühnbarer, mir nicht von Verträgen geplaudert!
Wie kein Hund die Löwen und Menschenkinder befreundet,
Auch nicht Wölf' und Lämmer in Eintracht je sich gesellen;
Sondern bitterer Haß sie ewig trennt von einander:
So ist nimmer für uns Vereinigung, oder ein Bündniß,
Mich zu befreunden und dich, bis wenigstens einer im Hinsturz
Ares mit Blute getränkt, den unaufhaltsamen Krieger!
Jeglicher Art von Tugend erinn're dich! Jetzo gebührt dir,
Lanzenschwinger zu sein und unerschrockener Krieger!
Nicht mehr kannst du entrinnen; sogleich schafft Pallas Athene,
Daß mein Speer dich bezwingt! Nun büßest du Alles auf Einmal,
Aller der Meinigen Weh', die du Rasender schlugst mit der Lanze!"
Sprach's, und im Schwung' entsandt' er die weithinschattende Lanze.
Diese jedoch vorschauend vermied der strahlende Hektor;
Denn er sank in die Knie'; und es flog der eherne Wurfspieß
Ueber ihn weg in die Erd': ihn ergriff und reichte die Göttin
Schnell dem Peleiden zurück, unbemerkt von dem streitbaren Hektor.
Hektor aber begann zu dem tadellosen Achilleus:
„Weit gefehlt! Nein schwerlich, o göttergleicher Achilleus,
Offenbarte Zeus mein Geschick dir, wie du geredet;
Sondern du warst ein gewandter und hinterlistiger Schwätzer,
Daß ich, vor dir hinbebend, des Muths und der Stärke vergäße.

Nicht mir Fliehenden soll dein Speer den Rücken durchbohren;
Sondern vorn, dem grad' Anstürmenden, stoß in die Brust ihn,
Wenn dir ein Gott es verlieh! Nun aber vermeid' auch die Schärfe
Meines Speeres! O möchte dein Leib doch ganz ihn empfangen!
Weit ja erträglicher würde der Kampf für die Männer von Troja,
Wenn du sänkst in den Staub; du bist ihr größestes Unheil!"
Sprach's, und im Schwung' entsandt' er die weithinschattende Lanze,
Traf, und verfehlete nicht, gerad' auf den Schild des Peleiden;
Doch weit prallte vom Schilde der Speer. Da zürnete Hektor,
Daß sein schnelles Geschoß umsonst aus der Hand ihm entfloh'n war;
Stand, und schaute bestürzt; denn es war kein anderer Wurfspieß.
Laut zu Deïphobos drauf, dem weißgeschildeten, ruft' er,
Fordernd den ragenden Speer; allein nicht nahe war jener.
Hektor erkannt' es anjetzt in seinem Geist und begann so:
„Wehe mir doch! nun rufen zum Tode mich wahrlich die Götter!
Denn ich dachte, der Held Deïphobos wolle mir beisteh'n;
Aber er ist in der Stadt, und es täuschte mich Pallas Athene.
Nun ist nahe der Tod, der schreckliche, nicht mir entfernt noch;
Auch kein Rath zu entflieh'n! Denn ehemals gönnete solches
Zeus, und des Donnerers Sohn [1]), der Treffende, welcher zuvor mich
Stets willfährig geschirmt; nun aber erhascht mich das Schicksal!
Daß nicht arbeitslos in den Staub ich sinke, noch ruhmlos,
Nein, wann ich Großes vollendet, wovon auch Künftige hören!"
Also redete jener und zog das geschliffene Schwert aus,
Welches ihm längs der Hüfte herabhing, groß und gewaltig;
An nun stürmt' er gefaßt, wie ein hochherfliegender Adler,
Welcher herab auf die Ebene gesenkt aus nächtlichen Wolken
Raubt den Hasen im Busch, wo er hinduckt, oder ein Lämmlein:
Also stürmete Hektor, das hauende Schwert in der Rechten.
Gegen ihn drang der Peleid', und Wuth durchtobte das Herz ihm
Ungestüm: er streckte der Brust den geründeten Schild vor,

[1]) Apollon.

Schön und prangend an Kunst; und der Helm, viergipfelig strahlend,
Nickte vom Haupt, und die Mähne des schöngesponnenen Goldes
Flatterte, welche der Gott auf dem Kegel ihm häufig geordnet
Hell wie der Stern vorstrahlet in dämmernder Stunde des Melkens,
Hĕspĕros[1]), der am schönsten erscheint vor den Sternen des Himmels:
Also strahlt es vom Speer, dem geschliffenen, welchen Achilleus
Schwenkt in der rechten Hand, wuthvoll dem erhabenen Hektor,
Spähend den schönen Leib, wo die Wund' am leichtesten hafte.
Rings zwar sonst umhüllt' ihm den Leib die eherne Rüstung,
Blank und schön, die er raubte, die Kraft des Patroklos ermordend;
Nur wo das Schlüsselbein den Hals und die Achsel begrenzet,
Schien die Kehl' ihm entblößt, die gefährlichste Stelle des Lebens:
Dort mit dem Speer anstürmend durchstach ihn der edle Achilleus,
Daß ihm gerad' aus dem zarten Genick die Spitze hervordrang.
Doch nicht völlig durchschnitt der eherne Speer ihm die Gurgel,
Daß er noch zu reden vermocht' im Wechselgespräche;
Und er sank in den Staub Jetzt rief frohlockend Achilleus:
Hektor, du glaubtest gewiß, nach geraubter Wehr des Patroklos
Sicher zu sein, und mich mißachtetest du, den Entfernten.
Thörichter! fern war jenem ein weit machtvollerer Rächer
Bei den gebogenen Schiffen, ich selbst war zurück ihm geblieben,
Der dir die Kniee gelöst! Dich zieh'n nun Hund' und Gevögel
Schmählich umher; ihn aber bestatten mit Ruhm die Achäer."
Wieder begann schwach athmend der helmumflatterte Hektor:
„Dich bei dem Leben beschwör' ich, bei deinen Knie'n und den Eltern,
Laß mich nicht an den Schiffen der Danaer Hunde zerreißen;
Sondern nimm des Erzes genug und des köstlichen Goldes
Dir zum Geschenk, das der Vater dir beut und die würdige Mutter.
Aber den Leib entsende gen Ilios, daß in der Heimath
Troja's Männer und Frau'n des Feuers Ehre mir geben."
Finster schaut' und begann der muthige Renner Achilleus:

---

[1]) Abendstern, Venus.

„Nicht, du Hund, bei den Knieen beschwöre mich, noch bei den Eltern!
Daß doch Zorn und Wuth mich erbitterte, roh zu verschlingen
Dein zerschnittenes Fleisch, für das Unheil, das du mir brachtest!
Niemand sei, der die Hunde von deinem Haupt dir verscheuche!
Wenn sie auch zehnmal so viel und zwanzigfältige Sühnung
Hergebracht darwögen, und Mehreres mir noch verhießen!
Ja, wenn selber mit Golde dich aufzuwägen geböte
Priamos, Dārdano's Sohn, auch so nicht bettet die Mutter
Dich auf Leichengewand' und wehklagt, den sie geboren;
Sondern Hund' und Gevögel zerreißen dich ohne Verschonung!"
Wieder begann, schon sterbend, der helmumflatterte Hektor:
„Ach, ich kenne dich wohl und ahnete, nicht zu erweichen
Wärest du mir; du trägst ja ein eisernes Herz in dem Busen.
Denke nunmehr, daß nicht dir Götterzorn ich erwecke,
Jenes Tags, wann Paris dich dort und Phöbos Apollon
Tödten, wie tapfer du bist, am hohen skäischen Thore!"
Als er solches geredet, umschloß der endende Tod ihn;
Aber die Seel' aus den Gliedern entflog in die Tiefe des Aïs,
Klagend ihr Jammergeschick, getrennt von Jugend und Mannkraft.
Auch dem Gestorbenen noch rief jetzt der edle Achilleus:
„Stirb! mein eigenes Loos, das empfah' ich, wann es auch immer
Zeus zu vollenden beschließt und die andern unsterblichen Götter!"
Also sprach er und zog die eherne Lanz' aus dem Leichnam;
Diese legt' er beiseit, und die blutige Wehr von den Schultern
Nahm er zum Raub. Da umliefen ihn andere Männer Achaja's,
Welche sehr anstaunten den Wuchs und die herrliche Bildung
Hektor's; und nicht naht' ihm ein Einziger ohne Verwund'rung.
Also redete Mancher, gewandt zum anderen Nachbar;
„Wunder doch! viel sanfter fürwahr ist nun zu betasten
Hektor, als da die Schiff' in lodernder Glut er verbrannte!"
Also redete Mancher, der ihn zu verwunden herantrat.
Aber nachdem ihn entwaffnet der muthige Renner Achilleus,
Stand er in Argos' Volk und sprach die geflügelten Worte:
„Freund', ihr Helden des Dānaerstamms, o Genossen des Ares,
Jetzo, da diesen Mann mir zu bändigen gaben die Götter,
Der viel Böses gethan, weit mehr denn die Anderen alle;
Auf denn, laßt uns die Stadt in Rüstungen rings versuchen,

Bis wir ein wenig erkannt, wo der Sinn der Troer hinausgeht:
Ob sie vielleicht uns räumen die Burg, weil dieser dahinsank;
Oder zu steh'n sich erkühnen, wiewohl nicht Hektor begleitet.
Aber warum doch bewegte das Herz mir solche Gedanken?
Liegt doch todt bei den Schiffen und ohne Klag' und Bestattung
Unser Freund Patroklos, den nie ich werde vergessen,
Weil ich mit Lebenden geh', und Kraft in den Knieen sich reget!
Wenn der Gestorbenen auch man vergißt in Aïdes' Wohnung,
Dennoch werd' ich auch dort des trautesten Freundes gedenken!
Jetzo wohlan, im Gesang des Päeon[1]), Männer Achaja's,
Kehren wir, Hektor führend, hinab zu den räumigen Schiffen!
Groß ist der Ruhm des Triumphs, uns sank der göttliche Hektor,
Welchem die Troer der Stadt, wie der Ewigen einem, gelobten!"

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg,

geb. den 7. Nov. 1750 zu Bramstedt in Holstein, studirte in Göttingen, war Mitglied des Hainbundes, darauf dänischer Kammerjunker 1770 fürstbischöflich lübeckischer Minister zu Kopenhagen, 1789 dänischer Gesandter in Berlin, 1791 Präsident der lübeckischen Regierung zu Eutin, legte 1800 seine Aemter nieder und trat in Münster zur katholischen Kirche über, machte eine Reise nach Rom, lebte dann nach einander zu Münster, Tatenfeld (bei Bielefeld) und auf seinem Gute Sondermühlen (im Osnabrückischen), wo er den 5. Dec. 1819 starb. — Lieder (Lied eines deutschen Knaben. V. 134. Süße, heilige Natur. Sohn, da hast du meinen Speer.); Oden, Allegorien (Der Felsenstrom), Balladen, Romanzen, Schauspiele mit Chören, Uebersetzungen. Prosa: Reisen in Teutschland, der Schweiz und Italien (daraus: Das Erdbeben in Calabrien).

---

51. Das Erdbeben in Calabrien.

(Es fand vom 5. Februar bis 28. März 1783 statt.)

Diesen Morgen ritten wir in's Gebirge hinein auf neuem, meistentheils fast unwegsamem Pfad, über Höhen, welche ehemals Thäler, durch Thäler, welche ehemals Höhen waren. Wenn das Erdbeben nur Eine Richtung nimmt, so wankt zwar von den Wurzeln der Berge bis zu den Gipfeln die Erde, aber ohne große, oft ohne einige Verheerungen anzurichten; der Boden be-

---

[1]) Päeon, Schlachtgesang, dem Apollo nach erfochtenem Siege gesungen.

ruhigt sich wie das Meer, wenn der Sturm nachläßt. Begegnen sich aber verschiedene Erschütterungen, so vereinigen sie sich in einer wirbelnden Bewegung, welche Ströme hemmt und Berge zerreißt.

Das Erdbeben war hier desto fürchterlicher, da die Berge, aus fester Thonerde bestehend, der unterirdischen Gewalt, die in gegeneinandergekehrten Richtungen sie faßte, widerstrebten. Wir sahen Berge, welche von oben bis unten gespaltet mit auseinanderfallenden Hälften alte Thäler gefüllt und ein neues Thal gebildet hatten. Oft rissen sich Theile der Erde mit ihren Pflanzungen los; mit halb entblößten Wurzeln stehen hier am Rande des Abgrundes überhangende Bäume, fern von ihnen grünet gegenüber der versetzte Wald, der neben jenen aufwuchs und jetzt von andern Quellen getränkt wird. Ein Mann, ein Weib und ein Maulesel wurden zusammen unbeschädigt mit dem Boden, welcher sie trug, vom elektrischen Schlage über einen Fluß geworfen, von Ufer zu Ufer. Ein Mann im Städtchen Seminara, der eben Citronen pflückend auf dem Baume stand, ward mit dem Baum und mit der Erde, die den Baum noch jetzt nährt, unverletzt weit fortgeschleudert. Manche wurden von fluthenden Erdschollen wie von Wogen einer Wasserfluth verfolgt, ereilt, verschlungen, unbeschädigt aus geöffnetem Schlunde wieder ausgeworfen. Selbst Ströme wurden gefangen in ihrem flüchtigen Lauf; plötzlich entstehende Dämme verwandelten sie in Landseen, deren schädliche Ausdünstung, da ihre stockenden Gewässer von dem lebendigen Fluß getrennt worden, die Luft ansteckte. Ich sah einige dieser Seen, andere sind versiegt, einige auf Unkosten des Königs ausgetrocknet worden. Einen hat man durch ausgehauene Felsen abgeleitet.

Es entstanden Rechtshändel von einer neuen Art, zwischen den Eigenthümern der überschüttenden und den Besitzern der überschütteten Erde; zwischen dem, welcher einen Baum gepflanzt hatte, und dem, auf dessen Boden er nun steht. Mancher Baum steht zwischen andern, deren Eigenthümer ungewiß sind. Ich sah einen Haufen von Oelbäumen, welche mit der Erde, die sie nährt, aus den gereiheten Pflanzungen weit fortgerissen, durch die wirbelnden Bewegungen zusammengedrängt, nun eine große Laube bilden.

Oppido ward in einen Steinhaufen verwandelt. Ganze Stücke von Mauern, die vom Erdstrudel ergriffen und gedreht, endlich mit der Erde stehen blieben, liegen nicht flach, sondern stehen aufgerichtet, mit der Ecke wie eingewurzelt, wie gehalten von Riesenhand. Ergriffen vom Anblick standen wir und unser Führer, ein Jüngling von 20 Jahren, unter diesen Ruinen, staunend und wehmüthig wir, er betroffen von schmerzlicher Er-

innerung, neben des väterlichen Hauses Trümmern, welche ihn und seine Mutter fünf Stunden lang bedeckten, seinen Bruder und seine Schwester mit sich begruben. Auf dem Wege hatten wir schon hier Steine gesehen, welche Menschen zermalmet, dort Hügel mit jungen Reben bedeckt, welche ganze Gesellschaften überschüttet hatten. Im alten Städtchen wohnten dreitausend Menschen; nur fünfhundert wohnten in den Baracken des neuen. Ungefähr zwölfhundert kamen um am Tage des Jammers. Einige verbrannten lebendig, als in einstürzenden Häusern die Flamme des Herdes um sich griff. So wurden Mönche eines Klosters der Flammen Raub. Eine Frau, welche jetzt in Messina lebt, blieb elf Tage mit ihrem Kinde unter ihres Hauses Schutt. Beide nährten sich von Kastanien, welche die Mutter nicht ohne Vorsehung in den Taschen hatte. Da sie aber nichts zu trinken hatte, so starb das Kind am fünften Tage.

Sehr viele starben theils aus Ungemach und Noth, theils an Krankheiten, welche durch Ausdünstungen stockender Wasser, der frischen Erde, der verwesenden Körper von Menschen und Vieh entstanden. Der Verlust, den die Provinz theils an verschütteten, theils an verkümmerten oder durch böse Ausdünstung getödteten Menschen erlitten hat, wird auf 32,000 angegeben.

Als die Erschütterung die Einwohner von Scylla, einer kleinen Stadt Calabriens, schreckte, begaben sich die meisten an das Ufer. Auch der Prinz von Scylla verließ sein hohes Schloß, größere Sicherheit, und mit Recht, am flachen Strande zu finden hoffend. Plötzlich stürzte vom südlichen Gestade hoch her ein ganzer Berg in das Meer. Die mit schneller Gewalt vom Lande getriebenen Fluthen kehrten mit verdoppeltem Ungestüm weit überschwemmend zurück und rafften 1450 Menschen mit sich dahin. Einige hatten in Schifferbooten, die auf dem Strande standen, Sicherheit gesucht; mit den Booten wurden sie ergriffen, und weder eine Leiche, noch eine Planke dieser Boote ist je wieder gesehen worden.

So kam auch der Prinz von Scylla mit den Seinigen um. Nur ein Fischerknabe ward aus diesem Boote gerettet. Eine hohe Woge muß ihn schonend ergriffen haben, denn man fand ihn betäubt auf einem Felsen, der ziemlich weit von der Scylla mit ihr einen kleinen Meerbusen bildet. So groß war der Wogen Gewalt, daß sie das steinerne Gewölbe eines Hauses sprengten; so hoch erhoben sie sich, daß eine Frau durch ein Fenster des dritten Stockwerks in eben dieses Haus hineingeworfen ward. Eine andere blieb mit den Haaren in einem hohen Maulbeerbaume hangen und ward gerettet. Eine ganze Gesell-

schaft erhielt das Leben, weil ihr an's Ufer gebundenes Boot zwar so hoch, als das Tau lang war, in die Höhe gehoben, aber nicht dahin gerissen ward.

Johann Wilhelm von Archenholtz,

geb. den 3. Sept. 1745 zu Danzig, bis 1758 Cadet in Berlin, 1760 Officier, als Hauptmann entlassen, weil er das Spiel zu sehr liebte, durchreiste bis 1780 einen großen Theil von Europa, lebte dann in literarischer Beschäftigung abwechselnd in Dresden, Berlin, Paris, Leipzig, Hamburg, starb den 28. Febr. 1812. — Geschichte des siebenjährigen Kriegs; England und Italien; Annalen der britischen Geschichte.

---

52. Der Tod des Dichters E. von Kleist.

Unter den Preußen, die in der Schlacht bei Kunersdorf als Opfer des Kriegsdämons fielen, befand sich auch der Major Kleist, ein edler Deutscher, verehrungswürdig durch seinen Charakter, unsterblich durch seine Gesänge, von seinem Könige wegen seiner Deutschheit verkannt, von seinen Zeitgenossen kalt bewundert, aber gewiß von der späten Nachwelt gepriesen. Er sagt in einem seiner Gedichte:

„Vielleicht sterb' einst auch ich
Den Tod für's Vaterland."

Diese Ahnung traf zum Unglück für die deutsche gelehrte Republik an dem mordvollen Tage der Schlacht bei Kunersdorf ein. Kleist führte ein Bataillon gegen den Feind an und eroberte damit drei Batterien. Die rechte Hand wird ihm durch eine Kugel zerschmettert; er nimmt den Degen in die Linke, und nun rückt er mit seinen Soldaten, die ihn wie ihren Vater liebten, auf die vierte Batterie los. Ein Kartätschenschuß streckt ihn zu Boden. Er wird aus dem Schlachtgetümmel getragen, in einen Graben gelegt, und so seinem Schicksal überlassen. Es war grausam gegen ihn. Die Kosaken, den Menschen an Gestalt ähnlich, in allem Uebrigen aber den Raubthieren in Libyens Wüste gleich, bei denen Rauben, Morden und Brennen gleichsam Instinkt, und Mitleid ein fremdes Gefühl war, fielen über den im Blute schwimmenden Kleist her. Sie rissen ihm Alles vom Leibe herunter, selbst das vom Blute triefende Hemde; und nun lag der Held, der Weise, der unsterbliche Dichter des Frühlings nackend, wie ein Wurm, im Morast und wünschte sich Lumpen. Sein Zustand jammerte einige russische Husaren, die vorbeiritten; sie warfen ihm einen alten Mantel, etwas Brot und einen halben Gulden zu. Allein andere Kosaken kamen und nahmen auch diese Almosen weg. Er mußte also nackend und ohne Ver-

band die ganze Nacht durch bis am folgenden Tage in seinem Blute schwimmen. Kleist war schwer, aber nicht tödtlich verwundet. Dieser schreckliche Zustand aber und das Wasser des Morastes, das in seine Wunden drang, machten solche tödtlich. Er starb in Frankfurt als ein Gefangener einige Tage nach der Schlacht. Die Russen gaben ihm ein ehrenvolles Leichenbegängniß. Viele ihrer Officiere vereinigten sich mit den akademischen Lehrern und begleiteten den Trauerzug. Der Sarg war ohne Degen. Diesen Mangel zu ersetzen, nahm ein russischer Officier den seinigen, legte ihn darauf, und nun ging der Weg zum Grabe, an dem Preußens Krieger wehklagten und die deutschen Musen trauerten, das Barden besangen und gefühlvolle Mädchen mit Rosen bestreuten.

Johann Heinrich Pestalozzi,

geb. den 12. Jan. 1746 in Zürich, trat im 18. Jahr in die höhere Bildungsanstalt seiner Vaterstadt, um Theologie zu studiren, vertauschte dieselbe jedoch mit der Rechtswissenschaft, machte sich mit dem Landbau bekannt, gründete 1767 das Landgut Neuhof, 1775 die Neuhöfer Armenanstalt, 1798 die Waisenanstalt in Stanz, wurde 1799 Schulmeister in Burgdorf, gründete 1800 im Schlosse daselbst ein Institut, verlegte dasselbe 1804 nach München-Buchsee bei Hofwyl und dann nach Yverdun (Iferten), mußte es später auflösen, zog sich 1818 nach Clydni bei Yverdun zurück, gründete eine Armenanstalt, gab dieselbe 1825 auf, zog sich nach dem Neuhof zurück, schrieb seine „Lebensschicksale" und seinen „Schwanengesang," wollte eine neue Armenanstalt gründen, starb aber vor der Ausführung (zu Brugg) am 17. Febr. 1827. — Begründer der neuern Pädagogik. „Lienhard und Gertrud. Ein Buch für das Volk." „Abendstunden eines Einsiedlers." „Buch der Mütter." „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt."

---

53. Lienhard und Gertrud.

1. Kapitel.

Ein herzguter Mann, der aber doch Weib und Kind unglücklich macht.

Es wohnt in Bonnal ein Maurer. Er heißt Lienhard und seine Frau Gertrud. Er hat sieben Kinder und guten Verdienst; aber er hat den Fehler, daß er sich im Wirthshaus oft verführen läßt. Wenn er da ansitzt, so handelt er wie ein Unsinniger, und es sind in unserm Dorfe schlaue, abgefeimte Bursche, die darauf losgehen und daraus leben, daß sie den Ehrlichern und Einfältigern auflauern und ihnen bei jedem Anlaß das Geld aus der Tasche locken. Diese kannten den guten Lienhard und verführten ihn oft beim Trunk noch zum Spiel und raubten ihm so den Lohn seines Schweißes. Aber allemal, wenn

das am Abend geschehen war, reuete es Lienhard am Morgen, und es ging ihm an's Herz, wenn er Gertrud und seine Kinder Brot mangeln sah, daß er zitterte, weinte, seine Augen niederschlug und seine Thränen verbarg.

Gertrud ist die beste Frau im Dorfe; aber sie und ihre blühenden Kinder waren in Gefahr, ihres Vaters und ihrer Hütte beraubt, getrennt, verschupft, in's äußerste Elend zu sinken, weil Lienhard den Wein nicht meiden konnte.

Gertrud sah die nahe Gefahr und war davon in ihrem Innersten durchdrungen. Wenn sie Gras von ihrer Wiese holte, wenn sie Heu von ihrer Bühne nahm, wenn sie die Milch in ihren reinlichen Becken besorgte, ach! bei Allem, bei Allem ängstigte sie immer der Gedanke, daß ihre Wiese, ihr Heustock und ihre halbe Hütte ihnen bald werde entrissen werden; und wenn ihre Kinder um sie her standen und sich an ihren Schoß drängten, so war ihre Wehmuth immer noch größer, und allemal flossen dann Thränen über ihre Wangen.

Bis jetzt konnte sie zwar ihr stilles Weinen vor den Kindern verbergen; aber am Mittwoch vor der letzten Ostern, da auch ihr Mann gar zu lange nicht heim kam, war ihr Schmerz zu mächtig, und die Kinder bemerkten ihre Thränen. Ach, Mutter, riefen sie alle aus Einem Munde, du weinest! und drängten sich enger an ihren Schoß. Angst und Sorge zeigten sich in jeder Geberde. Banges Schluchzen, tiefes, niedergeschlagenes Staunen und stille Thränen umringten die Mutter, und selbst der Säugling auf ihrem Arme verrieth ein bisher ihm fremdes Schmerzgefühl. Sein erster Ausdruck von Sorge und von Angst, sein starres Auge, das zum ersten Mal ohne Lächeln hart und steif und bang nach ihr blickte, alles dieses brach ihr gänzlich das Herz. Ihre Klagen brachen jetzt in lautes Schreien aus, und alle Kinder und der Säugling weinten mit der Mutter, und es war ein entsetzliches Jammergeschrei, als eben Lienhard die Thüre öffnete.

Gertrud lag mit ihrem Antlitz auf ihrem Bette, hörte das Oeffnen der Thür nicht, und sah nicht den kommenden Vater. Auch die Kinder wurden seiner nicht gewahr; sie sahen nur die jammernde Mutter, und hingen an ihren Armen, an ihrem Hals und an ihren Kleidern. So fand sie Lienhard.

Gott im Himmel sieht die Thränen der Elenden und setzt ihrem Jammer ein Ziel.

Gertrud fand in ihren Thränen Gottes Erbarmen. Gottes Erbarmen führte den Lienhard zu diesem Anblick, der seine Seele durchdrang, daß seine Glieder bebten. Todesblässe stieg in sein Antlitz, und schnell und gebrochen konnte er kaum sagen: Herr Jesus, was ist das! — Da erst sah ihn die Mutter, da erst

sah'n ihn die Kinder, und der laute Ausbruch der Klage verlor sich. O Mutter, der Vater ist da! riefen die Kinder aus Einem Munde, und selbst der Säugling weinte nicht mehr.

So wie wenn ein Waldbach oder eine verheerende Flamme nun nachläßt, so verliert sich auch das wilde Entsetzen und wird stille, bedächtliche Sorge.

Gertrud liebte den Lienhard, und seine Gegenwart war ihr auch im tiefsten Jammer Erquickung, und auch Lienhard verließ jetzt das erste bange Entsetzen.

Was ist, Gertrud, sagte er zu ihr, dieser erschreckliche Jammer, in dem ich dich treffe?

O, mein Lieber! erwiederte Gertrud. Finstere Sorgen umhüllen mein Herz, und wenn du weg bist, so nagt mich mein Kummer noch tiefer.

Gertrud! erwiederte Lienhard, ich weiß, was du weinest..... ich Elender!

Da entfernte Gertrud ihre Kinder, und Lienhard hüllte sein Antlitz in ihren Schoß und konnte nicht reden.

Auch Gertrud schwieg eine Weile und lehnte sich in stiller Wehmuth an ihren Mann, der immer mehr weinte und schluchzte und sich ängstigte auf ihrem Schoße. Indessen sammelte Gertrud alle ihre Stärke und faßte Muth, nun in ihn zu dringen, daß er seine Kinder nicht ferner diesem Unglück und Elend aussetze.

Gertrud war fromm und glaubte an Gott, und ehe sie redete, betete sie still für ihren Mann und für ihre Kinder, und ihr Herz ward sichtbarlich heiterer, da sagte sie: Lienhard, trau auf Gottes Erbarmen und fasse doch Muth, ganz recht zu thun!

O Gertrud, Gertrud! sagte Lienhard, und weinte, und seine Thränen flossen in Strömen.

O, mein Lieber, fasse Muth! sagte Gertrud, und glaube an deinen Vater im Himmel, so wird Alles wieder besser gehen! Es gehet mir an's Herz, daß ich dich weinen mache. Mein Lieber! ich wollte dir gerne jeden Kummer verschweigen; du weißt, an deiner Seite sättigt mich Wasser und Brot, und die stille Mitternachtstunde ist mir viel und oft frohe Arbeitsstunde für dich und meine Kinder. Aber, mein Lieber, wenn ich dir meine Sorge verhehlte, daß ich mich noch einst von dir und diesen Lieben trennen müßte, so wäre ich nicht Mutter an meinen Kindern, und an dir wäre ich nicht treu. O Theurer, noch sind unsere Kinder voll Dank und Liebe gegen uns; aber wenn wir nicht Eltern bleiben, so wird ihre Liebe und ihre gute Herzlichkeit, auf die ich Alles baue, nothwendig verloren gehen müssen. Und dann denke, o Lieber, denke auch, wie dir sein müßte, wenn dein Niclas einst keine Hütte mehr hätte und Knecht sein müßte; er, der

jetzt schon so gern von Freiheit und eignem Herde redet; Lienhard, wenn er und alle die Lieben, durch unsern Fehler arm gemacht, einst in ihrem Herzen uns nicht mehr dankten, sondern weinten ob uns, ihren Eltern. Könntest du leben, Lienhard, und sehen, wie dein Niclas, dein Jonas, wie dein Liseli und dein Anneli, o Gott! — verschupft, an fremden Tischen Brot suchen müßten? Ich würde sterben, wenn ich das sehen müßte. So sagte Gertrud, und Thränen flossen von ihren Wangen.

Und Lienhard weinte nicht minder. Was soll ich thun? ich Unglücklicher! Was kann ich machen? Ich bin noch elender, als du weißt. O Gertrud, Gertrud! — Dann schwieg er wieder, rang seine Hände und weinte lautes Entsetzen.

O Lieber, verzage nicht an Gottes Erbarmen! O Theurer, was es auch sein mag, rede, daß wir uns rathen und helfen!

Johannes von Müller,

geb. den 3. Jan. 1752 zu Schaffhausen, studirte in Göttingen Theologie, wurde 1772 in seiner Vaterstadt Professor der griechischen Sprache, legte diese Stelle im nächsten Jahre nieder, und widmete sich ganz dem Studium der Geschichte, 1782 Professor der Geschichte in Cassel, 1786 Hofrath und Bibliothekar zu Mainz, 1791 geadelt, 1800 Custos der Bibliothek zu Wien, 1804 Geheimer Kriegsrath und Historiograph in Berlin, 1807 westfälischer Minister und Staatssecretär, 1808 Staatsrath und Generaldirector des öffentlichen Unterrichts, starb den 29. Mai 1809 in Cassel. — Historische Schriften: „Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft.“ „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichte.“

---

54. Schlacht bei Morgarten 1315.

Von dem rothen Thurm auf dem Weg in die Einsiedlen ging bis an den Thurm Schoren die Verschanzung der Eingänge des Landes; die Eidgenossen erwarteten die erste Mahnung eilender Hülfe. Auf die Nachricht von dem Anzug der Feinde machten sie sich auf: bei anbrechender Nacht landeten zu Brunnen im Lande Schwyz vierhundert Männer von Uri, worauf nach wenigen Stunden dreihundert Unterwaldner daselbst ankamen; alsdann zogen sie die Wiesen hinauf in den Flecken Schwyz. Daselbst war ein alter Mann, Rudolf Reding, von dem Weiler Biberegg genannt, an Leibeskräften so schwach, daß ihn die Füße nicht mehr trugen, aber so kriegserfahren und klug, daß das Volk ihn begierig anhörte und ihm folgte. „Vor allen Dingen,“ sagte er, „müssen sie suchen, des Kriegs Meister zu werden, damit nicht auf den Feind ankomme, sondern auf sie, wann, wo und wie der Angriff geschehen soll; dazu werden sie kommen vermittelst einer guten Stellung. Sie, an Zahl die viel Schwächern, müssen

trachten, daß dem Herzog die überlegene Macht nichts helfe, und ihr kleiner Haufen müsse in keiner als der entscheidenden Stunde und nicht ohne Vortheil sein Leben wagen. Der Herzog werde von Zug nicht auf Art kommen, denn Stunden weit sei dort ein Berg und hier der See; der Paß von Zug durch den Wald und durch das stille Thal an dem Aegeriesee sei von fast gleicher Beschaffenheit, aber die Gefahr sei viel kürzer; hier werde Alles auf den Gebrauch der Augenblicke ankommen. Sie wissen wohl, daß die Anhöhe des Morgarten eine natürliche Schanze vorstelle, über welche die Alte-Matte sich in eine nicht unbeträchtliche Ebene ausbreite; mit dieser hange der Berg Sattel zusammen; von dem Sattel herunter könne mehr als eine Sache mit gleichem Glück geschehen, von dem Berg über die Alte-Matte auf den Morgarten Anlauf zu nehmen, um den Feind in dem Paß zu erschrecken, ihm in die Seite zu fallen und ihn zu trennen, oder im Thal dem vorgerückten Feind in den Rücken zu fallen oder ihn an Allem zu verhindern und ihn abzuschneiden. Alles werde dadurch leichter werden, weil der Feind sie verachte, und weil Vertheidigungskrieg am besten von denen geführt wird, welche das Land wohl kennen."

Als der alte Reding dem Vaterlande seine Pflicht so bezahlt und ihm die Landleute gedankt, nachdem sie nach alter Sitte der Waldstätte knieend Gott, ihren einzigen Herrn, um Hülfe gebeten, zogen sie aus, dreizehnhundert Eidgenossen, und legten sich an den Berg Sattel.

Es geschah, daß in diesen Zeiten großer Parteiung, da bald kein Streit ohne Gewalt geschlichtet und keine Fehde ohne zahlreiche Verbannung vermieden werden konnte, funfzig Männer aus dem Lande Schwyz vertrieben waren. Diese, als ihnen die Gefahr der öffentlichen Freiheit ihres Vaterlandes kund wurde, kamen an die Landmarken, um Erlaubniß zu erhalten, durch mannhafte Vertheidigung des gemeinen Besten mit jenen auf dem Sattel sich ihrer Abstammung würdig zu beweisen. Die Eidgenossen, welche für ungeziemend hielten, um einer Gefahr willen ein Gesetz abzuändern, wollten sie nicht inner die Grenzen aufnehmen; die Funfzig legten sich außer die Landmarken auf den Morgarten und beschlossen, für das Vaterland ihr Leben zu wagen.

Die Morgenröthe des funfzehnten Wintermonats in dem dreizehnhundert funfzehnten Jahr ging auf, und bald warf die Sonne ihre ersten Strahlen auf die Helme und Cuirasse der heranziehenden Ritter und edlen Herren; so weit man sah, glimmerte Speer und Lanze und war das Heer das erste Heer, so weit sich das Angedenken der Geschichte erstreckt, welches in die Waldstätte zu ziehen unternahm. Von den Schweizern wurde es

unter mancherlei Gemüthsbewegungen am Eingang der Landmarken erwartet. Montfort von Tettnang führte die Reiterei in den Paß; bald wurde zwischen Berg und Wasser die Straße mit Reiterei angefüllt, und standen die Reihen gedrängt. In diesem Augenblick wurden von den Funfzig unter lautem Geschrei viele aufgehäufte große Steine den Morgarten herabgewälzt und andere mit großer Leibeskraft in die Scharen geschleudert. Als die dreizehnhundert Mann auf dem Berg-Sattel die Schüchternheit und Verwirrung der Pferde wahrnahmen, stürzten sie in guter Ordnung herab und fielen in vollem Lauf dem Feinde in die Seite, zerschmetterten mit Keulen die Rüstungen und brachten mit langen Hallbarden Stichwunden oder Hiebe nach Gelegenheit bei. Da fiel Graf Rudolf habsburgischen Stamms zu Lauffenburg, es fielen drei Feldherren von Bonstetten, zwei von Halwyl, drei von Urikon und von Tokenburg vier; zwei Geßler wurden erschlagen und Landenberg nicht mehr verschont; von Uri fiel Walther Fürsten Sohn oder Vetter, der Edle von Beroldingen und Hospital, der wider den Willen seines eigenen Sohnes für die Landesfreiheit stritt.

Es war in diesem engen Paß bei halb überfrornen Straßen die Reiterei zu Allem unbehülflich, indeß des Fußvolks langer Zug dieses kaum vernahm, und viele Pferde aus der ungewohnten Schlacht erschrocken in den See sprangen, bis, als mehr und mehr die Blüthe des Adels fiel, er gewaltig hinter sich drang, ohne daß die Gegend erlaubte, daß das Fußvolk sich öffne. Da wurden viele von ihren Kriegsgesellen zertreten, viele von den Schweizern erschlagen, bis, da auch alle Züricher umgekommen an dem Ort, wo sie gestanden, und kaum Leopold, von einem landkundigen Mann aus dem Schrecken der Schlacht gerettet, vermittelst abgelegener Pfade todtblaß und in tiefer Traurigkeit nach Winterthur floh, das ganze Heer von Oesterreich die unordentlichste Flucht nahm und inner anderthalb Stunden die Schweizer durch den Muth und Verstand, womit sie die Ungeschicklichkeit ihrer Feinde nutzten, ohne beträchtlichen Verlust einen vollkommenen Sieg erhielten.

Straßberg, von dessen Unternehmung die Zeit und Stärke zu Unterwalden kaum vermuthet wurde, zog an eben demselben Tag unversehens über den Berg Brünig, und fiel durch den Wald mit viertausend Mann in das Land; von Lungern kam er ohne vielen Widerstand nach Saxeln, Sarnen und bis an die Alpnacher Bucht, im Waldstättensee, zu der Zeit, als die Mannschaft von Luzern zu landen versuchte bei Bürgistad. Als die Oberwaldner mit schneller Botschaft von Stanz Hülfe begehrten, begegnete ihr Eilbote dem, welcher sie nach Stanz um gleichen Beistand wider die Luzerner mahnte. Jede Hälfte des Volks

trachtete auf das fleißigste, mit äußerster Gefahr den Feind aufzuhalten, indeß sie eilends aus dem Lande Schwyz die dreihundert Unterwäldner zurückberiefen. Der Ueberbringer dieser Botschaft, als er bei Brunnen landete, vernahm, wie glücklich Morgens um neun Uhr der Paß behauptet worden. Denn als weit und breit kein Feind mehr erschien, war die größere Anzahl der Kriegsmänner, von den Landleuten bewirthet und begleitet, an den Waldstättensee hinab gekommen. Alsobald stiegen die Unterwaldner in ihre Schiffe; als aber die Urner und Schwyzer begehrten, mit ihnen den Feind aus Unterwalden zu schlagen, entschuldigten sich die dreihundert (welche, wohl wetteifernd, Begierde hatten, dieses allein zu thun) dadurch, daß die Landesvorsteher nicht geboten hätten, die Eidgenossen zu mahnen. Doch war unmöglich, hundert Mann von Schwyz abzuhalten. Also fuhren vierhundert Mann bei gutem Wind mit größter Geschwindigkeit hinüber, landeten bei Buchs und schlugen die Luzerner in übereilte Flucht, also daß viele im Wasser umkamen. Das Volk, nach Befreiung des Landes bei Stanz, eilte mit Siegesgeschrei nach Oberwalden. Die Oberwaldner standen bei Kerns, vernahmen des Adels Verlust und Flucht, und eilten froh gegen Alpnach; daselbst war Straßberg. Was viele gute Feldherren bemerkt haben, wurde in derselben Stunde bekräftiget, nämlich daß die Augen und Ohren am ersten überwunden werden. Als der Graf Kriegesgeschrei hörte und Fahnen sah, von welchen er wußte, sie waren im Lande Schwyz gewesen, zweifelte er weder an dem Unfall Herzogs Leopold, noch daran, was zu thun ihm selbst übrig blieb. Er befahl den Rückzug, und um ihn zu bedecken, suchte er selbst mit Wenigen die Unterwaldner aufzuhalten, bis, da er in die linke Hand verwundet wurde, alle über die Renk nach Winkel auf der Seite nach Luzern flohen. Es war an diesen verschiedenen Orten und in den meisten Kriegen der Eidgenossen die Anzahl der Feinde die ungleich größere; aber sie wurde, wie in den Kriegen unserer Zeit, aus Furcht oder Schmeichelei, aus Unwissenheit oder mit Vorsatz, auch entschuldigungsweise, von verschiedenen größer oder geringer angegeben. Billig hat in alten Zeiten Sallustius, einer der Großen unter den Geschichtschreibern, in der ausführlichern Beschreibung der Geschichte von Rom solche Zahlen anzugeben unterlassen; endlich kommt am wenigsten auf die Menge der Erschlagenen an, Siege werden richtig nach ihren Folgen geschätzt.

Eben als die Befreiung dieses Landes den Eidgenossen berichtet wurde, in demselben Augenblick landeten dreihundert Männer von Schwyz und vierhundert Urner; sie vernahmen den Sieg mit Freuden. Die Funfzig, die vom Lande Schwyz vertrieben waren, wurden in das Vaterland hergestellt. Hierauf

beschlossen die Schweizer, den Tag dieser Schlacht jährlich wie einen Aposteltag zu feiern, weil „an demselben der Herr sein Volk heimgesucht, gerettet von seinen Feinden und ihm den Sieg über sie gegeben habe, der Herr, der Allmächtige!"

Joh. Georg Adam Forster,

geb. den 26. Nov. 1754 zu Nassenhuben bei Danzig, wo sein Vater damals Pfarrer war, ging mit diesem 1765 nach Astrachan, 1767 nach England, begleitete ihn 1772 auf der mit Cook gemachten Reise um die Welt, wurde 1777 Professor in Cassel, 1784 Geh. Rath und Professor in Wilna, 1788 Prof. und Bibliothekar in Mainz, ging 1793 nach Paris, wo er den 12. Jan. 1794 starb. — Schriften: „Reise um die Welt." „Ansichten vom Niederrhein" u. A.

---

55. Aus: Ansichten vom Niederrhein.

Es war einmal Verhängniß, daß es uns heute anders gehen sollte, als wir erwartet hatten. Statt des herrlichen gestrigen Sonnenscheins, mit dessen Fortdauer wir uns schmeichelten, behielten wir einen grauen Tag, dessen minder glänzende Eigenschaften aber, genau wie man in Romanen und Erziehungsschriften lehrt, das Nützliche ersetzte. Denn weil der Zauber einer schönen Beleuchtung wegfiel und der bekannten Gegend keine Neuheit verleihen konnte, so blieb uns manche Stunde zur Beschäftigung übrig. Auf der Fahrt durch das Rheingau hab' ich — verzeih' es mir der Nationalstolz meiner Landsleute! — eine Reise nach Borneo gelesen, um meine Phantasie an jenen glühenden Farben und jenem gewaltigen Pflanzenwuchs des heißen Erdstrichs, wovon die winterliche Gegend hier nichts hatte, gewärmt und gelabt. Der Weinbau giebt wegen der krüppelhaften Figur der Reben einer jeden Landschaft etwas Kleinliches; die dürren Stöcke, die jetzt von Laub entblößt und immer steif in Reih' und Glied geordnet sind, bilden eine stachlichte Oberfläche, deren nüchterne Regelmäßigkeit dem Auge nicht wohlthut. Hier und dort sahen wir indeß doch ein Mandel- und ein Pfirsichbäumchen und manchen Frühkirschenstamm mit Blüthen schneeweiß oder röthlich überschüttet; ja selbst in dem engern Theile des Rheinlaufs, zwischen den Bergklüften, hing oft an den kahlen, durch die Rebenstöcke verunzierten Felswänden und Terrassen ein solches Kind des Frühlings, das schöne Hoffnungen auf die Zukunft in uns weckte.

Nicht immer also träumten wir uns in den ewigen Sommer der Palmenländer. Wir saßen stundenlang auf dem Verdeck und blickten in die grüne, jetzt bei dem niedrigen Wasser wirklich

erquickend grüne Welle des Rheins; wir weideten uns an dem reichen, mit aneinander hängenden Städten besäeten Rebengestade, an dem aus der Ferne her einladenden Gebäude der Probstei Johannisberg, an dem Anblick des romantischen Mäusethurms und der am Felsen ihm gegenüber hangenden Warte. Die Berge des Niederwalds warfen einen tiefen Schatten auf das ebene, spiegelhelle Becken des Flusses, und in diesem Schatten ragte, durch einen zufälligen Sonnenblick erleuchtet, Hatto's Thurm weiß hervor, und die Klippen, an denen der Strom hinunterrauscht, brachen ihn malerisch schön. Die Nahe, mit ihrer kühnen Brücke und der Burg an ihrem Ufer, glitt sanft an den Mauern von Bingen hinab, und die mächtigen Fluthen des Rheins stürzten ihrer Umarmung entgegen.

Wunderbar hat sich der Rhein zwischen den engen Thälern einen Weg gebahnt. Kaum begreift man auf den ersten Blick, warum er hier (bei Bingen) lieber zwischen die Felswände von Schiefer sich drängte, als sich in die flachere Gegend nach Kreuznach hin ergoß. Allein bald wird man bei genauerer Untersuchung inne, daß in dieser Richtung die ganze Fläche allmählich steigt und wahrer Abhang eines Berges ist. Wenn es demnach überhaupt dem Naturforscher ziemt, aus dem vorhandenen Wirklichen auf das vergangene Mögliche zu schließen, so scheint es denkbar, daß einst die Gewässer des Rheins vor Bingen, durch die Gebirgswände gestaucht und aufgehalten, erst hoch anschwellen, die ganze flache Gegend überschwemmen, bis über das Niveau der Felsen des Bingerlochs anwachsen und dann unaufhaltsam in der Richtung, die der Fluß noch jetzt nimmt, sich nordwärts darüber hinstürzen mußten. Allmählich wühlte sich das Wasser tiefer in das Felsenbett, und die flachere Gegend trat wieder aus demselben hervor. Dies vorausgesetzt, war vielleicht das Rheingau, ein Theil der Pfalz und der Bezirk um Mainz bis nach Oppenheim und Darmstadt einst ein Landsee, bis jener Damm des Binger Felsenthals überwältigt ward und der Strom einen Abfluß hatte.

Der stärkere Wein, den das Rheingau hervorbringt, wächst nicht mehr jenseit der Enge von Bingen. Die Richtung des Flusses von Morgen gegen Abend durch das ganze Rheingau giebt den dortigen Rebenhügeln die beste Lage gegen den Strahl der mittägigen Sonne, und die Gestalt des östlichen Gebirges, das auf seiner Oberfläche beinahe ganz eben ist, trägt Vieles zur vorzüglichen Wärme dieses von der Natur begünstigten Thales bei; der Nord- und der Ostwind stürzen sich, wenn sie über jene erhabene Fläche herstreichen und an den Rand derselben kommen, nicht geradezu hinab, sondern äußern ihre meiste Kraft erst auf der entgegengesetzten Seite des Flusses; das Thal un-

mittelbar unter dem Berge berühren sie kaum. Was für Einfluß die mineralischen Bestandtheile des Erdreichs auf die Eigenschaften des Weines haben können, ist noch nicht entschieden Je weniger man über diesen Punkt weiß und bestimmt wissen kann, desto weiter treibt die grübelnde Hypothesensucht ihr Spiel damit. Hier darf sie sich keck auf ihre empirische Weisheit berufen, denn sie kann sich vor Widerlegungen wenigstens so lange sicher stellen, als man nicht Erfahrung gegen Erfahrung aufzuweisen hat. So viel ist indeß immer an der Sache, daß, wo alle übrigen Umstände völlig gleich sind, und nun doch eine Verschiedenheit im Erzeugniß bemerklich wird, die Ursache davon in der Beschaffenheit des Bodens gesucht werden darf. Bekanntlich entspringen auf jenem östlichen Gebirge mehrere zum Theil heiße Quellen, von denen einige Schwefel, andere Vitriolsäure und Eisen enthalten. Man hat mich auch versichern wollen, daß ein Kohlenflöz sich unter dem Hügel von Hochheim erstrecke und dem dort wachsenden vortrefflichen Weine der Dombechanei seinen berühmten edlen Geschmack und sein Feuer gebe. Ich erinnere mich hierbei, daß der Schnee am Gehänge dieses Rebenhügels gegen Mainz eher, als vor dem entgegengesetzten Thore schmilzt. Der Unterschied war mir und Andern oft in wenigen hundert Schritten so auffallend, daß sogar die Lufttemperatur, unter völlig gleichen Umständen, dem Gefühle merklich verschieden vorkam. Sowie man das abendliche Thor von Hochheim verläßt, um nach Mainz zu gehen, glaubt man in einem mildern Klima zu sein. Ich würde freilich diesen Unterschied dem Winde zuschreiben, der auf der Ebene von dem Altkönig her frei und ohne Widerstand hinstürmen und die Kälte der obern Luftregion herunterführen, oder besser, die zum Gefrieren erforderliche schnelle Verdünstung befördern kann. Allein Andere schreiben die wärmere Temperatur des Weinberges den darunter liegenden Kohlen zu. Wahr ist es, eine Kohle, wie überhaupt jeder Brennstoff, fühlt sich unter einerlei Umständen viel wärmer an, als ein Stück Kalkstein oder Schiefer, und dieses Gefühl beweiset, daß wirklich aus der Kohle in den berührenden Körper mehr Wärmetheilchen übergehen; nicht minder gewiß ist es auch, daß die brennbaren Materialien bei einer gewissen Lufttemperatur unaufhörlich Wärme ausströmen. Wie, wenn der Weinstock besonders vor andern Gewächsen organisirt wäre, von dieser Ausdünstung begünstigt zu werden? — Das Beste zur Vergeistigung des Traubensaftes thut zwar die Sonne; ihr Licht, das von den schwammigen Früchten eingesogen und in ihrer Flüssigkeit fixirt wird, würzt und versüßt die Beere. Daher bleiben auch unsere Weine gegen die griechischen, italienischen, spanischen, ja sogar gegen die un=

garischen und französischen so herbe, daß sie bei den Ausländern und Frauenzimmern wenig Beifall finden.

Für die Nacktheit des verengten Rheinufers unterhalb Bingen erhält der Landschaftskenner keine Entschädigung. Die Hügel zu beiden Seiten haben nicht jene stolze, imposante Höhe, die den Beobachter mit einem mächtigen Eindruck verstummen heißt; ihre Einförmigkeit ermüdet endlich, und wenn gleich die Spuren von künstlichem Anbau an ihrem jähen Gehänge zuweilen einen verwegenen Fleiß verrathen, so erwecken sie doch immer auch die Vorstellung von kindischer Kleinfügigkeit. Das Gemäuer verfallener Ritterfesten ist eine prachtvolle Verzierung dieser Scene; allein es liegt im Geschmack ihrer Bauart eine gewisse Aehnlichkeit mit den verwitterten Felsspitzen, wobei man den so unentbehrlichen Contrast der Formen sehr vermißt. Nicht auf dem breiten Rücken eines mit heiligen Eichen oder Buchen umschatteten Berges, am jähen Sturz, der über eine Tiefe voll wallender Saaten und friedlicher Dörfer den Blick bis in die blaue Ferne des hügelichten Horizonts hinweggleiten läßt, — nein, im engen Felsthal, von höheren Bergrücken umschlossen und, wie ein Schwalbennest, zwischen ein paar schroffen Felsen klebend, ängstlich, hängt hier so mancher zertrümmerte, verlassene Wohnsitz der adeligen Räuber, die einst das Schrecken des Schiffenden waren. Einige Stellen sind wild genug, um eine finstere Phantasie mit Orkusbildern [1]) zu nähren, und selbst die Lage der Städtchen, die eingeengt sind zwischen den senkrechten Wänden des Schiefergebirges und dem Bette des furchtbaren Flusses, — furchtbar wird er, wenn er von geschmolzenem Alpenschnee oder von anhaltenden Regengüssen anschwillt — ist melancholisch und schauderhaft.

Ludwig Theobul Kosegarten,

geb. den 1. Febr. 1758 zu Grevismühlen in Mecklenburg, studirte zu Greifswald Theologie, wurde 1792 Prediger in Altenkirchen auf Rügen, 1808 Professor der Geschichte und griechischen Literatur, später auch der Theologie in Greifswald, wo er den 26. Oktober 1818 starb. — Idyllen, Legenden (Das Amen der Steine. V. Thl. Nr. 85.), lyrische Gedichte, Romane, Dramen.

---

[1]) Orkus, Unterwelt der Griechen und Römer.

Arnold Herm. Ludwig Heeren,

geb. den 25. Oktober 1760 zu Arbergen bei Bremen, studirte in Göttingen, machte dann größere Reisen, ward 1787 außerordentlicher, 1794 ordentlicher Professor der Philosophie, 1801 Prof. der Geschichte in Göttingen, starb den 6. März 1842. — Historische Schriften: „Ideen über Politik, Verkehr und Handel der vornehmsten Völker der alten Welt.“ „Bibliothek der alten Literatur und Kunst.“ „Kleinere historische Schriften“ u. A.

---

56. Der Handel der alten und der neuen Welt.

Die Einrichtung des alten Handels war im Ganzen genommen um Vieles einfacher als die des neuern, da die meisten der künstlichen Einrichtungen noch nicht vorhanden waren, ohne welche der neuere Handel jetzt nicht würde bestehen können. Sein Zweck im Ganzen blieb beschränkt auf die Stillung gewisser Bedürfnisse. mochten es nun Bedürfnisse der Nothwendigkeit oder des Luxus sein. Der Kaufmann, der sie herbeischaffte, suchte sie theurer zu verkaufen oder zu vertauschen, als er sie eingekauft und eingetauscht hatte, besonders wenn sie durch seine Industrie veredelt waren. Auf diese Weise bereicherte er sich; aber über diesen Kreis gingen auch seine Speculationen nicht hinaus. Der Handel des Alterthums blieb also seinem Hauptcharakter nach Waarenhandel. In vielen, vielleicht, wenigstens im höhern Alterthum, in den meisten Fällen, wurden diese Waaren gegen andere eingetauscht: wo aber auch edle Metalle als Maßstab des Werths gebraucht wurden, geschah es gewiß mehr nach dem Gewicht, als nach dem Gepräge. Wir wissen von den Phöniciern, den Persern und andern Völkern, daß sie Geld prägten; wir wissen auch von einigen Geldarten, daß sie auch in fremden Ländern im Umlauf waren, wie die Dariken bei den Griechen; aber wie weit dies im Ganzen der Fall war, darüber sind wir fast gar nicht unterrichtet. Wie dem aber auch sein mag, so ist doch so viel gewiß, daß der Geldhandel, der einen Hauptzweig des neuern Handels ausmacht, im Alterthum zwar nicht gänzlich unbekannt, aber doch in seiner Kindheit blieb. In den großen Städten, wie in Athen, Rom, Alexandrien und andern, wo ein beständiger Zusammenfluß von Fremden war, mußte zwar auch Geldumsatz stattfinden, und es gab Wechsler, die sich damit beschäftigten; aber so lange es noch keine Wechsel gab, konnte jener Geldumsatz kein Hauptzweig des Handels werden. Die Spuren, die man in ein paar Stellen alter Schriftsteller zu finden glaubt, sind zweifelhaft und deuten schwerlich auf etwas Weiteres, als auf bloße Anweisungen. Daß dergleichen häufig auf einen Drit-

ten ausgestellt wurden, war natürlich; allein man kannte die Kunst noch nicht, diese durch eine weitere Circulation wieder zu Gegenständen des Handels zu machen. Der Geldhandel im Großen, wie er gegenwärtig ist, steht außerdem in einer zu genauen Verbindung mit dem öffentlichen Credit der Staaten, besonders der großen Handelsstaaten, und ist erst eine Folge der Kunst gewesen, auf die der menschliche Geist vielleicht am meisten raffinirt hat, öffentliche Schulden auf die möglichst vortheilhafte Art zu machen und wieder abzutragen. Diese Kunst blieb unbekannt in der alten Welt, weil sie überflüssig war. Die damals so viel geringeren Staatsausgaben wurden entweder durch aufgelegte Tribute bestritten, oder auch in außerordentlichen Fällen, wenigstens in Freistaaten, durch freiwillige Anleihen von Bürgern, die man zurückzahlte, aber die kein Gegenstand einer kaufmännischen Speculation werden konnten. Der eigentliche Wechselhandel aber setzt ein Wechselrecht voraus und kann schwerlich ohne regelmäßig eingerichtete Posten bestehen, weil Alles dabei auf eine sichere, schnelle und häufige Correspondenz ankommt. Es ist zwar sehr verkehrt, wenn man eine plötzliche Aufhebung unserer Posteinrichtungen annimmt, und aus der Stockung, die alsdann entstehen müßte, auf die geringe Lebhaftigkeit des alten Handels zurückschließen will (denn die Aufhebung einer schon bestehenden Einrichtung ist immer mit weit größeren Unbequemlichkeiten verbunden, als ihr gänzlicher Mangel, wo sich von selbst andere Ersatzmittel finden mögen); aber daß gewisse Zweige unsers Handels lediglich von den Posteinrichtungen abhangen und durch sie erst möglich geworden sind, bleibt darum nicht minder eine ausgemachte Sache.

Die größere Einfachheit des alten Handels, indem er nur im Kauf und Verkauf von Waaren bestand, zeigt sich auch darin, daß nicht so viele und so verschiedene Klassen von Theilnehmern dabei beschäftigt waren, wie gegenwärtig. Zwar muß man auch hier nicht zu absprechend in seinen Behauptungen sein. Wer kann uns noch mit Gewißheit darüber belehren, wie es in einem großen phönicischen oder karthagischen Handelshause aussah? Daß in den großen Handelsländern der Handel auch außer den eigentlichen Kaufleuten eine große Menge von Menschen, von Zwischenhändlern u. s. w. beschäftigte, sieht man an mehreren Beispielen, wie z. B. die Kaste der Dolmetscher, der Mäkler in Aegypten; und überhaupt bürgt uns die Unveränderlichkeit der Sitten und des ganzen gesellschaftlichen Lebens im Orient wohl dafür, daß auch die Einrichtungen des Handels sich hier wenig geändert haben. Die Verschiedenheit findet sich also nur hauptsächlich zwischen der Form des jetzigen und des alten europäischen Handels. Wahrscheinlich indeß brachten es doch die damaligen

Verhältnisse auch im Orient mit sich, daß der Kaufmann weniger durch Andere in der Ferne seine Geschäfte besorgen lassen konnte; daß er selber Reisen machen mußte, um den Einkauf zu betreiben, besonders bei den Ländern jenseit des Weltmeeres, wie Spanien und andere, die von ungebildeten Völkern bewohnt wurden; daß er also auch zugleich meist Eigenthümer und Führer seines Schiffes war, wiewohl auch dieses Alles häufige Ausnahmen gehabt haben mag. Der Commissionshandel konnte aber im Alterthum nicht die Form haben, die er gegenwärtig hat, weil diese auch zu sehr von unsern Posteinrichtungen abhängt.

Auch die Gegenstände des alten Handels waren ohne Zweifel um Vieles beschränkter, da man nicht nur manche Producte entweder gar nicht kannte oder doch nicht gebrauchte, sondern auch, wie bereits aus dem Obigen erhellt, die damalige Art des Transports es unmöglich machte, daß sie wichtige Gegenstände des Landhandels werden konnten.

In die Classe dieser Gegenstände gehört schon zuerst die nothwendigste aller Waaren, das Getreide. Wenngleich dasselbe von dem Landhandel nicht gänzlich ausgeschlossen blieb, so lassen sich doch von demselben keine großen Vorräthe auf große Entfernungen auf diesem Wege fortschaffen. Der Getreidehandel ist im Großen vielmehr nothwendig an die Schifffahrt geknüpft und beschränkte sich daher auch im Alterthum meist auf die Länder um das Mittelmeer und schwarze Meer und vielleicht den arabischen und persischen Meerbusen. Eben die Länder, die noch jetzt hier die reichen Getreideländer sind, die Küsten der Berberei und Aegypten, waren es gleichfalls nicht nur damals, sondern wegen ihrer höhern Cultur auch in einem viel höhern Grade. Wer weiß nicht, daß Rom von dort aus und von Sicilien seine Vorräthe erhielt?

Noch größern Schwierigkeiten bei dem Landtransport ist der Wein ausgesetzt, der, sowie alle flüssigen Waaren, nicht leicht auf Lastthieren, sondern nur auf Wagen fortgeschafft werden kann, die aber nie in das Gefolge einer Karavane kommen können, weil es so oft an gebahnten Heerstraßen fehlt. Außerdem aber gab es noch andere Ursachen, welche dem Weinhandel im Alterthum eine andere Gestalt geben mußten. Die Länder des westlichen Europa's, die jetzt beinahe ausschließend die Weine hervorbringen, mit denen auswärtiger großer Verkehr getrieben wird, erzeugten damals wenige oder gar keine. Ueberhaupt aber konnte der Handel mit denselben — einige Ausnahmen abgerechnet — nicht so beträchtlich sein, weil die Bewohner derjenigen Länder, die selber keine Weine hervorbrachten, sich dieses Getränks noch viel weniger bedienten, statt daß gegenwärtig gerade der umgekehrte Fall stattfindet. Jedes Land erzeugte und verbrauchte

vielmehr damals seine eigenen Weine, und der Bau derselben konnte um so viel beträchtlicher sein, da es keine Religion damals gab, die, sowie jetzt die muhamedanische, ihren Bekennern den Gebrauch dieses Getränks untersagte.

Als Gegenstand des Handels war das Oel im Alterthum von großer Wichtigkeit. Es konnte besser verfahren werden, weil es den Transport besser erträgt, als manche Weinarten, und war, da man Butter in den südlichen Ländern wenig kennt, im allgemeinen Gebrauch. Im Uebrigen hat der Bau desselben sich wenig verändert; die Gegenden, die es damals erzeugten, erzeugen es noch allein; Sicilien und das südliche Italien verdanken dem Handel damit einen nicht geringen Theil ihres Reichthums.

Viel weniger Schwierigkeiten dagegen war der Transport aller derjenigen Waaren unterworfen, die zur Bekleidung dienen, wenn gleich das rohe Material nicht in solchen Quantitäten als jetzt verführt werden konnte. Die am meisten geschätzten Stoffe, die Seide, die Baumwolle und die feine Wolle waren nur dem Orient eigen, und die folgenden Untersuchungen werden es deutlicher zeigen, in welchem vorzüglichen Grade diese Waaren Hauptgegenstände des Handels waren.

Die kostbaren Producte endlich des Orients, Gewürze und Räucherwerk, die in unermeßlicher Menge bei den Opfern gebraucht wurden, strömten aus Arabien und Indien auf mannigfaltigen Wegen dem Occident zu.

Johann Wolfgang von Göthe,

geb. den 28. Aug. 1749 zu Frankfurt a. M., erhielt durch Privatunterricht unter Leitung seines Vaters eine vielseitige Bildung, besuchte von 1765 bis 1768 die Universität Leipzig, um die Rechte zu studiren, beschäftigte sich aber mehr mit Poesie und Kunst, verweilte vom Herbst 1768 bis Frühjahr 1770 im elterlichen Hause, dann auf der Universität Straßburg bis Herbst 1771 (Bekanntschaft mit Herder, Anfang des „Götz" und „Faust"), 1772 in Wetzlar am Reichskammergericht (Bekanntschaft mit Gotter), dann wieder in Frankfurt („Götz" 1772, „Werther" 1773), reiste 1775 mit den Gebrüdern Stolberg nach der Schweiz, kam in demselben Jahre als Freund und Rathgeber des Herzogs Karl August nach Weimar, wo er viel mit Wieland, Knebel und Herder verkehrte, widmete sich vielfach den Naturwissenschaften, wurde 1779 wirklicher Geheimerath, reiste mit dem Herzog nach der Schweiz, 1782 Kammerpräsident und von Kaiser Joseph II. geadelt (Anfänge des „Egmont"; „Iphigenie" und „Tasso" in Prosa; Anfänge des „Wilhelm Meister" u. A.), 1786 bis 1788 in Italien („Iphigenie" und „Tasso" vollendet, Metamorphose der Pflanzen), nimmt 1792 mit dem Herzoge Theil am Feldzug in der Champagne, wirkt von 1795–1805 in Gemeinschaft mit Schiller (Xenien, Balladen, „Hermann und Dorothea" u. A.), zog sich von den Staatsgeschäften zurück, behielt nur die Oberleitung der wissenschaftlichen und Kunstanstalten, insbesondere die des

Theaters, starb am 22. März 1832 in Weimar. — I. Episches. Märchen (Die wandelnde Glocke. III. Thl. Nr. 13.), Fabeln. (Adler und Taube. IV.), Allegorien (Mahomets Gesang. VI. Gesang der Geister über den Wassern. VI. Meeresstille. VI.), Legenden (Das Hufeisen IV. 127.), Balladen (Der Fischer. Erlkönig. V. 110. Der Sänger. VI. Mignon. VI. Der Zauberlehrling. VI. Der getreue Eckart. VI.), Heldengedichte (Reineke Fuchs. Hermann und Dorothea.). II. Lyrisches. Lieder (Heidenröslein. II. 29. An die Cicade. Wanderers Nachtlied. V. 130. Ein Gleiches. IV. 181. Gleich und Gleich. III. 71.), Naturschilderungen (Vorfrühling. IV. 173.), Epigramme (Zwei venetianische. VI.). III. Dramatisches (Götz, Clavigo, Egmont, Iphigenie, Tasso, Faust u. A.), IV. Romane (Werther, Wilhelm Meisters Lehrjahre, Wanderjahre, Wahlverwandtschaft u. A.). V. Biographisches (Wahrheit und Dichtung, Reise nach Italien, in die Champagne, in die Schweiz u. A.). VI. Wissenschaftliches (Optik, Farbenlehre, Metamorphose der Pflanzen u. A.) VII. Zahlreiche andere Aufsätze.

I. Periode. 1770—1786.

Vorfrühling. 1774. IV. 173. Heidenröslein. 1775. II. 29. Erlkönig. 1781. V. 110. Wanderers Nachtlied. 1783. IV. 181.

57. Götz von Berlichingen.

(1772.)

Aus dem dritten Akte.

Augsburg. Ein Garten.

Zwei Nürnberger Kaufleute.

Erster Kaufmann. Hier wollen wir stehen, denn da muß der Kaiser vorbei. Er kommt eben den langen Gang herauf.

Zweiter Kaufmann. Wer ist bei ihm?

Erster Kaufmann. Adelbert von Weislingen.

Zweiter Kaufmann. Bambergs Freund! Das ist gut.

Erster Kaufmann. Wir wollen einen Fußfall thun, und ich will reden.

Zweiter Kaufmann. Wohl, da kommen sie.

Kaiser. Weislingen.

Erster Kaufmann. Er sieht verdrießlich aus.

Kaiser. Ich bin unmuthig, Weislingen, und wenn ich auf mein vergangenes Leben zurücksehe, möcht' ich verzagt werden; so viel halbe, so viel verunglückte Unternehmungen! Und das Alles, weil kein Fürst im Reich so klein ist, dem nicht mehr an seinen Grillen gelegen wäre, als an meinen Gedanken.

(Die Kaufleute werfen sich ihm zu Füßen.)

Kaufmann. Allerdurchlauchtigster! Großmächtigster!

Kaiser. Wer seid ihr? Was giebt's?

Kaufmann. Arme Kaufleute von Nürnberg, Eurer Majestät Knechte, und flehen um Hülfe. Götz von Berlichingen und Hans von Selbitz haben unser dreißig, die von der Frankfurter Messe kamen, im Bambergischen Geleite niedergeworfen und beraubt; wir bitten Eure Kaiserliche Majestät um Hülfe, um Beistand, sonst sind wir alle verdorbene Leute, genöthigt, unser Brot zu betteln.

Kaiser. Heiliger Gott! Heiliger Gott! Was ist das? Der Eine hat nur Eine Hand, der Andere nur Ein Bein; wenn sie denn erst zwei Hände hätten und zwei Beine, was wolltet ihr dann thun?

Kaufmann. Wir bitten Eure Majestät unterthänigst, auf unsere bedrängten Umstände ein mitleidiges Auge zu werfen.

Kaiser. Wie geht's zu! Wenn ein Kaufmann einen Pfeffersack verliert, soll man das ganze Reich aufmahnen; und wenn Händel vorhanden sind, daran Kaiserlicher Majestät und dem Reich viel gelegen ist, daß es Königreich, Fürstenthum, Herzogthum und anders betrifft, so kann euch kein Mensch zusammen bringen.

Weislingen. Ihr kommt zur ungelegenen Zeit. Geht und verweilt einige Tage hier.

Kaufleute. Wir empfehlen uns zu Gnaden. (Ab.)

Kaiser. Wieder neue Händel. Sie wachsen nach wie die Köpfe der Hydra.

Weislingen. Und sind nicht auszurotten, als mit Feuer und Schwert und einer muthigen Unternehmung.

Kaiser. Glaubt ihr?

Weislingen. Ich halte nichts für thunlicher, wenn Eure Majestät und die Fürsten sich über andern unbedeutenden Zwist vereinigen könnten. Es ist mit nichten ganz Deutschland, das über Beunruhigung klagt. Franken und Schwaben allein glimmt noch von den Resten des innerlichen verderblichen Bürgerkrieges. Und auch da sind viele der Edeln und Freien, die sich nach Ruhe sehnen. Hätten wir einmal diesen Sickingen, Selbitz — Berlichingen auf die Seite geschafft, das Uebrige würde bald von sich selbst zerfallen. Denn sie sind's, deren Geist die aufrührerische Menge belebt.

Kaiser. Ich möchte die Leute gerne schonen, sie sind tapfer und edel. Wenn ich Krieg führte, müßten sie mit mir zu Felde.

Weislingen. Es wäre zu wünschen, daß sie von jeher gelernt hätten, ihrer Pflicht zu gehorchen. Und dann wär' es höchst gefährlich, ihre aufrührerischen Unternehmungen durch Ehrenstellen zu belohnen. Denn eben diese Kaiserliche Mild' und Gnade ist's, die sie bisher so ungeheuer mißbrauchten, und ihr Anhang, der sein Vertrauen und seine Hoffnung darauf setzt, wird nicht eher zu bändigen sein, bis wir sie ganz vor den Augen

der Welt zu nichte gemacht und ihnen alle Hoffnung, jemals wieder empor zu kommen, völlig abgeschnitten haben.

Kaiser. Ihr rathet also zur Strenge?

Weislingen. Ich sehe kein ander Mittel, den Schwindelgeist, der ganze Landschaften ergreift, zu bannen. Hören wir nicht schon hier und da die bittersten Klagen der Edeln, daß ihre Unterthanen, ihre Leibeigenen sich gegen sie auflehnen und mit ihnen rechten, ihnen die hergebrachte Oberherrschaft zu schmälern drohen, so daß die gefährlichsten Folgen zu fürchten sind?

Kaiser. Jetzt wär' eine schöne Gelegenheit wider den Berlichingen und Selbitz; nur wollt' ich nicht, daß ihnen was zu Leid geschehe. Gefangen möcht' ich sie haben, und dann müßten sie Urfehde schwören, auf ihren Schlössern ruhig zu bleiben und nicht aus ihrem Bann zu gehen. Bei der nächsten Session will ich's vortragen.

Weislingen. Ein freudiger, beistimmender Zuruf wird Eurer Majestät das Ende der Rede ersparen.

Aus dem vierten Akte.

Rathhaus zu Heilbronn.

Kaiserliche Räthe. Hauptmann. Rathsherren von Heilbronn.

Rathsherr. Wir haben auf euern Befehl die stärksten und tapfersten Bürger versammelt; sie warten hier in der Nähe auf euern Wink, um sich Berlichingens zu bemeistern.

Erster Rath. Wir werden Ihro Kaiserlichen Majestät eure Bereitwilligkeit, Ihrem höchsten Befehl zu gehorchen, mit vielem Vergnügen zu rühmen wissen. — Es sind Handwerker?

Rathsherr. Schmiede, Weinschröter, Zimmerleute, Männer mit geübten Fäusten und hier wohl beschlagen (auf die Brust deutend).

Rath. Wohl.

Gerichtsdiener (kommt).

Götz von Berlichingen wartet vor der Thür.

Rath. Laßt ihn herein.

Götz (kommt).

Gott grüß' euch, ihr Herren, was wollt ihr mit mir?

Rath. Zuerst, daß ihr bedenkt, wo ihr seid und vor wem.

Götz. Bei meinem Eid, ich verkenn' euch nicht, meine Herren.

Rath. Ihr thut eure Schuldigkeit.

Götz. Von ganzem Herzen.

Rath. Setzt euch.

Götz. Da unten hin? Ich kann stehen. Das Stühlchen riecht so nach armen Sündern, wie überhaupt die ganze Stube.

Rath. So steht!

Götz. Zur Sache, wenn's gefällig ist.

Rath. Wir werden in der Ordnung verfahren.

Götz. Bin's wohl zufrieden; wollt', es wär' von jeher geschehen.

Rath. Ihr wißt, wie ihr auf Gnad' und Ungnad' in unsere Hände kamt.

Götz. Was gebt ihr mir, wenn ich's vergesse?

Rath. Wenn ich euch Bescheidenheit geben könnte, würde ich eure Sache gut machen.

Götz. Gut machen! Wenn ihr das könntet! Dazu gehört freilich mehr als zum Verderben.

Schreiber. Soll ich das Alles protokolliren?

Rath. Was zur Handlung gehört.

Götz. Meinetwegen dürft ihr's drucken lassen.

Rath. Ihr war't in der Gewalt des Kaisers, dessen väterliche Gnade an den Platz der majestätischen Gerechtigkeit trat, euch anstatt eines Kerkers Heilbronn, eine seiner geliebten Städte, zum Aufenthalt anwies. Ihr versprach mit einem Eid, euch, wie es einem Ritter geziemt, zu stellen, und das Weitere demüthig zu erwarten.

Götz. Wohl, und ich bin hier und warte.

Rath. Und wir sind hier, euch Ihro Kaiserlichen Majestät Gnade und Huld zu verkündigen. Sie verzeiht euch eure Uebertretungen, spricht euch von der Acht und aller wohlverdienten Strafe los, welches ihr mit unterthänigem Dank erkennen und dagegen die Urfehde abschwören werdet, welche euch hiermit vorgelesen werden soll.

Götz. Ich bin Ihro Majestät treuer Knecht wie immer. Noch ein Wort, ehe ihr weiter geht: Meine Leute, wo sind die? Was soll mit ihnen werden?

Rath. Das geht euch nichts an.

Götz. So wende der Kaiser sein Angesicht von euch, wenn ihr in Noth steckt! Sie waren meine Gesellen, und sind's. Wo habt ihr sie hingebracht?

Rath. Wir sind euch davon keine Rechnung schuldig.

Götz. Ah! Ich dachte nicht, daß ihr nicht einmal zu dem verbunden seid, was ihr versprecht, geschweige —

Rath. Unsere Commission ist, euch die Urfehde vorzulegen. Unterwerft euch dem Kaiser, und ihr werdet einen Weg finden, um eurer Gesellen Leben und Freiheit zu flehen.

Götz. Euern Zettel!

Rath. Schreiber, leset.

Schreiber. Ich, Götz von Berlichingen, bekenne öffentlich durch diesen Brief: Daß, da ich mich neulich gegen Kaiser und Reich rebellischer Weise aufgelehnt —

Götz. Das ist nicht wahr. Ich bin kein Rebell, habe gegen Ihro Kaiserliche Majestät nichts verbrochen, und das Reich geht mich nichts an.

Rath. Mäßigt euch und hört weiter.

Götz. Ich will nichts weiter hören. Tret' einer auf und zeuge! Hab' ich wider den Kaiser, wider das Haus Oesterreich nur einen Schritt gethan? Hab' ich nicht von jeher durch alle Handlungen bewiesen, daß ich besser als einer fühle, was Deutschland seinen Regenten schuldig ist? und besonders, was die Kleinen, die Ritter und Freien, ihrem Kaiser schuldig sind? Ich müßte ein Schurke sein, wenn ich mich könnte bereden lassen, das zu unterschreiben.

Rath. Und doch haben wir gemessene Ordre, euch in der Güte zu überreden, oder im Entstehungsfalle euch in den Thurn zu werfen.

Götz. In Thurn? mich?

Rath. Und daselbst könnt ihr euer Schicksal von der Gerechtigkeit erwarten, wenn ihr es nicht aus den Händen der Gnade empfangen wollt.

Götz. In Thurn! Ihr mißbraucht die Kaiserliche Gewalt. In Thurn! Das ist sein Befehl nicht. Was! mir erst, die Verräther! eine Falle zu stellen, und ihren Eid, ihr ritterlich Wort zum Speck drin aufzuhängen! Mir dann ritterlich Gefängniß zusagen, und die Zusage wieder brechen.

Rath. Einem Räuber sind wir keine Treue schuldig.

Götz. Trügst du nicht das Ebenbild des Kaisers, das ich in dem gesudeltsten Conterfey verehre, du solltest mir den Räuber fressen oder dran erwürgen! Ich bin in einer ehrlichen Fehd' begriffen. Du könntest Gott danken und dich vor der Welt groß machen, wenn du in deinem Leben eine so edle That gethan hättest, wie die ist, um welcher ich gefangen sitze.

Rath (winkt dem Rathsherrn, der zieht die Schelle).

Götz. Nicht um des leidigen Gewinnsts willen, nicht um Land und Leute unbewehrten Kleinen wegzukapern, bin ich ausgezogen. Meinen Jungen zu befreien, und mich meiner Haut zu wehren! Seht ihr was Unrechts dran? Kaiser und Reich hätten unsere Noth nicht in ihrem Kopfkissen gefühlt. Ich habe Gott sei Dank noch Eine Hand, und habe wohl gethan, sie zu brauchen.

Bürger (treten herein, Stangen in der Hand, Wehren an der Seite).

Götz. Was soll das?

Rath. Ihr wollt nicht hören. Fangt ihn!

Götz. Ist das die Meinung? Wer kein ungrischer Ochs ist, komm' mir nicht zu nah! Er soll von dieser meiner rechten eisernen Hand eine solche Ohrfeige kriegen, die ihm Kopfweh, Zahnweh und alles Weh der Erden aus dem Grund curiren soll. (Sie machen sich an ihn, er schlägt den Einen zu Boden und reißt einem Andern die Wehre von der Seite, sie weichen.) Kommt! Kommt! Es wäre mir angenehm, den Tapfersten unter euch kennen zu lernen.

Rath. Gebt euch!

Götz. Mit dem Schwert in der Hand! Wißt ihr, daß es jetzt nur an mir läge, mich durch alle diese Hasenjäger durchzuschlagen und das weite Feld zu gewinnen? Aber ich will euch lehren, wie man Wort hält. Versprecht mir ritterlich Gefängniß, und ich gebe mein Schwert weg und bin wie vorher euer Gefangener.

Rath. Mit dem Schwert in der Hand wollt ihr mit dem Kaiser rechten?

Götz. Behüte Gott! Nur mit euch und eurer edlen Compagnie. — Ihr könnt nach Hause gehn, gute Leute. Für die Versäumniß kriegt ihr nichts, und zu holen ist hier nichts als Beulen.

Rath. Greift ihn! Giebt euch eure Liebe zu euerm Kaiser nicht mehr Muth?

Götz. Nicht mehr, als ihnen der Kaiser Pflaster giebt, die Wunden zu heilen, die sich ihr Muth holen könnte.

Gerichtsdiener (kommt).

Eben ruft der Thürner: es zieht ein Trupp von mehr als Zweihundert nach der Stadt zu. Unversehens sind sie hinter der Weinhöhe vorgedrungen und drohen unsern Mauern.

Rathsherr. Weh' uns! was ist das?

Wache (kommt).

Franz von Sickingen hält vor dem Schlag und läßt euch sagen: er habe gehört, wie unwürdig man an seinem Schwager bundbrüchig geworden sei, wie die Herren von Heilbronn allen Vorschub thäten. Er verlange Rechenschaft, sonst wolle er binnen einer Stunde die Stadt an vier Ecken anzünden und sie der Plünderung Preis geben.

Götz. Braver Schwager!

Rath. Tretet ab, Götz! — Was ist zu thun?

Rathsherr. Habe Mitleiden mit uns und unserer Bürgerschaft! Sickingen ist unbändig in seinem Zorn, er ist Mann, es zu halten.

Rath. Sollen wir uns und dem Kaiser die Gerechtsame vergeben?

Hauptmann. Wenn wir nur Leute hätten, sie zu behaupten. So aber könnten wir umkommen, und die Sache wäre nur desto schlimmer. Wir gewinnen im Nachgeben.

Rathsherr. Wir wollen Götzen ansprechen, für uns ein gut Wort einzulegen. Mir ist's, als wenn ich die Stadt schon in Flammen sähe.

Rath. Laßt Götzen herein!

Götz. Was soll's?

Rath. Du würdest wohl thun, deinen Schwager von seinem rebellischen Vorhaben abzumahnen. Anstatt dich vom Verderben zu retten, stürzt er dich tiefer hinein, indem er sich zu deinem Falle gesellt.

Götz (sieht Elisabeth an der Thür, heimlich zu ihr): Geh hin! Sag' ihm: er soll unverzüglich hereinbrechen, soll hieher kommen, nur der Stadt kein Leids thun. Wenn sich die Schurken hier widersetzen, soll er Gewalt brauchen. Es liegt mir nichts dran, umzukommen, wenn sie nur Alle mit erstochen werden.

58. Wertherische Briefe.

(1773.)

1.

Am 10. Mai.

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den süßen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein und freue mich meines Lebens in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist, wie die meine. Ich bin so glücklich, mein Bester, so ganz in dem Gefühle von ruhigem Dasein versunken, daß meine Kunst darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler gewesen, als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum stehlen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tausend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mückchen, näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Allliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält — mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn: dann sehne ich mich oft und denke: ach,

könntest du das wieder ausdrücken, könntest dem Papiere das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes! Mein Freund. — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen.

2.

Am 18. August.

Mußte denn das so sein, daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elendes würde?

Das volle, warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit so vieler Wonne überströmte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradiese schuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geist, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschaute, und Alles um mich her keimen und quellen sah; wenn ich jene Berge, vom Fuße bis zum Gipfel mit hohen dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Rohren dahin gleitete und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte; wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenschwärme im letzten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreite, und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte, und das Moos, das meinem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Geniste, das den dürren Sandhügel hinunter wächs't, mir das innere, glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das Alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir, und Wald und Gebirge erklang; und ich sah sie wirken und schaffen in einander in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte; und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geschlechter der mannigfaltigen Geschöpfe. Alles, Alles bevölkert mit tausendfachen Gestalten; und die Menschen dann sich in Häuslein zusammen sichern, und sich annisten, und herrschen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Thor! der du Alles so gering achtest, weil du so klein bist. — Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbe-

kannten Oceans weht der Geist des Ewigschaffenden und freut sich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt. — Ach, damals, wie oft habe ich mich mit Fittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblick, in der eingeschränkten Kraft meines Busens, einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das Alles in sich und durch sich hervorbringt.

59. Adler und Taube.

(Um 1776.)

Ein Adlerjüngling hob die Flügel
Nach Raub aus;
Ihn traf des Jägers Pfeil und schnitt
Der rechten Schwinge Sennkraft ab.
Er stürzt' hinab in einen Myrtenhain,
Fraß seinen Schmerz drei Tage lang,
Und zuckt' an Qual
Drei lange, lange Nächte lang;
Zuletzt heilt' ihn
Allgegenwärt'ger Balsam
Allheilender Natur.
Er schleicht aus dem Gebüsch hervor
Und reckt die Flügel — ach!
Die Schwingkraft weggeschnitten —
Hebt sich mühsam kaum
Am Boden weg
Unwürd'gem Raubbedürfniß nach,
Und ruht tieftrauernd
Auf dem niedern Fels am Bach;
Er blickt zur Eich' hinauf,
Hinauf zum Himmel,
Und eine Thräne füllt sein hohes Auge.
Da kömmt muthwillig durch die Myrtenäste
Dahergerauscht ein Taubenpaar,
Läßt sich herab und wandelt nickend
Ueber goldnen Sand am Bach,
Und ruckt einander an;
Ihr röthlich Auge buhlt umher,
Erblickt den Innigtraurenden.
Der Tauber schwingt neugiergesellig sich
Zum nahen Busch und blickt
Mit Selbstgefälligkeit ihn freundlich an.

Du trauerst, liebelt er;
Sei gutes Muthes, Freund!
Hast du zur ruhigen Glückseligkeit
Nicht Alles hier?
Kannst du dich nicht des goldnen Zweiges freun,
Der vor des Tages Gluth dich schützt?
Kannst du der Abendsonne Schein
Auf weichem Moos am Bache nicht
Die Brust entgegenheben?
Du wandelst durch der Blumen frischen Thau,
Pflückst aus dem Ueberfluß
Des Waldgebüsches dir
Gelegne Speise, letzest
Den leichten Durst am Silberquell, —
O Freund, das wahre Glück
Ist die Genügsamkeit,
Und die Genügsamkeit
Hat überall genug.
O Weise! sprach der Adler, und tief ernst
Versinkt er tiefer in sich selbst,
O Weisheit! Du red'st wie eine Taube!

60. Das Chamouni-Thal.

(1779.)

Wir ließen Salenche in einem schönen, offnen Thale hinter uns, der Himmel hatte sich während unsrer Mittagsrast mit weißen Schäfchen überzogen, von denen ich hier eine besondere Anmerkung machen muß. Wir haben sie so schön und noch schöner, an einem heitern Tag, von den Berner Eisbergen aufsteigen sehen. Auch hier schien es uns wieder so, als wenn die Sonne die leisesten Ausdünstungen von den höchsten Schneegebirgen gegen sich aufzöge, und diese ganz feinen Dünste von einer leichten Luft, wie eine Schaumwolle, durch die Atmosphäre gekämmt würden. Ich erinnere mich nie in den höchsten Sommertagen bei uns, wo dergleichen Lufterscheinungen auch vorkommen, etwas so Durchsichtiges, Lichtgewobenes gesehen zu haben. Schon sahen wir die Schneegebirge, von denen sie aufsteigen, vor uns, das Thal fing an zu stocken, die Arve schoß aus einer Felskluft hervor, wir mußten einen Berg hinan und wanden uns, die Schneegebirge rechts vor uns, immer höher. Abwechselnde Berge, alte Fichtenwälder zeigten sich uns rechts, theils in der Tiefe, theils in gleicher Höhe mit uns. Links über uns waren die Gipfel des Bergs kahl und spitzig. Wir fühlten, daß wir einem stärkern und mächtigern Satz von Bergen immer näher rückten. Wir kamen über

ein breites, trockenes Bett von Kieseln und Steinen, das die Wasserfluthen die Länge des Berges hinab zerreißen und wieder füllen; von da in ein sehr angenehmes, rundgeschlossenes, flaches Thal, worin das Dörfchen Servoz liegt. Von da geht der Weg um einige sehr bunte Felsen wieder gegen die Arve. Wenn man über sie weg ist, steigt man einen Berg hinan, die Massen werden hier immer größer, die Natur hat hier mit sachter Hand das Ungeheure zu bereiten angefangen. Es wurde dunkler, wir kamen dem Thale Chamouni näher und endlich darein. Nur die großen Massen waren uns sichtbar. Die Sterne gingen nach einander auf, und wir bemerkten über den Gipfeln der Berge, rechts vor uns, ein Licht, das wir nicht erklären konnten. Hell, ohne Glanz wie die Milchstraße, doch dichter, fast wie die Plejaden[1]), nur größer, unterhielt es lange unsre Aufmerksamkeit, bis es endlich, da wir unsern Standpunkt änderten, wie eine Pyramide, von einem innern geheimnißvollen Lichte durchzogen, das dem Schein eines Johanniswurms am besten verglichen werden kann, über den Gipfel aller Berge hervorragte und uns gewiß machte, daß es der Gipfel des Montblanc war. Es war die Schönheit dieses Anblicks ganz außerordentlich; denn da er mit den Sternen, die um ihn herumstunden, zwar nicht in gleich raschem Licht, doch in einer breitern zusammenhängenden Masse leuchtete, so schien er den Augen zu einer höhern Sphäre zu gehören, und man hatte Müh', in Gedanken seine Wurzeln wieder an die Erde zu befestigen. Vor ihm sahen wir eine Reihe von Schneegebirgen dämmernder auf den Rücken von schwarzen Fichtenbergen liegen und ungeheure Gletscher zwischen den schwarzen Wäldern herunter ins Thal steigen.

61. Gesang der Geister über den Wassern.

(1779.)

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.
Strömt von der hohen
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen,
Wallt er verschleiernd,
Leisrauschend,
Zur Tiefe nieder.
Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schäumt er unmuthig
Stufenweise
Zum Abgrund.

[1]) Ein Nebelfleck im Sternbilde des Stiers, der durch ein Fernrohr als eine Gruppe von 50 bis 60 hellen Sternchen erscheint.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesenthal hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.
Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind mischt vom Grund aus
Schäumende Wogen.
Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

62. Der Sänger.

(1782.)

1. Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

2. Gegrüßet seid mir, edle Herr'n,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen.

3. Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schoß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ ihm, zum Lohne für sein Spiel,
Eine goldne Kette bringen.

4. Die goldne Kette gieb mir nicht,
Die Kette gieb den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gieb sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

5. Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:

Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.
6. Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
O Trank voll süßer Labe!
O dreimal hochbeglücktes Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke.

63. Mignon.

(1782.)

1. Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht,
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.
2. Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn.
3. Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg;
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;
Es stürzt der Fels und über ihn die Fluth.
Kennst du ihn wohl?
Dahin! Dahin
Geht unser Weg! o Vater, laß uns ziehn!

II. Periode. 1786—1806.

Das Hufeisen. 1797. IV. 127.

64. Italienische Briefe.

1.

Rom, den 22. November 1786, am Cecilienfeste.

Das Andenken dieses glücklichen Tages muß ich durch einige Zeilen lebhaft erhalten und, was ich genossen, wenigstens historisch mittheilen. Es war das schönste, ruhigste Wetter, ein ganz heiterer Himmel und warme Sonne. Ich ging mit Tischbein nach

dem Petersplatze, wo wir erst auf- und abgehend, und wenn es uns zu warm wurde, im Schatten des großen Obelisks, der eben für zwei breit genug geworfen wird, spazierten und Trauben verzehrten, die wir in der Nähe gekauft hatten. Dann gingen wir in die Sixtinische Capelle, die wir auch hell und heiter, die Gemälde wohlerleuchtet fanden. Das jüngste Gericht und die mannigfaltigen Gemälde der Decke, von Michel Angelo, theilten unsere Bewunderung. Ich konnte nur sehen und anstaunen. Die innere Sicherheit und Männlichkeit des Meisters, seine Großheit geht über allen Ausdruck. Nachdem wir Alles wieder und wieder gesehen, verließen wir dieses Heiligthum und gingen nach der Peterskirche, die von dem heitern Himmel das schönste Licht empfing und in allen Theilen hell und klar erschien. Wir ergötzten uns als genießende Menschen an der Größe und der Pracht, ohne durch allzu eklen und zu verständigen Geschmack uns diesmal irre machen zu lassen, und unterdrückten jedes schärfere Urtheil. Wir erfreuten uns des Erfreulichen.

Endlich bestiegen wir das Dach der Kirche, wo man das Bild einer wohlgebauten Stadt im Kleinen findet. Häuser und Magazine, Brunnen (dem Ansehn nach), Kirchen und einen großen Tempel, Alles in der Luft, und schöne Spaziergänge dazwischen. Wir bestiegen die Kuppel und besahen die hellheitere Gegend der Apenninen, den Berg Soracte, nach Tivoli die vulkanischen Hügel, Frascati, Castelgandolfo und die Plaine und weiter das Meer. Nahe vor uns die ganze Stadt Rom, in ihrer Breite und Weite mit ihren Bergpalästen, Kuppeln rc. Es rührte sich keine Luft, und in dem kupfernen Knopf war es heiß, wie in einem Treibhause. Nachdem wir das Alles beherzigt hatten, stiegen wir herab und ließen uns die Thüren zu den Gesimsen, der Kuppel, des Tambours und des Schiffs aufschließen; man kann um selbe herumgehen und diese Theile und die Kirche von oben betrachten. Als wir auf dem Gesimse des Tambours standen, ging der Papst unten in der Tiefe vorbei, seine Nachmittagsandacht zu halten. Es fehlte uns also nichts zur Peterskirche. Wir stiegen völlig wieder herab, nahmen in einem benachbarten Gasthofe ein fröhliches, frugales Mahl und setzten unsern Weg nach der Cecilienkirche fort.

Viele Worte würde ich brauchen, um die Auszierung der ganz mit Menschen angefüllten Kirche zu beschreiben. Man sah eben keinen Stein der Architekten mehr. Die Säulen waren mit rothem Sammt überzogen und mit goldenen Tressen umwunden, die Capitäle mit gesticktem Sammt in ungefährer Capitälform, so alle Gesimse und Pfeiler behangen und bedeckt. Alle Zwischenräume der Mauern mit lebhaft gemalten Stücken bekleidet, daß die ganze Kirche mit Mosaik ausgelegt schien, und über zwei-

hundert Wachskerzen brannten um und neben dem Hochaltar, so daß die ganze eine Wand mit Lichtern besetzt, und das Schiff der Kirche vollkommen erleuchtet war. Die Seitengänge und Seitenaltäre ebenso geziert und erhellt. Gegen dem Hochaltar über, unter der Orgel, zwei Gerüste, auch mit Sammt überzogen, auf deren einem die Sänger, auf dem andern die Instrumente standen, die anhaltend Musik machten. Die Kirche war voll gedrängt.

2.

Neapel, den 6. März 1787.

Obgleich ungern, doch aus treuer Geselligkeit, begleitete Tischbein mich heute auf den Vesuv.

Wir fuhren auf zwei Calessen, weil wir uns als Selbstführer durch das Gewühl der Stadt nicht durchzuwinden getrauten. Der Fahrende schreit unaufhörlich: Platz, Platz! damit Esel, Holz oder Kehricht Tragende, entgegen rollende Calessen, lastschleppende oder freiwandelnde Menschen, Kinder und Greise sich vorsehen, ausweichen, ungehindert aber der scharfe Trab fortgesetzt werde.

Der Weg durch die äußersten Vorstädte und Gärten sollte schon auf etwas Plutonisches [1]) hindeuten. Denn da es lange nicht geregnet, waren von dickem und aschgrauem Staube die von Natur immergrünen Blätter überdeckt, alle Dächer, Gurtgesimse und was nur irgend eine Fläche bot, gleichfalls übergraut, so daß nur der herrlich blaue Himmel und die hereinscheinende mächtige Sonne ein Zeugniß gab, daß man unter den Lebendigen wandle.

Am Fuße des steilen Hanges empfingen uns zwei Führer, ein älterer und ein jüngerer, beides tüchtige Leute. Der erste schleppte mich, der zweite Tischbein den Berg hinauf. Sie schleppten, sage ich: denn ein solcher Führer umgürtet sich mit einem ledernen Riemen, in welchen der Reisende greift, und, hinaufwärts gezogen, sich an einem Stabe auf seinen eigenen Füßen desto leichter empor hilft.

So erlangten wir die Fläche, über welcher sich der Kegelberg erhebt, gegen Norden die Trümmer der Somma [2]).

Ein Blick westwärts über die Gegend nahm, wie ein heilsames Bad, alle Schmerzen der Anstrengung und alle Müdigkeit hinweg, und wir umkreis'ten nunmehr den immer qualmenden, Steine und Asche auswerfenden Kegelberg. So lange der Raum gestattete, in gehöriger Entfernung zu bleiben, war es ein großes, geisterhebendes Schauspiel. Erst ein gewaltsamer Donner,

---

[1]) Was durch Gewalt des unterirdischen Feuers hervorgebracht wird.
[2]) Ein aus zerbrochenem Fels gebildeter Vulkan in der Nähe des Vesuvs.

der aus dem tiefsten Schlunde hervortönte, sodann Steine, größere und kleinere, zu Tausenden in die Luft geschleudert, von Aschenwolken eingehüllt. Der größte Theil fiel in den Schlund zurück. Die andern nach der Seite zu getriebenen Brocken, auf die Außenseite des Kegels niederfallend, machten ein wunderbares Geräusch: erst plumpten die schwereren und hupften mit dumpfem Getön an die Kegelseite hinab, die geringeren klapperten hinterdrein, und zuletzt rieselte die Asche nieder. Dies Alles geschah in regelmäßigen Pausen, wie wir durch ein ruhiges Zählen sehr wohl abmessen konnten.

Zwischen der Somma und dem Kegelberge ward aber der Raum enge genug, schon fielen mehrere Steine um uns her und machten den Umgang unerfreulich.

Wie aber durchaus eine gegenwärtige Gefahr etwas Reizendes hat und den Widerspruchsgeist im Menschen auffordert, ihr zu trotzen, so bedachte ich, daß es möglich sein müsse, in der Zwischenzeit von zwei Eruptionen den Kegelberg hinauf an den Schlund zu gelangen und auch in diesem Zeitraum den Rückweg zu gewinnen. Ich rathschlagte hierüber mit den Führern unter einem überhängenden Felsen der Somma, wo wir, in Sicherheit gelagert, uns an den mitgebrachten Vorräthen erquickten. Der jüngere getraute sich, das Wagestück mit mir zu bestehen, unsere Hutköpfe fütterten wir mit leinenen und seidenen Tüchern, wir stellten uns bereit, die Stäbe in der Hand, ich seinen Gürtel fassend.

Noch klapperten die kleinen Steine um uns herum, noch rieselte die Asche, als der rüstige Jüngling mich schon über das glühende Geröll hinaufriß. Hier standen wir an dem ungeheuren Rachen, dessen Rauch eine leise Luft von uns ablenkte, aber zugleich das Innere des Schlundes verhüllte, der ringsum aus tausend Ritzen dampfte. Durch einen Zwischenraum des Qualmes erblickte man hie und da geborstene Felsenwände. Der Anblick war weder unterrichtend noch erfreulich, aber eben deswegen, weil man nichts sah, verweilte man, um etwas heraus zu sehen. Das ruhige Zählen war versäumt, wir standen auf einem scharfen Rande vor dem ungeheuren Abgrund. Auf einmal erscholl der Donner, die furchtbare Ladung flog an uns vorbei; wir duckten uns unwillkürlich, als wenn uns das vor den niederstürzenden Massen gerettet hätte; die kleineren Steine klapperten schon, und wir, ohne zu bedenken, daß wir abermals eine Pause vor uns hatten, froh die Gefahr überstanden zu haben, kamen mit der noch rieselnden Asche am Fuße des Kegels an, Hüte und Schultern genugsam eingeäschert.

Von Tischbein aufs freundlichste empfangen, gescholten und erquickt, konnte ich nun den älteren und neueren Laven eine be-

sondere Aufmerksamkeit widmen. Der betagte Führer wußte genau die Jahrgänge zu bezeichnen. Aeltere waren schon mit Asche bedeckt und ausgeglichen; neuere, besonders die langsam geflossenen, boten einen seltsamen Anblick: denn indem sie, fortschleichend, die auf ihrer Oberfläche erstarrten Massen eine Zeit lang mit sich hinschleppen, so muß es doch begegnen, daß diese von Zeit zu Zeit stocken, aber, von den Gluthströmen noch fortbewegt, übereinander geschoben, wunderbar zackig erstarrt, verharren, seltsamer als im ähnlichen Fall die über einander getriebenen Eisschollen. Unter diesem geschmolzenen wüsten Wesen fanden sich auch große Blöcke, welche, angeschlagen, auf dem frischen Bruch einer Urgebirgsart völlig ähnlich sehen. Die Führer behaupteten, es seien alte Laven des tiefsten Grundes, welche der Berg manchmal auswerfe.

65. Iphigenie auf Tauris.

(1787.)

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Iphigenie.

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines,
Wie in der Göttin stilles Heiligthum
Tret' ich noch jetzt mit schauderndem Gefühl,
Als wenn ich sie zum ersten Mal beträte,
Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher.
So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;
Doch immer bin ich, wie im ersten, fremd.
Denn ach! mich trennt das Meer von den Geliebten,
Und an dem Ufer steh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend;
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.
Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück vor seinen Lippen weg.
Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
Sich Mitgeborne spielend fest und fester
Mit sanften Banden an einander knüpften.
Ich rechte mit den Göttern nicht; allein

Der Frauen Zustand ist beklagenswerth.
Zu Haus' und in dem Kriege herrscht der Mann,
Und in der Fremde weiß er sich zu helfen.
Ihn freuet der Besitz; ihn krönt der Sieg;
Ein ehrenvoller Tod ist ihm bereitet.
Wie enggebunden ist des Weibes Glück!
Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen,
Ist Pflicht und Trost; wie elend, wenn sie gar
Ein feindlich Schicksal in die Ferne treibt!
So hält mich Thoas hier, ein edler Mann,
In ernsten, heil'gen Sklavenbanden fest.
O wie beschämt gesteh' ich, daß ich dir
Mit stillem Widerwillen diene, Göttin,
Dir, meiner Retterin! Mein Leben sollte
Zu freiem Dienste dir gewidmet sein.
Auch hab' ich stets auf dich gehofft und hoffe
Noch jetzt auf dich, Diana, die du mich,
Des größten Königes verstoßne Tochter,
In deinen heil'gen, sanften Arm genommen.
Ja, Tochter Zeus, wenn du den hohen Mann,
Den du, die Tochter fordernd, ängstigtest,
Wenn du den göttergleichen Agamemnon,
Der dir sein Liebstes zum Altare brachte,
Von Troja's umgewandten Mauern rühmlich
Nach seinem Vaterland zurück begleitet,
Die Gattin ihm, Elektren und den Sohn,
Die schönen Schätze, wohl erhalten hast;
So gieb auch mich den Meinen endlich wieder,
Und rette mich, die du vom Tod' errettet,
Auch von dem Leben hier, dem zweiten Tode!

66. Epigramme.

(Venedig, 1790.)

1.

Diese Gondel vergleich' ich der sanft einschaukelnden Wiege,
Und das Kästchen darauf scheint ein geräumiger Sarg.
Recht so! Zwischen der Wieg' und dem Sarg wir schwanken und schweben
Auf dem großen Canal sorglos durch's Leben dahin.

2.

Frankreichs traurig Geschick, die Großen mögen's bedenken;
Aber bedenken fürwahr sollen es Kleine noch mehr.
Große gingen zu Grunde: doch wer beschützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.

67. Reineke Fuchs.

(1793.)

Aus dem 2. Gesange.

Also wandelte Braun, auf seinem Weg zum Gebirge,
Stolzen Muthes dahin, durch eine Wüste, die groß war,
Lang und sandig und breit; und als er sie endlich durchzogen,
Kam er gegen die Berge, wo Reineke pflegte zu jagen;
Selbst noch Tages zuvor hatt' er sich dorten erlustigt;
Aber der Bär ging weiter nach Malepartus; da hatte
Reineke schöne Gebäude. Von allen Schlössern und Burgen,
Deren ihm viele gehörten, war Malepartus die beste.
Reineke wohnte daselbst, sobald er Uebels besorgte.
Braun erreichte das Schloß, und fand die gewöhnliche Pforte
Fest verschlossen. Da trat er davor und besann sich ein wenig;
Endlich rief er und sprach: „Herr Oheim, seid Ihr zu Hause?
Braun, der Bär, ist gekommen, des Königs gerichtlicher Bote.
Denn es hat der König geschworen, Ihr solltet bei Hofe
Vor Gericht Euch stellen, ich soll Euch holen, damit Ihr
Recht zu nehmen und Recht zu geben keinem verweigert,
Oder es soll Euch das Leben kosten; denn bleibt Ihr dahinten,
Ist mit Galgen und Rad Euch gedroht. Drum wählet das Beste.
Kommt und folget mir nach, sonst möcht' es Euch übel bekommen."
Reineke hörte genau vom Anfang zum Ende die Rede,
Lag und lauerte still und dachte: wenn es gelänge,
Daß ich den plumpen Compan die stolzen Worte bezahlte?
Laßt uns die Sache bedenken! Er ging in die Tiefe der Wohnung,
In die Winkel des Schlosses, denn künstlich war es gebauet.
Löcher fanden sich hier und Höhlen mit vielerlei Gängen,
Eng und lang, und mancherlei Thüren zum Oeffnen und Schließen,
Wie es Zeit war und Noth. Erfuhr er, daß man ihn suchte
Wegen schelmischer That, da fand er die beste Beschirmung.
Auch aus Einfalt hatten sich oft in diesen Mäandern [1])
Arme Thiere gefangen, willkommene Beute dem Räuber.
Reineke hatte die Worte gehört, doch fürchtet er klüglich,
Andere möchten noch neben dem Boten im Hinterhalt liegen.

---

[1]) Windungen und Krümmungen; von dem kleinasiatischen Fluß Mäandros (jetzt Meinder), dessen Lauf sich durch endlose Krümmungen auszeichnet.

Als er sich aber versichert, der Bär sei einzeln gekommen,
Ging er listig hinaus und sagte: „Werthester Oheim,
Seid willkommen! Verzeiht mir! ich habe Vesper gelesen,
Drum ließ ich Euch warten. Ich dank' Euch, daß Ihr gekommen,
Denn es nutzt mir gewiß bei Hofe, so darf ich es hoffen.
Seid zu jeglicher Stunde, mein Oheim, willkommen! Indessen
Bleibt der Tadel für den, der Euch die Reise befohlen,
Denn sie ist weit und beschwerlich. O Himmel! wie Ihr erhitzt seid!
Eure Haare sind naß und Euer Odem beklommen.
Hatte der mächtige König sonst keinen Boten zu senden,
Als den edelsten Mann, den er am meisten erhöhet?
Aber so sollt' es wohl sein zu meinem Vortheil; ich bitte,
Helft mir am Hofe des Königs, allwo man mich übel verleumdet.
Morgen, setzt' ich mir vor, trotz meiner mißlichen Lage,
Frei nach Hofe zu gehen, und so gedenk' ich noch immer;
Nur für heute bin ich zu schwer, die Reise zu machen.
Leider hab' ich zu viel von einer Speise gegessen,
Die mir übel bekommt; sie schmerzt mich gewaltig im Leibe."
Braun versetzte darauf: „Was war es, Oheim?" Der andre
Sagte dagegen: „Was könnt' es Euch helfen, und wenn ich's erzählte!
Kümmerlich frist' ich mein Leben; ich leid' es aber geduldig.
Ist ein armer Mann doch kein Graf! und findet zuweilen
Sich für uns und die Unsern nichts Besseres, müssen wir freilich
Honigscheiben verzehren; die sind wohl immer zu haben.
Doch ich esse sie nur aus Noth; nun bin ich geschwollen.
Wider Willen schluckt' ich das Zeug, wie sollt' es gedeihen?
Kann ich es immer vermeiden, so bleibt mir's ferne vom Gaumen."
„Ei! was hab' ich gehört!" versetzte der Braune, „Herr Oheim!
Ei! verschmähet Ihr so den Honig, den mancher begehret?
Honig, muß ich Euch sagen, geht über alle Gerichte,
Wenigstens mir; o schafft mir davon, es soll Euch nicht reuen;
Dienen werd' ich Euch wieder." — „Ihr spottet," sagte der andre.
„Nein, wahrhaftig!" verschwur sich der Bär, „es ist ernstlich gesprochen."
„Ist dem also," versetzte der Rothe, „da kann ich Euch dienen,
Denn der Bauer Rüsteviel wohnt am Fuße des Berges.

Honig hat er! Gewiß mit allem eurem Geschlechte
Saht ihr niemals so viel beisammen." Da lüstet' es Braunen
Uebermäßig nach dieser geliebten Speise. „O führt mich,"
Rief er, „eilig dahin, Herr Oheim, ich will es gedenken!
Schafft mir Honig, und wenn ich auch nicht gesättiget werde."
„Gehen wir," sagte der Fuchs, „es soll an Honig nicht fehlen;
Heute bin ich zwar schlecht zu Fuße, doch soll mir die Liebe,
Die ich Euch lange gewidmet, die sauern Tritte versüßen.
Denn ich kenne Niemand von allen meinen Verwandten,
Den ich verehrte wie Euch! Doch kommt! Ihr werdet dagegen
An des Königes Hof am Herren-Tage mir dienen,
Daß ich der Feinde Gewalt und ihre Klagen beschäme.
Honigsatt mach' ich Euch heute, so viel Ihr immer nur tragen
Möget." — Es meinte der Schalk die Schläge der zornigen Bauern.
Reineke lief ihm zuvor, und blindlings folgte der Braune.
Will mir's gelingen, so dachte der Fuchs: ich bringe dich heute
Noch zu Markte, wo dir ein bittrer Honig zu Theil wird.
Und sie kamen zu Rüsteviel's Hofe; das freute den Bären,
Aber vergebens, wie Thoren sich oft mit Hoffnung betrügen.
Abend war es geworden, und Reineke wußte, gewöhnlich
Liege Rüsteviel nun in seiner Kammer zu Bette,
Der ein Zimmermann war, ein tüchtiger Meister. Im Hofe
Lag ein eichener Stamm; er hatte, diesen zu trennen,
Schon zwei tüchtige Keile hineingetrieben; und oben
Klaffte gespalten der Baum fast ellenweit. Reineke merkt' es,
Und er sagte: „Mein Oheim, in diesem Baume befindet
Sich des Honigs mehr, als Ihr vermuthet; nun stecket
Eure Schnauze hinein, so tief Ihr möget. Nur rath' ich,
Nehmet nicht gierig zu viel, es möcht' Euch übel bekommen."
„Meint Ihr," sagte der Bär, „ich sei ein Vielfraß? mit nichten!
Maß ist überall gut, bei allen Dingen." Und also
Ließ der Bär sich bethören und steckte den Kopf in die Spalte
Bis an die Ohren hinein und auch die vordersten Füße.
Reineke machte sich dran, mit vielem Ziehen und Zerren
Bracht' er die Keile heraus; nun war der Braune gefangen,
Haupt und Füße geklemmt; es half kein Schelten noch Schmeicheln.
Vollauf hatte der Braune zu thun, so stark er und kühn war,
Und so hielt der Neffe mit List den Oheim gefangen.
Heulend plärrte der Bär, und mit den hintersten Füßen
Scharrt' er grimmig und lärmte so sehr, daß Rüsteviel aufsprang.

Was es wäre? dachte der Meister, und brachte sein Beil mit,
Daß man bewaffnet ihn fände, wenn jemand zu schaden gedächte.
Braun befand sich indeß in großen Aengsten; die Spalte
Klemmt' ihn gewaltig, er zog und zerrte brüllend vor Schmerzen.
Aber mit alle der Pein war nichts gewonnen; er glaubte
Nimmer von dannen zu kommen; so meint' auch Reineke freudig.
Als er Rüsteviel sah von ferne schreiten, da rief er:
„Braun, wie steht es? Mäßiget Euch und schonet des Honigs!
Sagt, wie schmeckt es? Rüsteviel kommt und will Euch bewirthen;
Nach der Mahlzeit bringt er ein Schlückchen, es mag Euch bekommen!"
Da ging Reineke wieder nach Malepartus, der Feste.
Aber Rüsteviel kam, und als er den Bären erblickte,
Lief er, die Bauern zu rufen, die noch in der Schenke beisammen
Schmauseten. „Kommt!" so rief er; „in meinem Hofe gefangen
Hat sich ein Bär; ich sage die Wahrheit." Sie folgten und liefen.
Jeder bewehrte sich eilig, so gut er konnte. Der eine
Nahm die Gabel zur Hand, und seinen Rechen der andre,
Und der dritte, der vierte mit Spieß und Hacke bewaffnet
Kamen gesprungen, der fünfte mit einem Pfahle gerüstet.
Ja der Pfarrer und Küster, sie kamen mit ihrem Geräthe.
Auch die Köchin des Pfaffen (sie hieß Frau Jutte, sie konnte
Grütze bereiten und kochen wie keine) blieb nicht dahinten,
Kam mit dem Rocken gelaufen, bei dem sie am Tage gesessen,
Dem unglücklichen Bären den Pelz zu waschen. Der Braune
Hörte den wachsenden Lärm in seinen schrecklichen Nöthen,
Und er riß mit Gewalt das Haupt aus der Spalte; da blieb ihm
Haut und Haar des Gesichts bis zu den Ohren im Baume.
Nein! kein kläglicher Thier hat jemand gesehen! Es rieselt
Ueber die Ohren das Blut. Was half ihm, das Haupt zu befreien?
Denn es blieben die Pfoten im Baume stecken. Da riß er
Hastig sie ruckend heraus; er raf'te sinnlos; die Klauen,
Und von den Füßen das Fell blieb in der klemmenden Spalte.
Leider schmeckte dies nicht nach süßem Honig, wozu ihm
Reineke Hoffnung gemacht; die Reise war übel gerathen.
Eine sorgliche Fahrt war Braunen geworden. Es blutet'
Ihm der Bart und die Füße dazu, er konnte nicht stehen,

Konnte nicht kriechen, noch geh'n. Und Rüsteviel eilte zu schlagen,
Alle fielen ihn an, die mit dem Meister gekommen;
Ihn zu tödten war ihr Begehr. Es führte der Pater
Einen langen Stab in der Hand und schlug ihn von ferne.
Kümmerlich wandt' er sich hin und her, es drängt' ihn der Haufen,
Einige hier mit Spießen, dort andre mit Beilen; es brachte
Hammer und Zange der Schmied, es kamen andre mit Schaufeln,
Andre mit Spaten, sie schlugen drauf los und riefen und schlugen,
Alle setzten ihm zu, es blieb auch keiner dahinten;
Der krummbeinige Schloppe mit dem breitnasigen Ludolf
Waren die schlimmsten, und Gerold bewegte den hölzernen Flegel
Zwischen den krummen Fingern; ihm stand sein Schwager zur Seite,
Kückelrey war es, der Dicke, die beiden schlugen am meisten.
Aber Quack und Frau Jutte dazu, sie ließen's nicht fehlen;
Talke Lorden Quacks traf mit der Butte den Armen.
Und nicht diese genannten allein, denn Männer und Weiber,
Alle liefen herzu und wollten das Leben des Bären.
Es kamen auch Steine gewaltig geflogen,
Die den verzweifelten Braunen von allen Seiten bedrängten
Nun sprang Rüsteviel's Bruder hervor und schlug mit dem langen,
Dicken Knittel den Bären auf's Haupt, daß Hören und Sehen
Ihm verging, doch fuhr er empor vom mächtigen Schlage.
Rasend fuhr er unter die Weiber, die unter einander
Taumelten, fielen und schrie'n, und einige stürzten in's Wasser,
Und das Wasser war tief. Da rief der Pater und sagte:
„Sehet, da unten schwimmt Frau Jutte, die Köchin, im Pelze,
Und der Rocken ist hier! O helft, ihr Männer! Ich gebe
Bier zwei Tonnen zum Lohn und großen Ablaß und Gnade."
Alle ließen für todt den Bären liegen und eilten
Nach den Weibern an's Wasser; man zog auf's Trockne die Fünfe.
Da indessen die Männer am Ufer beschäftiget waren,
Kroch der Bär in's Wasser vor großem Elend, und brummte
Vor entsetzlichem Weh. Er wollte sich lieber ersäufen,
Als die Schläge so schändlich erdulden. Er hatte zu schwimmen
Nie versucht, und hoffte sogleich das Leben zu enden.
Wider Vermuthen fühlt' er sich schwimmen, und glücklich getragen

Ward er vom Wasser hinab; es sahen ihn alle die Bauern,
Riefen: „Das wird uns gewiß zur ewigen Schande gereichen!“
Und sie waren verdrießlich und schalten über die Weiber:
„Besser blieben sie doch zu Hause! da seht nun, er schwimmet
Seiner Wege.“ Sie traten herzu, den Block zu besehen,
Und sie fanden darin noch Haut und Haare vom Kopfe
Und von den Füßen, und lachten darob und riefen: „Du kommst uns
Sicher wieder, behalten wir doch die Ohren zum Pfande!“
So verhöhnten sie ihn noch über den Schaden; doch war er
Froh, daß er nur dem Uebel entging. Er fluchte den Bauern,
Die ihn geschlagen, und klagte den Schmerz der Ohren und Füße;
Fluchte Reineken, der ihn verrieth. Mit solchen Gebeten
Schwamm er weiter; es trieb ihn der Strom, der reißend und groß war,
Binnen weniger Zeit fast eine Meile hinunter,
Und da kroch er an's Land am selbigen Ufer und keuchte.
Kein bedrängteres Thier hat je die Sonne gesehen!
Und er dachte den Morgen nicht zu erleben, er glaubte
Plötzlich zu sterben und rief: „O Reineke, falscher Verräther!
Loses Geschöpf!“ Er dachte dabei der schlagenden Bauern,
Und er dachte des Baums, und fluchte Reinekens Listen.
Aber Reineke Fuchs, nachdem er mit gutem Bedachte
Seinen Oheim zu Markte geführt, ihm Honig zu schaffen,
Lief er nach Hühnern; er wußte den Ort und schnappte sich eines,
Lief und schleppte die Beute behend am Flusse hinunter.
Dann verzehrt' er sie gleich, und eilte nach andern Geschäften
Immer am Flusse dahin, und trank des Wassers und dachte:
„O wie bin ich so froh, daß ich den tölpischen Bären
So zu Hofe gebracht! Ich wette, Rüsteviel hat ihm
Wohl das Beil zu kosten gegeben. Es zeigte der Bär sich
Stets mir feindlich gesinnt, ich hab' es ihm wieder vergolten.
Oheim hab' ich ihn immer genannt; nun ist er am Baume
Todt geblieben, deß will ich mich freun, so lang' ich nur lebe.
Klagen und schaden wird er nicht mehr!“ — Und wie er so wandelt,
Schaut er am Ufer hinab, und sieht den Bären sich wälzen.
Das verdroß ihn im Herzen, daß Braun lebendig entkommen.
„Rüsteviel,“ rief er, „lässiger Wicht! du grober Geselle!
Solche Speise verschmähst du, die fett und guten Geschmacks ist,
Die manch' ehrlicher Mann sich wünscht, und die so gemächlich
Dir zu Handen gekommen? Doch hat für deine Bewirthung

Dir der redliche Braun ein Pfand gelassen!“ So dacht' er,
Als er Braunen betrübt, ermattet und blutig erblickte.
Endlich rief er ihn an: „Herr Oheim, find' ich Euch wieder?
Habt Ihr etwas vergessen bei Rüsteviel? Sagt mir, ich lass' ihm
Wissen, wo Ihr geblieben. Doch soll ich sagen, ich glaube,
Vielen Honig habt Ihr gewiß dem Manne gestohlen;
Oder habt Ihr ihn redlich bezahlt? Wie ist es geschehen?
Ei! wie seid Ihr gemalt? Das ist ein schmähliches Wesen!
War der Honig nicht guten Geschmacks? Zu selbigem Preise
Steht noch mancher zu Kauf! Doch, Oheim, saget mir eilig,
Welchem Orden habt Ihr Euch wohl so kürzlich gewidmet,
Daß Ihr ein rothes Baret auf Eurem Haupte zu tragen
Anfangt? Seid Ihr ein Abt? Es hat der Bader gewißlich,
Der die Platte Euch schor, nach Euren Ohren geschnappet;
Ihr verloret den Schopf, wie ich sehe, das Fell von den Wangen
Und die Handschuh dabei. Wo habt Ihr sie hängen gelassen?“
Und so mußte der Braune die vielen spöttischen Worte
Hinter einander vernehmen und konnte vor Schmerzen nicht reden,
Sich nicht rathen noch helfen. Und, um nicht weiter zu hören,
Kroch er in's Wasser zurück und trieb mit dem reißenden Strome
Nieder und landete d'rauf am flachen Ufer. Da lag er
Krank und elend und jammerte laut und sprach zu sich selber:
„Schlüge nur einer mich todt! Ich kann nicht gehen und sollte
Nach des Königes Hof die Reise vollenden, und bleibe
So geschändet zurück von Reinekens böſem Verrathe.
Bring' ich mein Leben davon, gewiß, dich soll es gereuen!“
Doch er raffte sich auf und schleppte mit gräßlichen Schmerzen
Durch vier Tage sich fort, und endlich kam er zu Hofe.
Als der König den Bären in seinem Elend erblickte,
Rief er: „Gnädiger Gott! Erkenn' ich Braunen? Wie kommt er
So geschändet?“ Und Braun versetzte: „Leider erbärmlich
Ist das Ungemach, das Ihr erblickt; so hat mich der Frevler
Reineke schändlich verrathen! Da sprach der König entrüstet:
„Rächen will ich gewiß ohn' alle Gnade den Frevel.
Solch' einen Herrn wie Braun, den sollte Reineke schänden?
Ja bei meiner Ehre, bei meiner Krone! das schwör' ich,
Alles soll Reineke büßen, was Braun zu Rechte begehret!
Halt' ich mein Wort nicht, so trag' ich kein Schwert mehr, ich will es geloben!“

68. Meeresstille.

(1795.)

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuern Weite
Reget keine Welle sich.

Glückliche Fahrt.

Die Nebel zerreißen,
Der Himmel ist helle,
Und Aeolus löset
Das ängstliche Band.
Es säuseln die Winde,
Es rührt sich der Schiffer.
Geschwinde! Geschwinde!
Es theilt sich die Welle,
Es naht sich die Ferne;
Schon seh' ich das Land!

69. Hermann und Dorothea.

(1797.)

Erster Gesang.

Schicksal und Antheil.

Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie so einsam gesehen!
Ist doch die Stadt wie gekehrt! wie ausgestorben! nicht fünfzig,
Däucht mir, blieben zurück von allen unsern Bewohnern.
Was die Neugier nicht thut! So rennt und läuft nun ein Jeder,
Um den traurigen Zug der armen Vertrieb'nen zu sehen.
Bis zum Dammweg, welchen sie zieh'n, ist's immer ein Stündchen,
Und da läuft man hinab, im heißen Staube des Mittags.
Möcht' ich mich doch nicht rühren vom Platz, um zu sehen das Elend
Guter fliehender Menschen, die nun, mit geretteter Habe,
Leider, das überrheinische Land, das schöne, verlassend,
Zu uns herüberkommen, und durch den glücklichen Winkel
Dieses fruchtbaren Thals und seiner Krümmungen wandern.
Trefflich hast du gehandelt, o Frau, daß du milde den Sohn fort
Schicktest, mit altem Linnen und etwas Essen und Trinken,
Um es den Armen zu spenden; denn Geben ist Sache des Reichen.
Was der Junge doch fährt! und wie er bändigt die Hengste!
Sehr gut nimmt das Kütschchen sich aus, das neue; bequemlich
Säßen Viere darin, und auf dem Bocke der Kutscher.

Diesmal fuhr er allein; wie rollt es leicht um die Ecke!
So sprach, unter dem Thore des Hauses sitzend am Markte,
Wohlbehaglich zur Frau der Wirth zum goldenen Löwen.
Und es versetzte darauf die kluge, verständige Hausfrau:
Vater, nicht gerne verschenk' ich die abgetragene Leinwand;
Denn sie ist zu manchem Gebrauch und für Geld nicht zu haben,
Wenn man ihrer bedarf. Doch heute gab ich so gerne
Manches bessere Stück an Ueberzügen und Hemden;
Denn ich höre von Kindern und Alten, die nackend dahergehn.
Wirst du mir aber verzeih'n? denn auch dein Schrank ist geplündert.
Und besonders den Schlafrock mit indianischen Blumen,
Von dem feinsten Kattun, mit feinem Flanelle gefüttert,
Gab ich hin; er ist dünn und alt und ganz aus der Mode.
Aber es lächelte drauf der treffliche Hauswirth und sagte:
Ungern vermiß ich ihn doch, den alten kattunenen Schlafrock
Echt ostindischen Stoffs; so etwas kriegt man nicht wieder.
Wohl! ich trug ihn nicht mehr. Man will jetzt freilich, der Mann soll
Immer geh'n im Sürtout [1]) und in der Pekesche [2]) sich zeigen,
Immer gestiefelt sein; verbannt ist Pantoffel und Mütze.
Siehe! versetzte die Frau, dort kommen schon Einige wieder,
Die den Zug mit geseh'n; er muß doch wohl schon vorbei sein.
Seht, wie allen die Schuhe so staubig sind! wie die Gesichter
Glühen! und Jeglicher führt das Schnupftuch und wischt sich den Schweiß ab.
Möcht' ich doch auch in der Hitze nach solchem Schauspiel so weit nicht
Laufen und leiden! Fürwahr, ich habe genug am Erzählten.
Und es sagte darauf der gute Vater mit Nachdruck:
Solch ein Wetter ist selten zu solcher Ernte gekommen,
Und wir bringen die Frucht herein, wie das Heu schon herein ist,
Trocken; der Himmel ist hell, es ist kein Wölkchen zu sehen,
Und von Morgen wehet der Wind mit lieblicher Kühlung
Das ist beständiges Wetter! und überreif ist das Korn schon;
Morgen fangen wir an zu schneiden die reichliche Ernte.
Als er so sprach, vermehrten sich immer die Scharen der Männer
Und der Weiber, die über den Markt sich nach Hause begaben;
Und so kam auch zurück mit seinen Töchtern gefahren
Rasch an die andere Seite des Markts der begüterte Nachbar,

---

[1]) (Französisch) Ueberrock.
[2]) Polnischer Ueberrock, mit aufrechtem Kragen und mit vielen Schnüren besetzt.

An sein erneuertes Haus, der erste Kaufmann des Ortes,
Im geöffneten Wagen; er war in Landau verfertigt.
Lebhaft wurden die Gassen; denn wohl war bevölkert das Städtchen,
Mancher Fabriken befließ man sich da und manches Gewerbes.
Und so saß das trauliche Paar, sich unter dem Thorweg
Ueber das wandernde Volk mit mancher Bemerkung ergötzend.
Endlich aber begann die würdige Hausfrau und sagte:
Seht! dort kommt der Prediger her; es kommt auch der Nachbar
Apotheker mit ihm; die sollen uns Alles erzählen,
Was sie draußen gesehen und was zu schauen nicht froh macht.
Freundlich kamen heran die beiden und grüßten das Eh'paar,
Setzten sich auf die Bänke, die hölzernen, unter dem Thorweg,
Staub von den Füßen schüttelnd und Luft mit dem Tuche sich fächelnd.
Da begann denn zuerst nach wechselseitigen Grüßen
Der Apotheker zu sprechen und sagte, beinahe verdrießlich:
So sind die Menschen fürwahr! und einer ist doch wie der and're,
Daß er zu gaffen sich freut, wenn den Nächsten ein Unglück befället!
Läuft doch jeder, die Flamme zu seh'n, die verderblich emporschlägt,
Jeder, den armen Verbrecher, der peinlich[1]) zum Tode geführt wird.
Jeder spaziert nun hinaus, zu schauen der guten Vertriebenen
Elend, und Niemand bedenkt, daß ihn das ähnliche Schicksal
Auch, vielleicht zunächst betreffen kann oder doch künftig.
Unverzeihlich find' ich den Leichtsinn; doch liegt er im Menschen.
Und es sagte darauf der edle, verständige Pfarrherr,
Er, die Zierde der Stadt, ein Jüngling näher dem Manne.
Dieser kannte das Leben und kannte der Hörer Bedürfniß,
War vom hohen Werthe der heiligen Schriften durchdrungen,
Die uns der Menschen Geschick enthüllen und ihre Gesinnung;
Und so kannt' er auch wohl die besten weltlichen Schriften.
Dieser sprach: ich tadle nicht gern, was immer dem Menschen
Für unschädliche Triebe die gute Mutter Natur gab;
Denn was Verstand und Vernunft nicht immer vermögen, vermag oft
Solch ein glücklicher Hang, der unwiderstehlich uns leitet.
Lockte die Neugier nicht den Menschen mit heftigen Reizen,
Sagt, erführ' er wohl je, wie schön sich die weltlichen Dinge
Gegen einander verhalten? Denn erst verlangt er das Neue,
Suchet das Nützliche dann mit unermüdetem Fleiße;
Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und werth macht.

[1]) Durch Urtheilsspruch des peinlichen Gerichts.

In der Jugend ist ihm ein froher Gefährte der Leichtsinn,
Der die Gefahr ihm verbirgt, und heilsam geschwinde die Spuren
Tilget des schmerzlichen Uebels, sobald es nur irgend vorbeizog.
Freilich ist er zu preisen, der Mann, dem in reiferen Jahren
Sich der gesetzte Verstand aus solchem Frohsinn entwickelt,
Der im Glück wie im Unglück sich eifrig und thätig bestrebet;
Denn das Gute bringt er hervor und ersetzet den Schaden.
Freundlich begann sogleich die ungeduldige Hausfrau:
Saget uns, was ihr gesehen! denn das begehrt' ich zu wissen.
Schwerlich, versetzte darauf der Apotheker mit Nachdruck,
Werd' ich so bald mich freun nach dem, was ich Alles erfahren.
Und wer erzählet es wohl, das mannigfaltigste Elend!
Schon von ferne sah'n wir den Staub, noch eh' wir die Wiesen
Abwärts kamen; der Zug war schon von Hügel zu Hügel
Unabsehlich dahin, man konnte wenig erkennen.
Als wir nun aber den Weg, der quer durch's Thal geht, erreichten,
War Gedräng' und Getümmel noch groß der Wandrer und Wagen.
Leider sahen wir noch genug der Armen vorbeiziehn,
Konnten einzeln erfahren, wie bitter die schmerzliche Flucht sei,
Und wie froh das Gefühl des eilig geretteten Lebens.
Traurig war es zu seh'n, die mannigfaltige Habe,
Die ein Haus nur verbirgt, das wohlverseh'ne, und die ein
Guter Wirth umher an die rechten Stellen gesetzt hat,
Immer bereit zum Gebrauche, denn Alles ist nöthig und nützlich,
Nun zu sehen das Alles, auf mancherlei Wagen und Karren
Durcheinander geladen, mit Uebereilung geflüchtet.
Ueber dem Schranke lieget das Sieb und die wollene Decke,
In dem Backtrog das Bett, und das Leintuch über dem Spiegel.
Ach! und es nimmt die Gefahr, wie wir beim Brande vor zwanzig
Jahren auch wohl gesehn, dem Menschen alle Besinnung,
Daß er das Unbedeutende faßt und das Theure zurückläßt.
Also führten auch hier, mit unbesonnener Sorgfalt,
Schlechte Dinge sie fort, die Ochsen und Pferde beschwerend:
Alte Bretter und Fässer, den Gänsestall und den Käfig.
Auch so keuchten die Weiber und Kinder, mit Bündeln sich schleppend,
Unter Körben und Butten voll Sachen keines Gebrauches;
Denn es verläßt der Mensch so ungern das Letzte der Habe.
Und so zog auf dem staubigen Weg der drängende Zug fort,
Ordnungslos und verwirrt. Mit schwächeren Thieren der Eine
Wünschte langsam zu fahren, ein Anderer emsig zu eilen.

Da entstand ein Geschrei der gequetschten Weiber und Kinder,
Und ein Blöken des Viehes, dazwischen der Hunde Gebelfer,
Und ein Wehlaut der Alten und Kranken, die hoch auf dem schweren
Uebergepackten Wagen auf Betten saßen und schwankten.
Aber aus dem Geleise gedrängt nach dem Rande des Hochwegs
Irrte das knarrende Rad; es stürzt' in den Graben das Fuhrwerk,
Umgeschlagen, und weithin entstürzten im Schwunge die Menschen
Mit entsetzlichem Schrei'n in das Feld hin, aber doch glücklich.
Später stürzten die Kasten, und fielen näher dem Wagen.
Wahrlich, wer im Fallen sie sah, der erwartete nun sie
Unter der Last der Kisten und Schränke zerschmettert zu schauen.
Und so lag zerbrochen der Wagen, und hilflos die Menschen;
Denn die übrigen gingen und zogen eilig vorüber,
Nur sich selber bedenkend und hingerissen vom Strome.
Und wir eilten hinzu, und fanden die Kranken und Alten,
Die zu Haus und im Bett schon kaum ihr dauerndes Leiden
Trügen, hier auf dem Boden beschädigt ächzen und jammern,
Von der Sonne verbrannt und erstickt vom wogenden Staube.
Und es sagte darauf gerührt der menschliche Hauswirth:
Möge doch Hermann sie treffen und sie erquicken und kleiden!
Ungern würd' ich sie seh'n; mich schmerzt der Anblick des Jammers.
Schon von dem ersten Bericht so großer Leiden gerühret,
Schickten wir eilend ein Scherflein von unserm Ueberfluß, daß nur
Einige würden gestärkt, und schienen uns selber beruhigt.
Aber laßt uns nicht mehr die traurigen Bilder erneuern;
Denn es beschleichet die Furcht gar bald die Herzen der Menschen,
Und die Sorge, die mehr als selbst mir das Uebel verhaßt ist.
Tretet herein in den hintern Raum, das kühlere Sälchen.
Nie scheint Sonne dahin, nie dringet wärmere Luft dort
Durch die stärkeren Mauern; und Mütterchen bringt uns ein Gläschen
Dreiundachtziger her, damit wir die Grillen vertreiben.
Hier ist nicht freundlich zu trinken; die Fliegen umsummen die Gläser.
Und sie gingen dahin und freuten sich Alle der Kühlung.
Sorgsam brachte die Mutter des klaren herrlichen Weines,
In geschliffener Flasche auf blankem zinnernen Runde,
Mit den grünlichen Römern, den echten Bechern des Rheinweins. —
Und so sitzend umgaben die Drei den glänzend gebohnten,
Runden, braunen Tisch, er stand auf mächtigen Füßen.

Heiter klangen sogleich die Gläser des Wirthes und Pfarrers;
Doch unbeweglich hielt der Dritte denkend das seine,
Und es fordert' ihn auf der Wirth mit freundlichen Worten:
Frisch, Herr Nachbar, getrunken! denn noch bewahrte vor Unglück
Gott uns gnädig, und wird auch künftig uns also bewahren.
Denn wer erkennt es nicht, daß seit dem schrecklichen Brande,
Da er so hart uns gestraft, er uns nun beständig erfreut hat,
Und beständig beschützt, so wie der Mensch sich des Auges
Köstlichen Apfel bewahrt, der vor allen Gliedern ihm lieb ist.
Sollt' er fernerhin uns nicht schützen und Hilfe bereiten?
Denn man sieht es erst recht, wie viel er vermag, in Gefahren.
Sollt' er die blühende Stadt, die erst durch fleißige Bürger
Neu aus der Asche gebaut und dann sie reichlich gesegnet,
Jetzo wieder zerstören und alle Bemühung vernichten?
Heiter sagte darauf der treffliche Pfarrer und milde:
Haltet am Glauben fest und fest an dieser Gesinnung;
Denn sie macht im Glücke verständig und sicher, im Unglück
Reicht sie den schönsten Trost und belebt die herrlichste Hoffnung.
Da versetzte der Wirth mit männlichen, klugen Gedanken:
Wie begrüßt' ich so oft mit Staunen die Fluthen des Rheinstroms,
Wenn ich, reisend nach meinem Geschäft, ihm wieder mich nahte!
Immer schien er mir groß und erhob mir Sinn und Gemüthe;
Aber ich konnte nicht denken, daß bald sein liebliches Ufer
Sollte werden ein Wall, um abzuwehren den Franken,
Und sein verbreitetes Bett ein allverhindernder Graben.
Seht, so schützt die Natur, so schützen die wackeren Deutschen,
Und so schützt uns der Herr; wer wollte thöricht verzagen?
Müde schon sind die Streiter, und Alles deutet auf Frieden.
Möge doch auch, wenn das Fest, das lang' erwünschte, gefeiert
Wird in unserer Kirche, die Glocke dann tönt zu der Orgel,
Und die Trompete schmettert, das hohe Te Deum[1] begleitend, —
Möge mein Hermann doch auch an diesem Tage, Herr Pfarrer,
Mit der Braut entschlossen vor euch am Altare sich stellen,
Und das glückliche Fest, in allen den Landen begangen,
Auch mir künftig erscheinen der häuslichen Freuden ein Jahrstag!
Aber ungern seh' ich den Jüngling, der immer so thätig

[1]) laudamus, Anfangsworte des alten Ambrosianischen Lobgesanges: Herr Gott, dich loben wir!

Mir in dem Hause sich regt, nach außen langsam und schüchtern.
Wenig findet er Lust sich unter Leuten zu zeigen;
Ja, er vermeidet sogar der jungen Mädchen Gesellschaft
Und den fröhlichen Tanz, den alle Jugend begehret.
Also sprach er und horchte. Man hörte der stampfenden Pferde
Fernes Getöse sich nah'n, man hörte den rollenden Wagen,
Der mit gewaltiger Eile nun donnert' unter den Thorweg.

70. Der Zauberlehrling.

(1797.)

1. Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben;
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Thu' ich Wunder auch.
Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Wasser fließe,
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.
2. Und nun komm, du alter Besen!
Nimm die schlechten Lumpenhüllen;
Bist schon lange Knecht gewesen,
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!
Walle, walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Wasser fließe,
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.
3. Seht, er läuft zum Ufer nieder;
Wahrlich! ist schon an dem Flusse,
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Gusse.

Schon zum zweitenmale!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!
Stehe! stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen! —
Ach, ich merk' es! Wehe! Wehe!
Hab' ich doch das Wort vergessen!

4. Ach, das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein,
Ach! und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein.
Nein, nicht länger
Kann ich's lassen;
Will ihn fassen.
Das ist Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke!

5. O, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen.
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
Steh' doch wieder still!
Willst's am Ende
Gar nicht lassen?
Will dich fassen,
Will dich halten,
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten.

6. Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nun auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!

Und nun kann ich hoffen,
Und ich athme frei.
Wehe! Wehe!
Beide Theile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!
7. Und sie laufen! Naß und näßer
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch' entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister! hör' mich rufen! —
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Noth ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.
„In die Ecke,
Besen! Besen!
Seid's gewesen!
Denn als Geister
Ruft euch nur zu seinem Zwecke
Erst hervor der alte Meister."

III. Periode. 1806—1832.

Johanna Sebus. 1810. IV. 153. Die wandelnde Glocke. III. 13.
Gleich und Gleich. 1814. III. 71.

71. Die Krönung Kaiser Joseph's II. zu Frankfurt a. M.
(1811.)

Der Krönungstag brach endlich an, den 3. April 1764; das Wetter war günstig und alle Menschen in Bewegung. Man hatte mir nebst mehreren Verwandten und Freunden in dem Römer selbst in einer der obern Etagen einen guten Platz angewiesen, wo wir das Ganze vollkommen übersehen konnten. Mit dem Frühesten begaben wir uns an Ort und Stelle und beschauten nunmehr von oben wie in der Vogelperspective die Anstalten, die wir Tags vorher in nähern Augenschein genommen hatten. Da war der neuerrichtete Springbrunnen mit zwei großen Kufen rechts und links, in welche der Doppeladler auf dem Ständer weißen Wein hüben und rothen Wein drüben aus seinen zwei Schnäbeln ausgießen sollte. Aufgeschüttet zu einem Haufen lag dort der Hafer; hier stand die große Bretterhütte, in der man

schon einige Tage den ganzen fetten Ochsen an einem ungeheuren Spieße bei Kohlenfeuer braten und schmoren sah. Alle Zugänge, die vom Römer aus dahin und von andern Straßen nach dem Römer führen, waren zu beiden Seiten durch Schranken und Wachen gesichert. Der große Platz füllte sich nach und nach, und das Wogen und Drängen ward immer stärker und bewegter, weil die Menge wo möglich immer nach der Gegend hinstrebte, wo ein neuer Auftritt erschien und etwas Besonderes angekündigt wurde.

Bei all dem herrschte eine ziemliche Stille, und als die Sturmglocke geläutet wurde, schien das ganze Volk von Schauer und Erstaunen ergriffen. Was nun zuerst die Aufmerksamkeit Aller, die von oben herab den Platz übersehen konnten, erregte, war der Zug, in welchem die Herren von Aachen und Nürnberg die Reichskleinodien nach dem Dome brachten. Diese hatten als Schutzheiligthümer den ersten Platz im Wagen eingenommen, und die Deputirten saßen vor ihnen in anständiger Verehrung auf dem Rücksitze. Nunmehr begaben sich die drei Kurfürsten in den Dom. Nach Ueberreichung der Insignien an Kur-Mainz werden Krone und Schwert sogleich nach dem kaiserlichen Quartier gebracht. Die weiteren Anstalten und mancherlei Ceremoniel beschäftigen mittlerweile die Hauptpersonen so wie die Zuschauer in der Kirche, wie wir andern Unterrichteten uns wohl denken konnten.

Vor unsern Augen fuhren indessen die Gesandten auf den Römer, aus welchem der Baldachin [1]) von Unterofficieren in das kaiserliche Quartier getragen wird. Sogleich besteigt der Erbmarschall Graf von Pappenheim sein Pferd; ein sehr schöner, schlankgebildeter Herr, den die spanische Tracht, das reiche Wamms, der goldene Mantel, der hohe Federhut und die gestrählten fliegenden Haare sehr wohl kleideten. Er setzt sich in Bewegung, und unter dem Geläute aller Glocken folgen ihm zu Pferde die Gesandten nach dem kaiserlichen Quartier in noch größerer Pracht als am Wahltage. Dort hätte man auch sein mögen, wie man sich an diesem Tage durchaus zu vervielfältigen wünschte. Wir erzählten einander indessen, was dort vorgehe. Nun zieht der Kaiser seinen Hausornat an, sagten wir, eine Bekleidung, nach dem Muster der Karolingischen verfertigt. Die Erbämter erhalten die Reichsinsignien und setzen sich damit zu Pferde. Der Kaiser im Ornat, der römische König im spanischen Habit besteigen gleichfalls ihre Rosse, und indem dieses geschieht, hat sie uns der vorausgeschrittene unendliche Zug bereits angemeldet.

---

[1]) Thronhimmel.

Das Auge war schon ermüdet durch die Menge der reichgekleideten Dienerschaft und der übrigen Behörden, durch den stattlich einherwandelnden Adel; und als nunmehr die Wahlbotschafter, die Erbämter, und zuletzt unter dem reichgestickten, von zwölf Schöffen und Rathsherren getragenen Baldachin der Kaiser in romantischer Kleidung, zur Linken, etwas hinter ihm, sein Sohn in spanischer Tracht langsam auf prächtig geschmückten Pferden einherschwebten, war das Auge nicht mehr sich selbst genug. Man hätte gewünscht, durch eine Zauberformel die Erscheinung nur einen Augenblick zu fesseln; aber die Herrlichkeit zog unaufhaltsam vorbei, und den kaum verlassenen Raum erfüllte sogleich wieder das hereinwogende Volk.

Nun aber entstand ein neues Gedränge: denn es mußte ein anderer Zugang von dem Markte her nach der Römerthür eröffnet und ein Bretterweg aufgebrückt werden, welchen der aus dem Dom zurückkehrende Zug beschreiten sollte.

Was in dem Dome vorgegangen, die unendlichen Ceremonien, welche die Salbung, die Krönung, den Ritterschlag vorbereiten und begleiten, alles dieses ließen wir uns in der Folge gar gern von denen erzählen, die manches Andere aufgeopfert hatten, um in der Kirche gegenwärtig zu sein.

Wir Andern verzehrten mittlerweile auf unsern Plätzen eine frugale Mahlzeit; denn wir mußten an dem festlichen Tage, den wir erlebten, mit kalter Küche vorlieb nehmen. Dagegen aber war der beste und älteste Wein aus allen Familienkellern herangebracht worden, so daß wir von dieser Seite wenigstens dies alterthümliche Fest alterthümlich feierten.

Auf dem Platze war jetzt das Sehenswürdigste die fertig gewordene und mit rothgelbem und weißem Tuch überlegte Brücke, und wir sollten den Kaiser, den wir zuerst im Wagen, dann zu Pferde sitzend angestaunt, nun auch zu Fuße wandelnd bewundern; und sonderbar genug, auf das Letzte freuten wir uns am meisten; denn uns dänchte diese Weise, sich darzustellen, so wie die natürlichste, so auch die würdigste.

Aeltere Personen, welche der Krönung Franz' des Ersten beigewohnt, erzählten: Maria Theresia, über die Maßen schön, habe jener Feierlichkeit an einem Balkonfenster des Hauses Frauenstein, gleich neben dem Römer, zugesehen. Als nun ihr Gemahl in der seltsamen Verkleidung aus dem Dome zurückgekommen und sich ihr so zu sagen als ein Gespenst Karl's des Großen dargestellt, habe er wie zum Scherz beide Hände erhoben und ihr den Reichsapfel, den Scepter und die wundersamen Handschuhe hingewiesen, worüber sie in ein unendliches Lachen ausgebrochen, welches dem ganzen zuschauenden Volke zur größten Freude und Erbauung gedient, indem es darin das gute und natürliche Ehe-

gattenverhältniß des allerhöchsten Paares der Christenheit mit Augen zu sehen gewürdiget worden. Als aber die Kaiserin, ihren Gemahl zu begrüßen, das Schnupftuch geschwungen und ihm selbst ein lautes Vivat zugerufen, sei der Enthusiasmus und der Jubel des Volkes auf's höchste gestiegen, so daß das Freudengeschrei gar kein Ende hat finden können.

Nun verkündigte der Glockenschall und nun die Vordersten des langen Zuges, welche über die bunte Brücke ganz sachte einherschritten, daß Alles gethan sei. Die Aufmerksamkeit war größer denn je, der Zug deutlicher als vorher, besonders für uns, da er jetzt gerade nach uns zuging. Wir sahen ihn, sowie den ganzen volkserfüllten Platz beinah im Grundriß. Nur zu sehr drängte sich am Ende die Pracht; denn die Gesandten, die Erbämter, Kaiser und König unter dem Baldachin, die drei geistlichen Kurfürsten, die sich anschlossen, die schwarz gekleideten Schöffen und Rathsherren, der goldgestickte Himmel, Alles schien nur Eine Masse zu sein, die nur von Einem Willen bewegt, prächtig harmonisch, und so eben unter dem Geläute der Glocken aus dem Tempel tretend, als ein Heiliges uns entgegenstrahlte.

Eine politisch-religiöse Feierlichkeit hat einen unendlichen Reiz. Wir sehen die irdische Majestät vor Augen, umgeben von allen Symbolen ihrer Macht; aber indem sie sich vor der himmlischen beugt, bringt sie uns die Gemeinschaft beider vor die Sinne. Denn auch der Einzelne vermag seine Verwandtschaft mit der Gottheit nur dadurch zu bethätigen, daß er sich unterwirft und anbetet.

Der von dem Markt her ertönende Jubel verbreitete sich nun auch über den großen Platz, und ein ungestümes Vivat erscholl aus tausend und aber tausend Kehlen und gewiß auch aus den Herzen. Denn dieses große Fest sollte ja das Pfand eines dauerhaften Friedens werden, der auch wirklich lange Jahre hindurch Deutschland beglückte.

Mehrere Tage vorher war durch öffentlichen Ausruf bekannt gemacht, daß weder die Brücke noch der Adler über dem Brunnen preisgegeben und also nicht vom Volke wie sonst angetastet werden solle. Es geschah dies, um manches bei solchem Anstürmen unvermeidliche Unglück zu verhüten. Allein um doch einigermaßen dem Genius des Pöbels zu opfern, gingen eigens bestellte Personen hinter dem Zuge her, lösten das Tuch von der Brücke, wickelten es bahnenweise zusammen und warfen es in die Luft. Hierdurch entstand nun zwar kein Unglück, aber ein lächerliches Unheil; denn das Tuch entrollte sich in der Luft und bedeckte, wie es niederfiel, eine größere oder geringere Anzahl Menschen. Diejenigen nun, welche die Enden faßten und solche an sich zogen, rissen alle die Mittleren zu Boden, umhüllten und ängstigten

lte so lange, bis sie sich durchgerissen oder durchgeschnitten, und jeder nach seiner Weise einen Zipfel dieses durch die Fußtritte der Majestäten geheiligten Gewebes davon getragen hatte.

Dieser wilden Belustigung sah ich nicht lange zu, sondern eilte von meinem hohen Standorte durch allerlei Treppchen und Gänge hinunter an die große Römerstiege, wo die aus der Ferne angestaunte so vornehme als herrliche Masse heraufwallen sollte. Das Gedränge war nicht groß, weil die Zugänge des Rathhauses wohlbesetzt waren, und ich kam glücklich unmittelbar oben an das eiserne Geländer. Nun stiegen die Hauptpersonen an mir vorüber, indem das Gefolge in den untern Gewölbgängen zurück blieb, und ich konnte sie auf der dreimal gebrochenen Treppe von allen Seiten und zuletzt ganz in der Nähe betrachten.

Endlich kamen auch die beiden Majestäten herauf. Vater und Sohn waren wie Menächmen [1]) überein gekleidet. Des Kaisers Hausornat von purpurfarbner Seide, mit Perlen und Steinen reich geziert, sowie Krone, Scepter und Reichsapfel fielen wohl in die Augen: denn Alles war neu daran, und die Nachahmung des Alterthums geschmackvoll. So bewegte er sich auch in seinem Anzuge ganz bequem, und sein treuherzig würdiges Gesicht gab zugleich den Kaiser und den Vater zu erkennen. Der junge König hingegen schleppte sich in den ungeheuren Gewandstücken mit den Kleinodien Karl's des Großen wie in einer Verkleidung einher, so daß er selbst, von Zeit zu Zeit seinen Vater ansehend, sich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man sehr hatte füttern müssen, stand wie ein übergreifendes Dach vom Kopfe ab. Die Dalmatica, [2]) die Stola, [3]) so gut sie auch angepaßt und eingenäht worden, gewährte doch keineswegs ein vortheilhaftes Aussehen. Scepter und Reichsapfel setzten in Verwunderung; aber man konnte sich nicht leugnen, daß man lieber eine mächtige, dem Anzuge gewachsene Gestalt, um der günstigeren Wirkung willen, damit bekleidet und ausgeschmückt gesehen hätte.

Kaum waren die Pforten des großen Saales hinter diesen Gestalten wieder geschlossen, so eilte ich auf meinen vorigen Platz, der, von Andern bereits eingenommen, nur mit einiger Noth mir wieder zu Theil wurde.

Es war eben die rechte Zeit, daß ich von meinem Fenster wieder Besitz nahm: denn das Merkwürdigste, was öffentlich zu erblicken war, sollte eben vorgehen. Alles Volk hatte sich gegen den Römer zugewendet, und ein abermaliges Vivatschreien gab uns zu erkennen, daß Kaiser und König an dem Balkonfenster des großen Saales in ihrem Ornate sich dem Volke zeigten. Aber

---

[1]) Zwillingsbrüder.
[2]) Dalmatica, priesterliches Oberkleid, Meßgewand.
[3]) Langes Kleid, Chorrock.

sie sollten nicht allein zum Schauspiel dienen, sondern vor ihren Augen sollte ein seltsames Schauspiel vorgehen.

Vor Allen schwang sich nun der schöne, schlanke Erbmarschall auf sein Roß; er hatte das Schwert abgelegt; in seiner Rechten hielt er ein silbernes, gehenkeltes Gemäß und ein Streichblech in der Linken. So ritt er in den Schranken auf den großen Haferhaufen zu, sprengte hinein, schöpfte das Gefäß übervoll, strich es ab, und trug es mit großem Anstande wieder zurück. Der kaiserliche Marstall war nunmehr versorgt. Der Erbkämmerer ritt sodann gleichfalls auf jene Gegend zu, und brachte ein Handbecken nebst Gießfaß und Handquele zurück. Unterhaltender aber für die Zuschauer war der Erbtruchseß, der ein Stück von dem gebratenen Ochsen zu holen kam. Auch er ritt mit einer silbernen Schüssel durch die Schranken bis zu der großen Bretterküche, und kam bald mit verdecktem Gericht wieder hervor, um seinen Weg nach dem Römer zu nehmen. Die Reihe traf nun den Erbschenken, der zu dem Springbrunnen ritt und Wein holte. So war nun auch die kaiserliche Tafel bestellt, und Aller Augen warteten auf den Erbschatzmeister, der das Geld auswerfen sollte. Auch er bestieg ein schönes Roß, dem zu beiden Seiten des Sattels anstatt der Pistolenhalftern ein Paar prächtige, mit dem kurpfälzischen Wappen gestickte Beutel befestigt hingen. Kaum hatte er sich in Bewegung gesetzt, als er in diese Taschen griff und rechts und links Gold- und Silbermünzen freigebig ausstreute, welche jedesmal in der Luft als ein metallner Regen gar lustig glänzten. Tausend Hände zappelten augenblicklich in der Höhe, um die Gaben aufzufangen; kaum aber waren die Münzen niedergefallen, so wühlte die Masse in sich selbst gegen den Boden und rang gewaltig um die Stücke, welche zur Erde mochten gekommen sein. Da nun die Bewegung von beiden Seiten sich immer wiederholte, wie der Geber vorwärts ritt, so war es für die Zuschauer ein sehr belustigender Anblick. Zum Schluß ging es am allerlebhaftesten her, als er die Beutel selbst auswarf, und ein Jeder noch diesen höchsten Preis zu erhaschen trachtete.

Die Majestäten hatten sich vom Balkon zurückgezogen, und nun sollte dem Pöbel abermals ein Opfer gebracht werden, der in solchen Fällen lieber die Gaben rauben, als sie gelassen und dankbar empfangen will. In roheren und derberen Zeiten herrschte der Gebrauch, den Hafer, gleich nachdem der Erbmarschall das Theil weggenommen, den Springbrunnen, nachdem der Erbschenk, die Küche, nachdem der Erbtruchseß sein Amt verrichtet, auf der Stelle Preis zu geben. Diesmal aber hielt man, um alles Unglück zu verhüten, so viel es sich thun ließ, Ordnung und Maß. Doch fielen die alten schadenfrohen Späße wieder vor, daß, wenn Einer einen Sack Hafer aufgepackt hatte,

der Andere ihm ein Loch hineinschnitt, und was dergleichen Artigkeiten mehr waren. Um den gebratenen Ochsen aber wurde diesmal wie sonst ein ernster Kampf geführt. Man konnte sich denselben nur in Masse streitig machen. Zwei Innungen, die Metzger und Weinschröter, hatten sich hergebrachtermaßen wieder so postirt, daß einer von beiden dieser ungeheure Braten zu Theil werden mußte. Die Metzger glaubten das größte Recht an einen Ochsen zu haben, den sie unzerstückt in die Küche geliefert; die Weinschröter dagegen machten Anspruch, weil die Küche in der Nähe ihres zunftmäßigen Aufenthaltes erbaut war, und weil sie das letzte Mal obgesiegt hatten; wie denn aus dem vergitterten Giebelfenster ihres Zunft- und Versammlungshauses die Hörner jenes erbeuteten Stiers als Siegeszeichen hervorstarrend zu sehen waren. Beide zahlreiche Innungen hatten sehr kräftige und tüchtige Mitglieder; wer aber diesmal den Sieg davon getragen, ist mir nicht mehr erinnerlich.

Wie nun aber eine Feierlichkeit dieser Art mit etwas Gefährlichem und Schreckhaftem schließen soll, so war es wirklich ein fürchterlicher Augenblick, als die bretterne Küche selbst Preis gemacht wurde. Das Dach derselben wimmelte sogleich von Menschen, ohne daß man wußte, wie sie hinaufgekommen; die Bretter wurden losgerissen und heruntergestürzt, so daß man, besonders in der Ferne, denken mußte, ein jedes werde ein Paar der Zudringenden todtschlagen. In einem Nu war die Hütte abgedeckt, und einzelne Menschen hingen an Sparren und Balken, um auch diese aus den Fugen zu reißen, ja manche schwebten noch oben herum, als schon unten die Pfosten abgesägt waren, das Gerippe hin- und wiederschwankte und jähen Einsturz drohte. Zarte Personen wandten die Augen hinweg, und Jedermann erwartete ein großes Unglück; allein man hörte nicht einmal von irgend einer Beschädigung, und Alles war, obgleich heftig und gewaltsam, doch glücklich vorübergegangen.

Jedermann wußte nun, daß Kaiser und König aus dem Cabinet, wohin sie vom Balkon abgetreten, sich wieder hervorbegeben und in dem großen Römersaale speisen würden. Man hatte die Anstalten dazu Tags vorher bewundern können, und mein sehnlichster Wunsch war, heute wo möglich nur einen Blick hinein zu thun. Ich begab mich daher auf gewohnten Pfaden wieder an die große Treppe, welcher die Thür des Saales gerade gegenüber steht. Hier staunte ich nun die vornehmen Personen an, welche sich heute als Diener des Reichsoberhauptes bekannten. Vierundzwanzig Grafen, die Speisen aus der Küche herantragend, zogen an mir vorbei, alle prächtig gekleidet, so daß der Contrast ihres Anstandes mit der Handlung für einen Knaben wohl sinnverwirrend sein konnte. Das Gedränge war nicht groß, doch

wegen des kleinen Raums merklich genug. Die Saalthür war bewacht, indeß gingen die Befugten häufig aus und ein. Ich erblickte einen pfälzischen Hausoffizianten, den ich anredete, ob er mich nicht hineinbringen könne. Er besann sich nicht lange, gab mir eins der silbernen Gefäße, die er eben trug, welches er um so eher konnte, als ich sauber gekleidet war; und so gelangte ich denn in das Heiligthum. Das pfälzische Büffet stand links, unmittelbar an der Thür, und mit einigen Schritten befand ich mich auf der Erhöhung desselben hinter den Schranken.

Am andern Ende des Saals, unmittelbar an den Fenstern, saßen auf Thronstufen erhöht, unter Baldachinen, Kaiser und König in ihren Ornaten; Krone und Scepter aber lagen auf goldnen Kissen rückwärts in einiger Entfernung. Die drei geistlichen Kurfürsten hatten, ihre Büffete hinter sich, auf einzelnen Estraden Platz genommen: Kur-Mainz den Majestäten gegenüber, Kur-Trier zur Rechten und Kur-Köln zur Linken. Dieser obere Theil des Saales war würdig und erfreulich anzusehen und erregte die Bemerkung, daß die Geistlichkeit sich so lange als möglich mit dem Herrscher halten mag. Dagegen ließen die zwar prächtig aufgeputzten, aber herrenleeren Büffete und Tische der sämmtlichen weltlichen Kurfürsten an das Mißverhältniß denken, welches zwischen ihnen und dem Reichsoberhaupt durch Jahrhunderte allmählich entstanden war. Die Gesandten derselben hatten sich schon entfernt, um in einem Seitenzimmer zu speisen; und wenn dadurch der größte Theil des Saales ein gespensterhaftes Aussehen bekam, daß so viele unsichtbare Gäste auf das prächtigste bedient wurden, so war eine große unbesetzte Tafel in der Mitte noch betrübter anzusehen: denn hier standen auch so viele Couverte leer, weil alle die, welche allenfalls ein Recht hatten, sich daran zu setzen, Anstands halber, um an dem größten Ehrentage ihrer Ehre nichts zu vergeben, ausblieben, wenn sie sich auch dermalen in der Stadt befanden.

Viele Betrachtungen anzustellen, erlaubten mir weder meine Jahre, noch das Gedränge der Gegenwart. Ich bemühte mich, Alles möglichst in's Auge zu fassen; und wie der Nachtisch aufgetragen wurde, da die Gesandten, um ihren Hof zu machen, wieder herein traten, suchte ich das Freie, und wußte mich bei guten Freunden in der Nachbarschaft nach dem heutigen Halbfasten wieder zu erquicken und zu den Illuminationen des Abends vorzubereiten.

72. Jung-Stilling.

(1812.)

Unsere Tischgesellschaft vermehrte sich wohl auf zwanzig Personen. Unter den neuen Ankömmlingen befand sich auch ein

Mann, der mich besonders interessirte; er hieß Jung und ist derselbe, der nachher unter dem Namen Stilling zuerst bekannt geworden. Seine Gestalt, ungeachtet einer veralteten Kleidungsart, hatte bei einer gewissen Derbheit etwas Zartes. Eine Haarbeutel-Perrücke entstellte nicht sein bedeutendes und gefälliges Gesicht. Seine Stimme war sanft, ohne weich und schwach zu sein; ja, sie wurde wohltönend und stark, sobald er in Eifer gerieth, welches sehr leicht geschah. Wenn man ihn näher kennen lernte, so fand man an ihm einen gesunden Menschenverstand, der auf dem Gemüth ruhte, und sich deswegen von Neigungen und Leidenschaften bestimmen ließ, und aus eben diesem Gemüth entsprang ein Enthusiasmus für das Gute, Wahre, Rechte in möglichster Reinheit. Denn der Lebensgang dieses Mannes war sehr einfach gewesen und doch gedrängt an Begebenheiten und mannigfaltiger Thätigkeit. Das Element seiner Energie war ein unverwüstlicher Glaube an Gott und an eine unmittelbar von daher fließende Hülfe, die sich in einer ununterbrochenen Vorsorge und in einer unfehlbaren Rettung aus aller Noth, von jedem Uebel augenscheinlich bestätige. Jung hatte dergleichen Erfahrungen in seinem Leben so viele gemacht, sie hatten sich selbst in der neuern Zeit, in Straßburg, öfters wiederholt, so daß er mit der größten Freudigkeit ein zwar mäßiges, aber doch sorgloses Leben führte, und seinen Studien auf's ernstlichste oblag, wiewohl er auf kein sicheres Auskommen von einem Vierteljahre zum andern rechnen konnte. In seiner Jugend, auf dem Wege Kohlenbrenner zu werden, ergriff er das Schneiderhandwerk, und nachdem er sich nebenher von höhern Dingen selbst belehrt, so trieb ihn sein lehrlustiger Sinn zu einer Schulmeisterstelle. Dieser Versuch mißlang, und er kehrte zum Handwerk zurück, von dem er jedoch zu wiederholten Malen, weil Jedermann für ihn leicht Zutrauen und Neigung faßte, abgerufen ward, um abermals eine Stelle als Hauslehrer zu übernehmen. Seine innerlichste und eigentlichste Bildung aber hatte er jener ausgebreiteten Menschenart zu danken, welche auf ihre eigne Hand ihr Heil suchten, und indem sie sich durch Lesung der Schrift und wohlgemeinter Bücher, durch wechselseitiges Ermahnen und Bekennen zu erbauen trachteten, dadurch einen Grad von Cultur erhielten, der Bewunderung erregen mußte. Denn indem das Interesse, das sie stets begleitete und das sie in Gesellschaft unterhielt, auf dem einfachsten Grunde der Sittlichkeit, des Wohlwollens und Wohlthuns ruhte, auch die Abweichungen, welche bei Menschen von so beschränkten Zuständen vorkommen können, von geringer Bedeutung sind, und daher ihr Gewissen meistens rein und ihr Geist gewöhnlich heiter blieb: so entstand keine künstliche, sondern eine wahrhaft natürliche Cultur, die noch darin vor andern den

Vorzug hatte, daß sie allen Altern und Ständen gemäß und ihrer Natur nach allgemein gesellig war; weshalb auch diese Personen, in ihrem Kreise, wirklich beredt und fähig waren, über alle Herzensangelegenheiten, die zartesten und tüchtigsten, sich gehörig und gefällig auszudrücken. In demselben Falle nun war der gute Jung. Unter wenigen, wenn auch nicht gerade Gleichgesinnten, doch solchen, die sich seiner Denkweise nicht abgeneigt erklärten, fand man ihn nicht allein redselig, sondern beredt; besonders erzählte er seine Lebensgeschichte auf das anmuthigste, und wußte dem Zuhörer alle Zustände deutlich und lebendig zu vergegenwärtigen. Ich trieb ihn, solche aufzuschreiben, und er versprach's. Weil er aber in seiner Art, sich zu äußern, einem Nachtwandler glich, den man nicht anrufen darf, wenn er nicht von seiner Höhe herabfallen, einem sanften Strome, dem man nichts entgegenstellen darf, wenn er nicht brausen soll; so mußte er sich in größerer Gesellschaft oft unbehaglich fühlen. Sein Glaube duldete keinen Zweifel, und seine Ueberzeugung keinen Spott. Und wenn er in freundlicher Mittheilung unerschöpflich war, so stockte gleich Alles bei ihm, wenn er Widerspruch erlitt. Ich half ihm in solchen Fällen gewöhnlich über, wofür er mich mit aufrichtiger Neigung belohnte. Da mir seine Sinnesweise nichts Fremdes war und ich dieselbe vielmehr an meinen besten Freunden und Freundinnen schon genau hatte kennen lernen, sie mir auch in ihrer Natürlichkeit und Naivetät überhaupt wohl zusagte, so konnte er sich mit mir durchaus am besten finden. Die Richtung seines Geistes war mir angenehm, und seinen Wunderglauben, der ihm so wohl zu Statten kam, ließ ich unangetastet.

73. Der getreue Eckart.

(1813.)

1. „O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!
Sie kommen, da kommt schon der nächtliche Graus;
Sie sind's, die unholdigen Schwestern.
Sie streifen heran, und sie finden uns hier,
Sie trinken das mühsam geholte, das Bier,
Und lassen nur leer uns die Krüge.“
2. So sprechen die Kinder und drücken sich schnell;
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
„Nur stille, Kind! Kinderlein, stille!
Die Hulden, sie kommen von durstiger Jagd,
Und laßt ihr sie trinken, wie's jeder behagt,
Dann sind sie euch hold, die Unholden.“

3. Gesagt so geschehn! und da naht sich der Graus,
Und siehet so grau und so schattenhaft aus,
Doch schlürft es und schlampt es auf's Beste.
Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer;
Nun saust es und braust es, das wüthige Heer,
In's weite Gethal und Gebirge.

4. Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell,
Gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell:
„Ihr Püppchen, nur seid mir nicht traurig!“ —
„„Wir kriegen nun Schelten und Streich' bis auf's Blut.““
„Nein, keineswegs, Alles geht herrlich und gut;
Nur schweiget und horchet wie Mäuslein.

5. Und der es euch anräth, und der es befiehlt,
Er ist es, der gern mit den Kindelein spielt,
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt,
Nur hat die Bestätigung Jedem gefehlt;
Die habt ihr nun köstlich in Händen.“

6. Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug
Ein Jedes den Eltern bescheiden genug,
Und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch siehe, man kostet: ein herrliches Bier!
Man trinkt in die Runde schon dreimal und vier,
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

7. Das Wunder es dauert zum morgenden Tag;
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
Wie ist's mit den Krügen ergangen?
Die Mäuslein, sie lächeln, im Stillen ergetzt;
Sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt,
Und gleich sind vertrocknet die Krüge.

8. Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht
Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann[1]) spricht,
So horchet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut:
Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut;
Dann füllt sich das Bier in den Krügen.

---

[1]) Niedersächsischer Ausdruck für „Aeltester“, „Vorgesetzter“.

Friedrich von Schiller,

geb. den 10. Nov. 1759 zu Marbach am Neckar, zuerst für den geistlichen Stand bestimmt, bereitete sich von 1773 an auf der vom Herzog von Württemberg errichteten militärischen Pflanzschule, der nachherigen Karlsakademie, anfangs für das juristische, später für das medicinische Fach vor („Räuber", 1777 begonnen, 1781 gedruckt); 1780 Regimentsarzt, entfloh 1782 nach Mannheim, lebte eine Zeitlang in Bauerbach, einem bei Meiningen gelegenen Gute der Frau von Wolzogen, kehrte 1783 nach Mannheim zurück, ging, durch des Dichters Körner Vater veranlaßt, 1785 nach Leipzig und bald darauf nach Dresden, 1787 nach Weimar, 1789 Professor der Geschichte in Jena, 1790 Vermählung mit Charlotte v. Lengefeld, 1795 nähere Bekanntschaft mit Göthe, wohnte von 1799 an in Weimar, ward 1802 geadelt, starb am 9. Mai 1805 in Weimar. — I. Episches. Allegorien (Sehnsucht. VI. Thl.), Balladen (Hektors Abschied. VI. Der Taucher. V. 109. Der Handschuh. Der Ring des Polykrates. V. 108. Die Kraniche des Ibykus. VI. Der Gang nach dem Eisenhammer. Die Bürgschaft. V. 106. Der Kampf mit dem Drachen. Der Graf von Habsburg. V. 58.), Romanzen (Berglied. V. 25.). II. Lyrisches. Oden (Die Macht des Gesanges.), Hymnen (Das eleusische Fest. VI.), Elegien. (Der Spaziergang.), Räthsel (II., III. u. IV. Thl.). Cantaten (Das Lied von der Glocke. VI.). III. Dramatisches (Räuber, Fiesko, Cabale und Liebe, Don Carlos, Wallenstein, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Braut von Messina, Wilhelm Tell.). IV. Historisches (Abfall der Niederlande. Dreißigjähriger Krieg.) V. Philosophische, namentlich ästhetische Abhandlungen (Ueber naive und sentimentalische Dichtungen. Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts.) VI. Verschiedene andere Schriften, namentlich auch Zeitschriften.

I. Periode. 1776—1787.

74. Hektors Abschied.

(1780.)

Andrŏmache und Hektor.

A. Will sich Hektor ewig von mir wenden,
Wo Achill mit den unnahbar'n Händen
Dem Patrŏklus schrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn der finstre Orkus [1]) dich verschlingt?

H. Theures Weib, gebiete deinen Thränen!
Nach der Feldschlacht ist mein feurig Sehnen!
Diese Arme schützen Pĕrgamus.
Kämpfend für den heil'gen Herd der Götter
Fall' ich, und des Vaterlandes Retter
Steig' ich nieder zu dem styg'schen [2]) Fluß.

---

[1]) Reich des Pluto.
[2]) Die (römisch der) Styx, ein Fluß der Unterwelt.

A. Nimmer lausch' ich deiner Waffen Schalle,
Müßig liegt dein Eisen in der Halle,
Priams großer Heldenstamm verdirbt.
Du wirst hingeh'n, wo kein Tag mehr scheinet,
Der Cocytus [1]) durch die Wüsten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe [2]) stirbt.

H. All' mein Sehnen will ich, all' mein Denken
In des Lethe stillen Strom versenken,
Aber meine Liebe nicht.
Horch! der Wilde tobt schon an den Mauern,
Gürte mir das Schwert um, laß das Trauern!
Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht.

II. Periode. 1787—1794.

Gustav Adolph. V. Thl. 62.

75 Herzog von Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt im Jahre 1547.

(1788.)

Eine deutsche Dame aus dem Hause, das schon ehedem durch Heldenmuth geglänzt und dem deutschen Reiche einen Kaiser gegeben hat, war es, die den fürchterlichen Herzog von Alba durch ihr entschlossenes Betragen beinahe zum Zittern gebracht hätte. Als Kaiser Karl V. im Jahre 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg auf seinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwittwete Gräfin Katharina von Schwarzburg, eine geborne Fürstin von Henneberg, einen Sauvegardebrief bei ihm aus, daß ihre Unterthanen von der durchziehenden spanischen Armee nichts zu leiden haben sollten. Dagegen verband sie sich, Brot, Bier und andere Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolstadt an die Saalbrücke schaffen zu lassen, um die spanischen Truppen, die dort übersetzen würden, zu versorgen. Doch gebrauchte man dabei die Vorsicht, die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, in der Geschwindigkeit abbrechen und in einer größern Entfernung über das Wasser schlagen zu lassen, damit die allzu große Nähe der Stadt ihre raublustigen Gäste nicht in Versuchung führte. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortschaften, durch welche der Zug ging,

---

[1]) Schlammiger Arm des Styx.

[2]) Fluß der Unterwelt, aus dem zufolge nachhomerischer Dichtung die Seelen Vergessenheit des irdischen Daseins trinken.

vergönnt, ihre besten Habseligkeiten auf das Rudolstädter Schloß zu flüchten.

Mittlerweile näherte sich der spanische General, vom Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Söhnen begleitet, der Stadt, und bat sich durch einen Boten, den er voranschickte, bei der Gräfin von Schwarzburg auf ein Morgenbrot zu Gaste. Eine so bescheidene Bitte, an der Spitze eines Kriegsheeres gethan, konnte nicht wohl abgeschlagen werden. Man würde geben, was das Haus vermöchte, war die Antwort; Seine Excellenz möchten kommen und vorlieb nehmen. Zugleich unterließ man nicht, der Sauvegarde noch einmal zu gedenken, und dem spanischen General die gewissenhafte Beobachtung derselben an's Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gut besetzte Tafel erwarten den Herzog auf dem Schlosse. Er muß gestehen, daß die thüringischen Damen eine sehr gute Küche führen und auf die Ehre des Gastrechts halten. Noch hat man sich kaum niedergesetzt, als ein Eilbote die Gräfin aus dem Saale ruft. Es wird ihr gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die spanischen Soldaten Gewalt gebraucht und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Katharina war eine Mutter ihres Volks; was dem Aermsten ihrer Unterthanen widerfuhr, war ihr selbst zugestoßen. Auf's äußerste über diese Wortbrüchigkeit entrüstet, doch von ihrer Geistesgegenwart nicht verlassen, befiehlt sie ihrer ganzen Dienerschaft, sich in aller Geschwindigkeit und Stille zu bewaffnen und die Schloßpforten wohl zu verriegeln; sie selbst begiebt sich wieder nach dem Saale, wo die Fürsten noch bei Tische sitzen. Hier klagt sie ihnen in den beweglichsten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden, und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort gehalten. Man erwiedert ihr mit Lachen, daß dies nun einmal Kriegsgebrauch sei, und daß bei einem Durchmarsch von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten stünden. „Das wollen wir doch sehen," antwortete sie aufgebracht. „Meinen armen Unterthanen muß das Ihrige wieder werden, oder bei Gott!" — indem sie drohend ihre Stimme anstrengte: „Fürstenblut für Ochsenblut!" Mit dieser bündigen Erklärung verließ sie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war, die sich, das Schwert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietigkeit, hinter die Stühle der Fürsten pflanzten und das Frühstück bedienten. Bei'm Eintritt dieser kampflustigen Schar veränderte Herzog Alba die Farbe; stumm und betreten sah man einander an. Abgeschnitten von der Armee, von einer überlegenen handfesten Menge umgeben: was blieb ihm übrig, als sich in Geduld zu fassen, und, auf welche Bedingung es auch sei, die beleidigte Dame zu ver-

söhnen. Heinrich von Braunschweig faßte sich zuerst, und brach in ein lautes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang in's Lustige zu kehren, und hielt der Gräfin eine große Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entschlossenen Muth, den sie bewiesen. Er bat sie, sich ruhig zu verhalten, und nahm es auf sich, den Herzog von Alba zu Allem, was billig sei, zu vermögen. Auch brachte er es bei dem Letztern wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigenthümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfin von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte sie sich auf's Schönste bei ihren Gästen, die sehr höflich von ihr Abschied nahmen.

Ohne Zweifel war es diese Begebenheit, die der Gräfin Katharina von Schwarzburg den Beinamen der Heldenmüthigen erworben. Man rühmt noch ihre standhafte Thätigkeit, die Reformation in ihrem Lande zu befördern, die schon durch ihren Gemahl, Graf Heinrich XXXVII., darin eingeführt worden, das Mönchswesen abzuschaffen und den Schulunterricht zu verbessern. Vielen protestantischen Predigern, die um der Religion willen Verfolgungen auszustehen hatten, ließ sie Schutz und Unterstützung angedeihen. Unter diesen war ein gewisser Caspar Aquila, Pfarrer zu Saalfeld, der in jüngern Jahren der Armee des Kaisers als Feldprediger nach den Niederlanden gefolgt war, und, weil er sich dort geweigert hatte, eine Kanonenkugel zu taufen, von den ausgelassenen Soldaten in einen Feuermörser geladen wurde, um in die Luft geschossen zu werden; ein Schicksal, dem er noch glücklich entkam, weil das Pulver nicht zünden wollte. Jetzt war er zum zweiten Male in Lebensgefahr, und ein Preis von 5000 Gulden stand auf seinem Kopfe, weil der Kaiser auf ihn zürnte, dessen Interim er auf der Kanzel schmählich angegriffen hatte. Katharina ließ ihn, auf die Bitte der Saalfelder, heimlich zu sich auf ihr Schloß bringen, wo sie ihn viele Monate verborgen hielt und mit der edelsten Menschenliebe seiner pflegte, bis er sich ohne Gefahr wieder sehen lassen durfte. Sie starb allgemein verehrt und betrauert im acht und funfzigsten Jahre ihres Lebens und im neunundzwanzigsten Jahre ihrer Regierung. Die Kirche zu Rudolstadt verwahrt ihre Gebeine.

76. Wilhelm von Oranien und Graf von Egmont.

(1789.)

Wilhelm von Oranien gehörte zu den hagern und blassen Menschen, wie Cäsar sie nennt, die des Nachts nicht schlafen und

zu viel denken, vor denen das furchtloseste aller Gemüther gewankt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige, feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte, und der List und der Liebe gleich unbetretbar war; einen vielfachen, fruchtbaren, nie ermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in allen Formen zu schmelzen; bewährt genug, in keiner sich selbst zu verlieren; stark genug, jeden Glückswechsel zu ertragen Menschen zu durchschauen, und Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meister als Wilhelm; nicht daß er nach der Weise des Hofs seine Lippen eine Knechtschaft bekennen ließ, die das stolze Herz Lügen strafte, sondern weil er mit den Merkmalen seiner Gunst und Verehrung weder karg noch verschwenderisch war und durch eine kluge Wirthschaft mit demjenigen, wodurch man Menschen verbindet, seinen wirklichen Vorrath an diesen Mitteln vermehrte. So langsam sein Geist gebar, so vollendet waren seine Früchte; so spät sein Entschluß reifte, so standhaft und unerschütterlich ward er vollstreckt. Den Plan, dem er einmal als dem ersten gehuldigt hatte, konnte kein Widerstand ermüden, keine Zufälle zerstören, denn alle hatten, noch ehe sie wirklich eintraten, vor seiner Seele gestanden. So sehr sein Gemüth über Schrecken und Freude erhaben war, so unterworfen war es in der Furcht; aber seine Furcht war früher da, als die Gefahr, und er war ruhig im Tumult, weil er in der Ruhe gezittert hatte. Wilhelm zerstreute sein Gold mit Verschwendung, aber er geizte mit Secunden. Die Stunde der Tafel war seine einzige Feierstunde, aber diese gehörte seinem Herzen auch ganz, seiner Familie und der Freundschaft; ein bescheidener Abzug, den er dem Vaterlande machte. Hier verklärte sich seine Stirn beim Weine, den ihm fröhlicher Muth und Enthaltsamkeit würzten, und die ernste Sorge durfte hier die Jovialität seines Geistes nicht umwölken. Sein Hauswesen war prächtig; der Glanz einer zahlreichen Dienerschaft, die Menge und das Ansehn derer, die seine Person umgaben, machten seinen Wohnsitz einem souveränen Fürstenhofe gleich. Eine glänzende Gastfreiheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Göttin seines Palastes. Fremde Prinzen und Gesandten fanden hier eine Aufnahme und Bewirthung, die Alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demüthige Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab, den dieser Aufwand auf seine Absichten werfen konnte. Aber diese Verschwendungen unterhielten den Glanz seines Namens bei dem Volke, dem nichts mehr schmeichelt, als die Schätze des Vaterlandes vor Fremdlingen ausgestellt zu sehen, und der hohe Gipfel des Glücks, worauf er gesehen wurde, erhöhte den Werth der Leutseligkeit, zu der er herabstieg. Nie-

mand war wohl mehr zum Führer einer Verschwörung geboren, als Wilhelm der Verschwiegene. Ein durchdringender, fester Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, schnelle Besitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Gestalt und Ebenmaß zeigen; kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunter spinnen, standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und freiern Tugend, die mit festem Tritte auch auf der Grenze noch wandelt.

Nicht minder edlen Stammes, als Wilhelm, war Lamorāl, Graf von Egmont und Prinz von Gavre, ein Abkömmling der Herzoge von Geldern, deren kriegerischer Muth die Waffen des Hauses Oesterreich ermüdet hatte. Sein Geschlecht glänzte in den Annalen des Landes; einer von seinen Vorfahren hatte schon unter Maximilian die Statthalterschaft über Holland verwaltet. Egmonts Vermählung mit der Herzogin Sabina von Baiern erhöhte noch den Glanz seiner Geburt und machte ihn durch wichtige Verbindungen mächtig. Karl der Fünfte hatte ihn im Jahre 1546 in Utrecht zum Ritter des goldenen Bließes geschlagen; die Kriege dieses Kaisers waren die Schule seines künftigen Ruhms, und die Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen machten ihn zum Helden seines Jahrhunderts. Jede Wohlthat des Friedens, den handelnde Völker am dankbarsten fühlen, brachte das Gedächtniß der Siege zurück, durch die er beschleunigt worden, und der flämische Stolz machte sich, wie eine eitle Mutter, mit dem herrlichen Sohne des Landes groß, der ganz Europa mit seiner Bewunderung erfüllte. Neun Kinder, die unter den Augen seiner Mitbürger aufblühten, vervielfältigten und verengten die Bande zwischen ihm und dem Vaterlande, und die allgemeine Zuneigung gegen ihn übte sich im Anschauen derer, die ihm das Theuerste waren. Jede öffentliche Erscheinung Egmonts war ein Triumphzug; jedes Auge, das auf ihn geheftet war, erzählte sein Leben; in der Ruhmredigkeit seiner Kriegsgefährten lebten seine Thaten; ihren Kindern hatten ihn die Mütter bei ritterlichen Spielen gezeigt. Höflichkeit, edler Anstand und Leutseligkeit, die liebenswürdigen Tugenden der Ritterschaft, schmückten mit Grazie sein Verdienst. Auf einer freien Stirn erschien seine freie Seele; seine Offenherzigkeit verwaltete seine Geheimnisse nicht besser, als seine Wohlthätigkeit seine Güter, und ein Gedanke gehörte Allen, sobald er sein war. Sanft und menschlich war seine Religion, aber wenig geläutert, weil sie von seinem Herzen und nicht von seinem Verstande ihr Licht empfing. Egmont besaß mehr Gewissen als Grundsätze; sein Kopf hatte sich sein Gesetzbuch nicht selbst gegeben, sondern nur eingelernt; darum konnte der bloße Name einer Handlung

ihm die Handlung verbieten. Seine Menschen waren böse oder gut und hatten nichts Böses oder Gutes; in seiner Sittenlehre fand zwischen Laster und Tugend keine Vermittelung Statt; darum entschied bei ihm oft eine einzige gute Seite für den Mann. Egmont vereinigte alle Vorzüge, die den Helden bilden; er war ein besserer Soldat als Oranien, aber als Staatsmann tief unter ihm; dieser sah die Welt, wie sie wirklich war, Egmont in dem magischen Spiegel einer verschönernden Phantasie. Menschen, die das Glück mit einem Lohn überraschte, zu welchem sie keinen natürlichen Grund in ihren Handlungen finden, werden sehr leicht versucht, den nothwendigen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung überhaupt zu verlernen, und in die natürliche Folge der Dinge jene höhere Wunderkraft einzuschalten, der sie endlich tolldreist, wie Cäsar seinem Glücke, vertrauen. Von diesen Menschen war Egmont. Trunken von Verdiensten, welche die Dankbarkeit gegen ihn übertrieben hatte, taumelte er in diesem süßen Bewußtsein wie in einer lieblichen Traumwelt dahin. Er fürchtete Nichts, weil er dem unsichern Pfande vertraute, das ihm das Schicksal in der allgemeinen Liebe gegeben, und glaubte an Gerechtigkeit, weil er glücklich war. Selbst die schrecklichste Erfahrung des spanischen Meineids konnte nachher die Zuversicht nicht aus seiner Seele vertilgen, und auf dem Blutgerüste selbst war Hoffnung sein letztes Gefühl. Eine zärtliche Furcht für seine Familie hielt seinen patriotischen Muth an kleinern Pflichten gefangen. Weil er für Eigenthum und Leben zu zittern hatte, konnte er für die Republik nicht viel wagen. Wilhelm von Oranien brach mit dem Thron, weil die willkürliche Gewalt seinen Stolz empörte; Egmont war eitel, darum legte er einen Werth auf Monarchengnade. Jener war ein Bürger der Welt, Egmont ist nie mehr als ein Fläminger gewesen.

77. Die Eroberung Magdeburgs 1631.

(1793.)

Die Hoffnung der Belagerten, sich entsetzt zu sehen, war auf die höchste Wahrscheinlichkeit gegründet. Sie wußten um die Bewaffnung des Leipziger Bundes, sie wußten um die Annäherung Gustav Adolfs; beiden war die Erhaltung Magdeburgs gleich wichtig, und wenige Tagemärsche konnten den König von Schweden vor ihre Mauern bringen. Alles dieses war dem Grafen Tilly nicht unbekannt, und eben darum eilte er so sehr, sich, auf welche Art es auch sein möchte, von Magdeburg Meister zu machen. Schon hatte er der Uebergabe wegen einen Trompeter mit verschiedenen Schreiben an den Administrator, Commandanten und Magistrat abgesendet, aber zur Antwort

erhalten, daß man lieber sterben, als sich ergeben würde. Ein lebhafter Ausfall der Bürger zeigte ihm, daß der Muth der Belagerten nichts weniger als erkaltet sei, und die Ankunft des Königs zu Potsdam, die Streifereien der Schweden selbst bis vor Zerbst mußten ihn mit Unruhe, sowie die Einwohner Magdeburgs mit den frohesten Hoffnungen erfüllen. Ein zweiter Trompeter, den er an sie abschickte, und der gemäßigtere Ton seiner Schreibart bestärkte sie noch mehr in ihrer Zuversicht — aber nur, um sie in eine desto tiefere Sorglosigkeit zu stürzen.

Die Belagerer waren unterdessen mit ihren Approchen[1]) bis an den Stadtgraben vorgedrungen, und beschossen von den aufgeworfenen Batterien auf's heftigste Wall und Thürme. Ein Thurm wurde ganz eingestürzt, aber ohne den Angriff zu erleichtern, da er nicht in den Graben fiel, sondern sich seitwärts an den Wall anlehnte. Des anhaltenden Bombardements ungeachtet, hatte der Wall nicht viel gelitten, und die Wirkung der Feuerkugeln, welche die Stadt in Brand stecken sollten, wurde durch vortreffliche Gegenanstalten vereitelt. Aber der Pulvervorrath der Belagerten war bald zu Ende, und das Geschütz der Festung hörte nach und nach auf, den Belagerern zu antworten. Ehe neues Pulver bereitet war, mußte Magdeburg entsetzt sein, oder es war verloren. Jetzt war die Hoffnung in der Stadt auf's höchste gestiegen, und mit heftiger Sehnsucht alle Blicke nach der Gegend hingekehrt, von welcher die schwedischen Fahnen wehen sollten. Gustav Adolf hielt sich nahe genug auf, um am dritten Tage vor Magdeburg zu stehen. Die Sicherheit steigt mit der Hoffnung, und Alles trägt dazu bei, sie zu verstärken. Am 9ten Mai fängt unerwartet die feindliche Kanonade an zu schweigen, von mehreren Batterien werden die Stücke abgeführt. Todte Stille im kaiserlichen Lager. Alles überzeugt die Belagerten, daß ihre Rettung nahe sei. Der größte Theil der Bürger- und Soldatenwache verläßt früh Morgens seine Posten auf dem Walle, um endlich einmal nach langer Arbeit des süßen Schlafes sich zu erfreuen — aber ein theurer Schlaf, und ein entsetzliches Erwachen!

Tilly hatte endlich der Hoffnung entsagt, auf dem bisherigen Wege der Belagerung sich noch vor Ankunft der Schweden der Stadt bemeistern zu können; er beschloß also, sein Lager aufzuheben, zuvor aber noch einen Generalsturm zu wagen. Die Schwierigkeiten waren groß, da keine Bresche noch geschossen und die Festungswerke kaum beschädigt waren. Aber der Kriegsrath, den er versammelte, erklärte sich für den Sturm, und stützte sich dabei auf das Beispiel von Mastricht, welche Stadt früh Mor-

[1]) Laufgraben.

gens, da Bürger und Soldaten sich zur Ruhe begeben, mit stürmender Hand überwältigt worden sei. An vier Orten zugleich sollte der Angriff geschehen; die ganze Nacht zwischen dem 9ten und 10ten wurde mit den nöthigen Anstalten zugebracht. Alles war in Bereitschaft und erwartete, der Abrede gemäß, früh um 5 Uhr das Zeichen mit den Kanonen. Dieses erfolgte, aber erst zwei Stunden später, indem Tilly, noch immer zweifelhaft wegen des Erfolgs, noch einmal den Kriegsrath versammelte. Pappenheim wurde beordert, auf die neustädtischen Werke den Angriff zu thun; ein abhängiger Wall und ein trockner, nicht allzutiefer Graben kamen ihm dabei zu Statten. Der größte Theil der Bürger und Soldaten hatte die Wälle verlassen, und die wenigen Zurückgebliebenen fesselte der Schlaf. So wurde es diesem General nicht schwer, als der Erste den Wall zu ersteigen.

Falkenberg, aufgeschreckt durch das Knallen des Musketenfeuers, eilte von dem Rathhause, wo er eben beschäftigt war, den zweiten Trompeter des Tilly abzufertigen, mit einer zusammengerafften Mannschaft nach dem neustädtischen Thore, das der Feind schon überwältigt hatte. Hier zurückgeschlagen, flog dieser tapfere General nach einer andern Seite, wo eine zweite feindliche Partei schon im Begriff war, die Werke zu ersteigen. Umsonst ist sein Widerstand; schon zu Anfang des Gefechts strecken die feindlichen Kugeln ihn zu Boden. Das heftige Musketenfeuer, das Läuten der Sturmglocken, das überhandnehmende Getöse machen endlich den erwachenden Bürgern die drohende Gefahr bekannt. Eilfertig werfen sie sich in ihre Kleider, greifen zum Gewehr, stürzen in blinder Betäubung dem Feinde entgegen. Noch war Hoffnung übrig, ihn zurückzutreiben, aber der Commandant getödtet, kein Plan im Angriff, keine Reiterei, in seine verwirrten Glieder einzubrechen, endlich kein Pulver mehr, das Feuer fortzusetzen. Zwei andere Thore, bis jetzt noch unangegriffen, werden von Vertheidigern entblößt, um der dringenden Gefahr in der Stadt zu begegnen. Schnell benutzt der Feind die dadurch entstandene Verwirrung, um auch diese Posten anzugreifen. Der Widerstand ist lebhaft und hartnäckig, bis endlich vier kaiserliche Regimenter, des Walles Meister, den Magdeburgern in den Rücken fallen, und so ihre Niederlage vollenden. Ein tapferer Capitän, Namens Schmidt, der in dieser allgemeinen Verwirrung die Entschlossensten noch einmal gegen den Feind führt und glücklich genug ist, ihn bis an das Thor zurückzutreiben, fällt tödtlich verwundet, Magdeburgs letzte Hoffnung mit ihm. Alle Werke sind noch vor Mittag erobert, die Stadt in Feindes Händen.

Zwei Thore werden jetzt von den Stürmenden der Hauptarmee geöffnet, und Tilly läßt einen Theil seines Fußvolks ein-

marschiren. Es besetzt sogleich die Hauptstraßen, und das aufgepflanzte Geschütz scheucht alle Bürger in ihre Wohnungen, dort ihr Schicksal zu erwarten. Nicht lange läßt man sie im Zweifel; zwei Worte des Grafen Tilly bestimmen Magdeburgs Geschick. Ein nur etwas menschlicher Feldherr würde solchen Truppen vergeblich Schonung anbefohlen haben; Tilly gab sich auch nicht die Mühe, es zu versuchen. Durch das Stillschweigen seines Generals zum Herrn über das Leben aller Bürger gemacht, stürzte der Soldat in das Innere der Häuser, um ungebunden alle Begierden einer viehischen Seele zu kühlen. Vor manchem deutschen Ohre fand die flehende Unschuld Erbarmen, keines vor dem tauben Grimme der Wallonen aus Pappenheims Heer. Kaum hatte dieses Blutbad seinen Anfang genommen, als alle übrigen Thore aufgingen, die ganze Reiterei und der Kroaten fürchterliche Banden gegen die unglückliche Stadt losgelassen wurden.

Eine Würgescene fing jetzt an, für welche die Geschichte keine Sprache und die Dichtkunst keinen Pinsel hat. Nicht die schuldfreie Kindheit, nicht das hilflose Alter, nicht Jugend, nicht Geschlecht, nicht Stand, nicht Schönheit können die Wuth des Siegers entwaffnen. Frauen werden in den Armen ihrer Männer, Töchter zu den Füßen ihrer Väter mißhandelt, und das wehrlose Geschlecht hat bloß das Vorrecht, einer gedoppelten Wuth zum Opfer zu dienen. Keine noch so verborgene, keine noch so geheiligte Stätte konnte vor der Alles durchforschenden Habsucht sichern. Dreiundfünfzig Frauenspersonen fand man in einer Kirche enthauptet. Kroaten vergnügten sich, Kinder in die Flammen zu werfen, — Pappenheims Wallonen, Säuglinge an den Brüsten ihrer Mutter zu spießen. Einige liguistische Offiziere, von diesem grausenvollen Anblicke empört, unterstanden sich, den Grafen Tilly zu erinnern, daß er dem Blutbade möchte Einhalt thun lassen. „Kommt in einer Stunde wieder,“ war seine Antwort; „ich werde dann sehen, was ich thun werde. Der Soldat muß für seine Gefahr und Arbeit etwas haben.“ In ununterbrochener Wuth dauerten diese Gräuel fort, bis endlich Rauch und Flammen der Raubsucht Grenzen setzten. Um die Verwirrung zu vermehren und den Widerstand der Bürger zu brechen, hatte man gleich anfangs an verschiedenen Orten Feuer angelegt. Jetzt erhob sich ein Sturmwind, der die Flammen mit reißender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitete und den Brand allgemein machte. Fürchterlich war das Gedränge durch Qualm und Leichen, durch gezuckte Schwerter, durch stürzende Trümmer, durch das strömende Blut. Die Atmosphäre kochte, und die unerträgliche Gluth zwang endlich die Würger, sich in das Lager zu flüchten. In weniger als zwölf Stunden lag diese volkreiche, feste, große Stadt, eine der schönsten Deutschlands, in der Asche,

zwei Kirchen und einige Hütten ausgenommen. Der Administrator, Christian Wilhelm, ward mit drei Bürgermeistern nach vielen empfangenen Wunden gefangen; viele tapfere Offiziere und Magistrate hatten fechtend einen beneideten Tod gefunden. Vierhundert der reichsten Bürger entriß die Habsucht der Offiziere dem Tode, um ein theures Lösegeld von ihnen zu erpressen. Noch dazu waren es meistens Offiziere von der Ligue, welche diese Menschlichkeit zeigten, und die blinde Mordbegier der kaiserlichen Soldaten ließ sie als rettende Engel betrachten.

Kaum hatte sich die Wuth des Brandes gemildert, als die kaiserlichen Scharen mit erneuertem Hunger zurückkehrten, um unter Schutt und Asche ihren Raub aufzuwühlen. Manche erstickte der Dampf, Viele machten große Beute, da die Bürger ihr Bestes in die Keller geflüchtet hatten. Am 13 Mai erschien endlich Tilly selbst in der Stadt, nachdem die Hauptstraßen von Schutt und Leichen gereinigt waren. Schauderhaft gräßlich, empörend war die Scene, welche sich jetzt der Menschlichkeit darstellte! Lebende, die unter den Leichen hervorkrochen, herumirrende Kinder, die mit herzzerschneidendem Geschrei ihre Eltern suchten, Säuglinge, die an den todten Brüsten ihrer Mütter saugten! Mehr als sechstausend Leichen mußte man in die Elbe werfen, um die Gassen zu räumen; eine ungleich größere Menge von Lebenden und Leichen hatte das Feuer verzehrt; die ganze Zahl der Getödteten wird auf dreißigtausend angegeben.

Der Einzug des Generals, welcher am 14. erfolgte, machte der Plünderung ein Ende, und was bis dahin gerettet war, blieb leben. Gegen tausend Menschen wurden aus der Domkirche gezogen, wo sie drei Tage und zwei Nächte in beständiger Todesfurcht und ohne Nahrung zugebracht hatten. Tilly ließ ihnen Pardon ankündigen und Brot unter sie vertheilen. Den Tag darauf ward in dieser Domkirche feierliche Messe gehalten und unter Abfeuerung der Kanonen das Te Deum angestimmt. Der kaiserliche General durchritt die Straßen, um als Augenzeuge seinem Herrn berichten zu können, daß seit Troja's und Jerusalem's Zerstörung kein solcher Sieg gesehen worden sei. Und in diesem Vorgeben war nichts Uebertriebenes, wenn man die Größe, den Wohlstand und die Wichtigkeit der Stadt, welche unterging, mit der Wuth ihrer Zerstörer zusammendenkt.

III. Periode. 1794—1805.

Der Taucher. 1797. V. 109. Der Ring des Polykrates. 1797. V. 108. Die Bürgschaft. 1798. V. 106. Der Graf von Habsburg. 1803. V. 58. Räthsel. 1802. II. 60. Berglied. 1804. II. 25.

78. Die Kraniche des Ibykus.

(1797.)

1. Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Korinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibykus, der Götterfreund.
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund Apoll;
So wandert er am leichten Stabe
Aus Rhegium, des Gottes voll.
2. Schon winkt auf hohen Bergesrücken
Akrokorinth [1]) des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons [2]) Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichtem Geschwader ziehn.
3. „Seid mir gegrüßt, befreund'te Scharen,
Die mir zur See Begleiter waren!
Zum guten Zeichen nehm' ich euch:
Mein Loos, es ist dem euren gleich.
Von fernher kommen wir gezogen,
Und flehen um ein wirthlich Dach:
Sei uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!"
4. Und munter fördert er die Schritte,
Und sieht sich in des Waldes Mitte;
Da sperren auf gedrangem Steg
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
Zum Kampfe muß er sich bereiten,
Doch bald ermattet sinkt die Hand;
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.
5. Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter;

---

[1]) Burg von Korinth.
[2]) Neptun.

Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint!"
6. Und schwer getroffen sinkt er nieder;
Da rauscht der Kraniche Gefieder;
Er hört, schon kann er nicht mehr sehn,
Die nahen Stimmen furchtbar krähn.
„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben!"
Er ruft es, und sein Auge bricht.
7. Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund in Korinth
Die Züge, die ihm theuer sind.
„Und muß ich so dich wiederfinden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!"
8. Und jammernd hören's alle Gäste,
Versammelt bei Poseidons Feste,
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und stürmend drängt sich zum Prytanen[1])
Das Volk, es fordert seine Wuth,
Zu rächen des Erschlag'nen Manen,
Zu sühnen mit des Mörders Blut.
9. Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker fluthendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Thäter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
That's neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios[2]) vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.
10. Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht.
Auf ihres eignen Tempels Schwelle

1) Die höchsten obrigkeitlichen Personen in Korinth.
2) Gott der Sonne.

Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.
11. Denn Bank an Bank gedränget sitzen,
Es brechen fast der Bühne Stützen,
Herbeigeströmt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da.
Dumpfbrausend, wie des Meeres Wogen,
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau
In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.
12. Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen?
Von Cekrops [1]) Stadt, von Aulis' Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie,
Und horchen von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie, —
13. Der streng und ernst, nach alter Sitte,
Mit langsam abgemess'nem Schritte
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber!
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über Menschliches hinaus.
14. Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden;
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrothe Gluth;
In ihren Wangen fließt kein Blut;
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwollnen Bäuche blähn.
15. Und schauerlich, gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Frevler [2]) schlingt.
Besinnungraubend, herzbethörend,
Schallt der Erinnyen [3]) Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:

[1]) Frühere Lesart: Theseus=Athen; es bestand zuerst nur aus der Burg Cekropia.
[2]) Frühere Lesart: Sünder.
[3]) Furien, Eumeniden, Plagegöttinnen, Rachegöttinnen.

16. „Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere That vollbracht!
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht!

17. Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn, ohn' Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu',
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frei."

18. So singend, tanzen sie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt über'm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich, nach alter Sitte,
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemess'nem Schritte,
Verschwinden sie im Hintergrund.

19. Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet,
Und huldiget der furchtbar'n Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht,
Die unerforschlich, unergründet
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht

20. Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh' da! Sieh' da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!" —
Und finster plötzlich wird der Himmel.
Und über dem Theater hin
Sieht man in schwärzlichem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberziehn.

21. „Des Ibykus!" — Der theure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde schnell:

„Des Ibykus, den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem? Was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?" —
22. Und immer lauter wird die Frage,
Und ahnend fliegt's mit Blitzesschlage
Durch alle Herzen: „Gebet Acht!
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet selbst sich dar!
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!"
23. Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Busen gern bewahren;
Umsonst! der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es gestehn die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

79. Das Eleusische Fest.[1]

(1798.)

1. Windet zum Kranze die goldenen Aehren!
Flechtet auch blaue Cyanen[2]) hinein!
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königin[3]) ziehet ein,
Die Bezähmerin wilder Sitten,
Die den Menschen zum Menschen gesellt,
Und in friedliche feste Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt.
2. Scheu in des Gebirges Klüften
Barg der Troglodyte[4]) sich;
Der Nomade ließ die Triften
Wüste liegen, wo er strich.
Mit dem Wurfspieß, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land;
Weh' dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksstrand!

---

[1]) Eleusis, Stadt in Attika, mit berühmtem Tempel, worin die Eleusinien gefeiert wurden.
[2]) Kornblumen.
[3]) Ceres oder Demeter, Göttin der Feldfrüchte, des Feldbaues und der Ansiedelung.
[4]) Höhlenbewohner.

3. Und auf ihrem Pfad begrüßte,
Irrend nach des Kindes[1]) Spur,
Ceres die verlaſſ'ne Küſte.
Ach, da grünte keine Flur!
Daß ſie hier vertraulich weile,
Iſt kein Obdach ihr gewährt;
Keines Tempels heitre Säule
Zeuget, daß man Götter ehrt.
4. Keine Frucht der ſüßen Aehren
Lädt zum reinen Mahl ſie ein;
Nur auf gräßlichen Altären
Dorret menſchliches Gebein.
Ja, ſo weit ſie wandernd kreiſ'te,
Fand ſie Elend überall,
Und in ihrem großen Geiſte
Jammert ſie des Menſchen Fall.
5. Find' ich ſo den Menſchen wieder,
Dem wir unſer Bild geliehn,
Deſſen ſchöngeſtalt'te Glieder
Droben im Olympus blühn?
Gaben wir ihm zum Beſitze
Nicht der Erde Götterſchoß?
Und auf ſeinem Königsſitze
Schweift er elend, heimathlos?
6. Fühlt kein Gott mit ihm Erbarmen?
Keiner aus der Sel'gen Chor
Hebet ihn mit Wunderarmen
Aus der tiefen Schmach empor?
In des Himmels ſel'gen Höhen
Rühret ſie nicht fremder Schmerz;
Doch der Menſchheit Angſt und Wehen
Fühlet mein gequältes Herz.
7. Daß der Menſch zum Menſchen werde,
Stift' er einen ew'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund,
Ehre das Geſetz der Zeiten
Und der Monde[2]) heil'gen Gang,
Welche ſtill gemeſſen ſchreiten
Im melodiſchen Geſang.
8. Und den Nebel theilt ſie leiſe,
Der den Blicken ſie verhüllt;
Plötzlich in der Wilden Kreiſe
Steht ſie da, ein Götterbild.

[1]) Perſephone oder Proſerpina, von Pluton geraubt.
[2]) Planeten.

Schwelgend bei dem Siegesmahle
Findet sie die rohe Schar,
Und die blutgefüllte Schale
Bringt man ihr zum Opfer dar.

9. Aber schauernd, mit Entsetzen
Wendet sie sich weg und spricht:
Blut'ge Tigermahle netzen
Eines Gottes Lippen nicht;
Reine Opfer will er haben,
Früchte, die der Herbst beschert,
Mit des Feldes frommen Gaben
Wird der Heilige verehrt.

10. Und sie nimmt die Wucht des Speeres
Aus des Jägers rauher Hand;
Mit dem Schaft des Mordgewehres
Furchet sie den leichten Sand,
Nimmt von ihres Kranzes Spitze
Einen Kern, mit Kraft gefüllt,
Senkt ihn in die zarte Ritze,
Und der Trieb des Keimes schwillt.

11. Und mit grünen Halmen schmücket
Sich der Boden alsobald,
Und so weit das Auge blicket,
Wogt es wie ein goldner Wald.
Lächelnd segnet sie die Erde,
Flicht der ersten Garbe Bund,
Wählt den Feldstein sich zum Herde,
Und es spricht der Göttin Mund:

12. Vater Zeus, der über alle
Götter herrscht in Aethers Höh'n,
Daß dies Opfer dir gefalle,
Laß ein Zeichen jetzt gescheh'n!
Und dem unglücksel'gen Volke,
Das dich, Hoher noch nicht nennt,
Nimm hinweg des Auges Wolke,
Daß es seinen Gott erkennt!

13. Und es hört der Schwester Flehen
Zeus auf seinem hohen Sitz;
Donnernd aus den blauen Höhen
Wirft er den gezackten Blitz.
Prasselnd fängt es an zu lohen,
Hebt sich wirbelnd vom Altar,
Und darüber schwebt in hohen
Kreisen sein geschwinder Aar.

14. Und gerührt zu der Herrscherin Füßen
Stürzt sich der Menge freudig Gewühl,
Und die rohen Seelen zerfließen
In der Menschlichkeit erstem Gefühl,
Werfen von sich die blutige Wehre,
Oeffnen den düstergebundenen Sinn,
Und empfangen die göttliche Lehre
Aus dem Munde der Königin.

15. Und von ihren Thronen steigen
Alle Himmlischen herab;
Themis [1]) selber führt den Reigen,
Und mit dem gerechten Stab
Mißt sie jedem seine Rechte,
Setzet selbst der Grenze Stein,
Und des Styx verborgne Mächte [2])
Ladet sie zu Zeugen ein.

16. Und es kommt der Gott der Esse [3]),
Zeus' erfindungsreicher Sohn,
Bildner künstlicher Gefäße,
Hochgelehrt in Erz und Thon.
Und er lehrt die Kunst der Zange
Und der Blasebälge Zug;
Unter seines Hammers Zwange
Bildet sich zuerst der Pflug.

17. Und Minerva, hoch vor Allen
Ragend mit gewicht'gem Speer,
Läßt die Stimme mächtig schallen,
Und gebeut dem Götterheer.
Feste Mauern will sie gründen,
Jedem Schutz und Schirm zu sein,
Die zerstreute Welt zu binden
In vertraulichem Verein.

18. Und sie lenkt die Herrscherschritte
Durch des Feldes weiten Plan,
Und an ihres Fußes Tritte
Heftet sich der Grenzgott an.
Messend führet sie die Kette
Um des Hügels grünen Saum,
Auch des wilden Stromes Bette
Schließt sie in den heil'gen Raum.

---

[1]) Göttin des Rechts.
[2]) Gottheiten der Unterwelt.
[3]) Vulkan.

19. Alle Nymphen [1]), Oreaden [2]),
Die der schnellen Artemis [3])
Folgen auf des Berges Pfaden,
Schwingend ihren Jägerspieß,
Alle kommen, alle legen
Hände an, der Jubel schallt,
Und von ihrer Aexte Schlägen
Krachend stürzt der Fichtenwald.

20. Auch aus seiner grünen Welle
Steigt der schilfbekränzte Gott,
Wälzt den schweren Floß zur Stelle
Auf der Göttin Machtgebot;
Und die leichtgeschürzten Stunden [4])
Fliegen an's Geschäft gewandt,
Und die rauhen Stämme runden
Zierlich sich in ihrer Hand.

21. Auch den Meergott sieht man eilen;
Rasch mit des Tridentes [5]) Stoß
Bricht er die granit'nen Säulen
Aus dem Erdgerippe los,
Schwingt sie in gewalt'gen Händen
Hoch wie einen leichten Ball,
Und mit Hermes [6]), dem behenden,
Thürmet er der Mauern Wall.

22. Aber aus den goldnen Saiten
Lockt Apoll die Harmonie,
Und das holde Maß der Zeiten
Und die Macht der Melodie,
Mit neunstimmigem Gesange
Fallen die Kamönen [7]) ein;
Leise nach des Liedes Klange
Füget sich der Stein zum Stein.

23. Und der Thore weite Flügel
Setzet mit erfahrner Hand
Cybĕle [8]), und fügt die Riegel
Und der Schlösser festes Band.

---

1) Jungfräuliche Göttinnen.
2) Bergnymphen.
3) Bei den Römern Diana, Göttin der Jagd.
4) Die Horen, die personificirten Tages- und Jahreszeiten.
5) Dreizack.
6) Mercur der Römer, Götterbote.
7) Die neun Musen.
8) Die große Mutter, Symbol der Fruchtbarkeit der Erde.

Schnell durch rasche Götterhände
Ist der Wunderbau vollbracht,
Und der Tempel heit're Wände
Glänzen schon in Festes Pracht.

24. Und mit einem Kranz von Myrten
Naht die Götterkönigin, [1])
Und sie führt den schönsten Hirten
Zu der schönsten Hirtin hin.
Venus mit dem holden Knaben [2])
Schmücket selbst das erste Paar,
Alle Götter bringen Gaben
Segnend den Vermählten dar.

25. Und die neuen Bürger ziehen,
Von der Götter sel'gem Chor
Eingeführt' mit Harmonieen
In das gastlich offne Thor.
Und das Priesteramt verwaltet
Ceres am Altar des Zeus,
Segnend ihre Hand gefaltet,
Spricht sie zu des Volkes Kreis:

26. Freiheit liebt das Thier der Wüste,
Frei im Aether herrscht der Gott,
Ihrer Brust gewalt'ge Lüste
Zähmet das Naturgebot;
Doch der Mensch in ihrer Mitte
Soll sich an den Menschen reih'n,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frei und mächtig sein.

27. Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein!
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein,
Die uns die süße Heimath gegeben,
Die den Menschen zum Menschen gesellt.
Unser Gesang soll sie festlich erheben,
Die beglückende Mutter der Welt!

---

[1]) Juno oder Here.
[2]) Göttin der Liebe und Ehe, mit Amor.

80. Wallenstein.

Aus: Wallensteins Lager.

(1798.)

(Scene im Wallenstein'schen Lager vor der Stadt Pilsen in Böhmen. Wachtmeister, zwei Jäger, Trompeter, dann Marketenderin u. s. w. Das 16. Jahr des Krieges.)

Erster Jäger.
Sieh! Sieh!
Da treffen wir lustige Compagnie.
Trompeter.
Was für Grünröck' mögen das sein?
Treten ganz schmuck und stattlich ein.
Wachtmeister.
Sind Holkische Jäger; die silbernen Tressen
Holten sie sich nicht auf der Leipziger Messen.
Marketenderin
(kommt und bringt Wein).
Glück zur Ankunft, ihr Herr'n!
Erster Jäger.
Was? der Blitz!
Das ist ja die Gustel aus Blasewitz!
Marketenderin.
I freilich! Und er ist wohl gar, Mußjö,
Der lange Peter aus Itzehö?
Der seines Vaters goldne Füchse
Mit unserm Regiment hat durchgebracht
Zu Glückstadt in einer lustigen Nacht?
Erster Jäger.
Und die Feder vertauscht mit der Kugelbüchse.
Marketenderin.
Ei! da sind wir alte Bekannte!
Erster Jäger.
Und treffen uns hier im böhmischen Lande.
Marketenderin.
Heute da, Herr Vetter, und morgen dort —
Wie einen der rauhe Kriegesbesen
Fegt und schüttelt von Ort zu Ort;
Bin indeß weit herum gewesen.
Erster Jäger.
Will's Ihr glauben! Das stellt sich dar.
Marketenderin.
Bin hinauf bis nach Temeswar
Gekommen mit den Bagagewagen,
Als wir den Mansfelder thäten jagen.

Lag mit dem Friedländer vor Stralsund,
Ging mir dorten die Wirthschaft zu Grund.
Zog mit dem Succurs vor Mantua,
Kam wieder heraus mit dem Feria,
Und mit einem Spanischen Regiment
Hab' ich einen Abstecher gemacht nach Gent.
Jetzt will ich's im böhmischen Lande probiren,
Alte Schulden einkassiren —
Ob mir der Fürst hilft zu meinem Geld.
Und das dort ist mein Marketenderzelt.

(Die Soldaten trinken.)

Jäger (zum Wachtmeister und Trompeter).
Euch zur Gesundheit, meine Herr'n!
Laßt uns hier auch ein Plätzchen nehmen.
(Jäger, Wachtmeister, Trompeter beisammen.)

Wachtmeister.
Wir danken schön. Von Herzen gern.
Wir rücken zu. Willkommen in Böhmen!

Erster Jäger.
Ihr sitzt hier warm. Wir, in Feindes Land,
Mußten derweil uns schlecht bequemen

Trompeter.
Man sollt's Euch nicht ansehn, Ihr seid galant.

Wachtmeister.
Ja, ja, im Saalkreis und auch in Meißen
Hört man Euch Herr'n nicht besonders preisen.

Zweiter Jäger.
Seid mir doch still! Was will das heißen?
Der Kroat es ganz anders trieb;
Uns nur die Nachles' übrig blieb.

Trompeter.
Ihr habt da einen sauberen Spitzen
Am Kragen, und wie Euch die Hosen sitzen!
Die feine Wäsche, der Federhut!
Was das Alles für Wirkung thut!
Daß doch den Burschen das Glück soll scheinen!
Und so was kommt nie an unser Einen!

Wachtmeister.
Dafür sind wir des Friedländers Regiment;
Man muß uns ehren und respektiren.

Erster Jäger.
Das ist für uns Andre kein Kompliment,
Wir eben so gut seinen Namen führen.

Wachtmeister.
Ja, Ihr gehört auch so zur ganzen Masse.
Erster Jäger.
Ihr seid wohl von einer besondern Rasse?
Der ganze Unterschied ist in den Röcken,
Und ich ganz gern mag in meinem stecken.
Wachtmeister.
Herr Jäger, ich muß Euch nur bedauern,
Ihr lebt so draußen bei den Bauern;
Der feine Griff und der rechte Ton,
Das lernt sich nur um des Feldherrn Person.
Erster Jäger.
Sie bekam Euch übel, die Lection.
Wie er räuspert, und wie er spuckt,
Das habt Ihr ihm glücklich abgeguckt;
Aber sein Genie, ich meine, sein Geist,
Sich nicht auf der Wachtparade weist.
Zweiter Jäger.
Wetter auch! Wo Ihr nach uns fragt,
Wir heißen des Friedländers wilde Jagd,
Und machen dem Namen keine Schande —
Ziehen frech durch Feindes und Freundes Lande,
Querfeld ein durch die Saat, durch das gelbe Korn —
Sie kennen das Holkische Jägerhorn! —
In einem Augenblick fern und nah,
Schnell wie die Sündfluth, so sind wir da —
Wie die Feuerflamme bei dunkler Nacht
In die Häuser fähret, wenn Niemand wacht —
Da hilft keine Gegenwehr, keine Flucht,
Keine Ordnung gilt mehr und keine Zucht. —
In Bayreuth, im Voigtland, in Westfalen,
Wo wir nur durchgekommen sind,
Erzählen Kinder und Kindeskind
Nach hundert und aber hundert Jahren
Von dem Holk noch und seinen Scharen.
Wachtmeister.
Nun, da sieht man's! Der Saus und Braus,
Macht denn der den Soldaten aus?
Das Tempo macht ihn, der Sinn und Schick,
Der Begriff, die Bedeutung, der feine Blick.
Erster Jäger.
Die Freiheit macht ihn! Mit Euren Fratzen!
Daß ich mit Euch soll darüber schwatzen.
Lief ich darum aus der Schul' und der Lehre,
Daß ich die Frohn und die Galeere,

Die Schreibstub' und ihre engen Wände
In dem Feldlager wiederfände?
Flott will ich leben und müßig gehn,
Alle Tage was Neues sehn,
Mich dem Augenblick frisch vertrauen,
Nicht zurück, auch nicht vorwärts schauen —
Drum hab' ich meine Haut dem Kaiser verhandelt,
Daß keine Sorg' mich mehr anwandelt.
Führt mich in's Feuer frisch hinein,
Ueber den reißenden, tiefen Rhein,
Der dritte Mann soll verloren sein;
Werde mich nicht lange sperren und zieren. —
Sonst muß man mich aber, ich bitte sehr,
Mit nichts weiter inkommodiren.

Wachtmeister.

Nu, nu, verlangt Ihr sonst nichts mehr?
Das ließ sich unter dem Wamms da finden.

Erster Jäger.

Was war das nicht für ein Plagen und Schinden
Bei Gustav, dem Schweden, dem Leuteplager!
Der machte eine Kirch' aus seinem Lager,
Ließ Betstunde halten, des Morgens gleich
Bei der Reveille und beim Zapfenstreich.
Und wurden wir manchmal ein wenig munter,
Er kanzelt' uns selbst wohl vom Gaul herunter.

Wachtmeister.

Ja, es war ein gottesfürchtiger Herr.

Erster Jäger.

So ritt ich hinüber zu den Liguisten,
Sie thäten sich just gegen Magdeburg rüsten.
Ja, das war schon ein ander Ding!
Alles da lustiger, loser ging,
Soff und Spiel und Mädels die Menge!
Wahrhaftig, der Spaß war nicht gering,
Denn der Tilly verstand sich auf's Kommandiren.
Dem eignen Körper war er strenge,
Dem Soldaten ließ er Vieles passiren,
Und ging's nur nicht aus seiner Kassen,
Sein Spruch war: leben und leben lassen.
Aber das Glück blieb ihm nicht stät, —
Seit der Leipziger Fatalität
Wollt' es eben nirgends mehr flecken,
Alles bei uns gerieth in's Stecken;
Wo wir erschienen und pochten an,
Ward nicht gegrüßt noch aufgethan.

Wir mußten uns drücken von Ort zu Ort,
Der alte Respekt war eben fort —
Da nahm ich Handgeld von den Sachsen,
Meinte, da müßte mein Glück recht wachsen.

Wachtmeister.

Nun, da kamt Ihr ja eben recht
Zur böhmischen Beute!

Erster Jäger.

Es ging mir schlecht.
Sollten da strenge Mannszucht halten,
Durften nicht recht als Feinde walten,
Mußten des Kaisers Schlösser bewachen,
Viel Umständ' und Complimente machen,
Führten den Krieg, als wär's nur Scherz,
Hatten für die Sach' nur ein halbes Herz,
Wollten's mit Niemand ganz verderben,
Kurz, da war wenig Ehr' zu erwerben,
Und ich wär' bald vor Ungeduld
Wieder heimgelaufen zum Schreibepult,
Wenn nicht eben auf allen Straßen
Der Friedländer hätte werben lassen.

Wachtmeister.

Und wie lange denkt Ihr's hier auszuhalten?

Erster Jäger.

Spaßt nur! So lange Der thut walten,
Denk' ich Euch, mein Seel'! an kein Entlaufen.
Kann's der Soldat wo besser kaufen? —
Da geht Alles nach Kriegessitt',
Hat Alles 'nen großen Schnitt.
Und der Geist, der im ganzen Corps thut leben,
Reißet gewaltig, wie Windesweben,
Auch den untersten Reiter mit.
Da tret' ich auf mit beherztem Schritt,
Darf über den Bürger kühn wegschreiten,
Wie der Feldherr über der Fürsten Haupt.
Es ist hier wie in den alten Zeiten,
Wo die Klinge noch Alles thut bedeuten;
Da giebt's nur Ein Vergehn und Verbrechen:
Der Ordre fürwitzig widersprechen.
Was nicht verboten ist, ist erlaubt;
Da fragt Niemand, was Einer glaubt.
Es giebt nur zwei Dinge überhaupt:
Was zur Armee gehört und nicht;
Und nur der Fahne bin ich verpflicht't.

Wachtmeister.

Jetzt gefallt Ihr mir, Jäger! Ihr sprech

Wie ein Friedländischer Reitersknecht.

Erster Jäger.

Der führt's Kommando nicht wie ein Amt,
Wie eine Gewalt, die vom Kaiser stammt!
Es ist ihm nicht um des Kaisers Dienst;
Was bracht' er dem Kaiser für Gewinnst?
Was hat er mit seiner großen Macht
Zu des Landes Schirm und Schutz vollbracht?
Ein Reich von Soldaten wollt' er gründen,
Die Welt anstecken und entzünden,
Sich Alles vermessen und unterwinden —

Trompeter.

Still! Wer wird solche Worte wagen!

Erster Jäger.

Was ich denke, das darf ich sagen.
Das Wort ist frei, sagt der General.

Wachtmeister.

So sagt' er, ich hört's wohl einige Mal,
Ich stand dabei. „Das Wort ist frei,
Die That ist stumm, der Gehorsam blind" —
Dies urkundlich seine Worte sind.

Erster Jäger.

Ob's just seine Wort' sind, weiß ich nicht;
Aber die Sach' ist so, wie er spricht.

Zweiter Jäger.

Ihm schlägt das Kriegsglück nimmer um,
Wie's wohl bei Andern pflegt zu geschehen.
Der Tilly überlebte seinen Ruhm.
Doch unter des Friedländers Kriegspanieren
Da bin ich gewiß, zu victorisiren.
Er bannet das Glück, es muß ihm stehen.
Wer unter seinem Zeichen thut fechten,
Der steht unter besonderen Mächten.
Denn das weiß ja die ganze Welt,
Daß der Friedländer einen Teufel
Aus der Hölle im Solde hält.

Wachtmeister.

Ja, daß er fest ist, das ist kein Zweifel.
Denn in der blut'gen Affair' bei Lützen
Ritt er Euch unter des Feuers Blitzen
Auf und nieder mit kühlem Blut.
Durchlöchert von Kugeln war sein Hut;
Durch den Stiefel und Koller fuhren
Die Ballen, man sah die deutlichen Spuren;
Konnt' ihm Keiner die Haut nur ritzen,

Weil ihn die höllische Salbe thät schützen.

Erster Jäger.

Was wollt Ihr da für Wunder bringen!
Er trägt ein Koller von Elennshaut,
Das keine Kugel kann durchdringen.

Wachtmeister.

Nein, es ist die Salbe von Hexenkraut,
Unter Zaubersprüchen gekocht und gebraut.

Trompeter.

Es geht nicht zu mit rechten Dingen!

Wachtmeister.

Sie sagen, er les' auch in den Sternen
Die künft'gen Ding', die nahen und fernen;
Ich weiß aber besser, wie's damit ist.
Ein graues Männlein pflegt bei nächtlicher Frist
Durch verschlossene Thüren zu ihm einzugehen;
Die Schildwachen haben's oft angeschrien,
Und immer was Großes ist drauf geschehen,
Wenn je das graue Röcklein kam und erschien.

Zweiter Jäger.

Ja, er hat sich dem Teufel übergeben,
Drum führen wir auch das lustige Leben!

81. Das Lied von der Glocke.

(1799.)

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango [1])

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden!
Frisch, Gesellen, seid zur Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben,
Doch der Segen kommt von oben!
Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt;
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.

---

[1]) Lebende ruf' ich. Gestorbene beklag' ich. Blitze brech' ich.

Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.
Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
Doch recht trocken laßt es sein,
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein!
Kocht des Kupfers Brei,
Schnell das Zinn herbei!
Daß die zähe Glockenspeise
Fließe nach der rechten Weise.
Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hülfe baut,
Hoch auf des Thurmes Glockenstube,
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wird's in späten Tagen,
Und rühren vieler Menschen Ohr,
Und wird mit dem Betrübten klagen,
Und stimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängniß bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.
Weiße Blasen seh ich springen;
Wohl! die Massen sind im Fluß.
Laßt's mit Aschensalz durchdringen,
Das befördert schnell den Guß.
Auch vom Schaume rein
Muß die Mischung sein,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.
Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenschoße
Die schwarzen und die heitern Loose;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen —
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
Er stürmt in's Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderstabe,
Fremd kehrt er heim in's Vaterhaus.

Und herrlich in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmels Höh'n,
Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reih'n;
Erröthend folgt er ihren Spuren,
Und ist von ihrem Gruß beglückt,
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit,
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.
O! daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!
Wie sich schon die Pfeifen bräunen!
Dieses Stäbchen tauch' ich ein,
Sehn wir's überglas't erscheinen,
Wird's zum Gusse zeitig sein.
Jetzt, Gesellen, frisch!
Prüft mir das Gemisch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.
Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da giebt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.
Ach! des Lebens schönste Feier
Endigt auch den Lebens=Mai.
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.
Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben;
Der Mann muß hinaus

In's feindliche Leben,
Muß wirken und streben,
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigen Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.
Und der Vater mit frohem Blick,
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Ueberzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume,
Und der Scheunen gefüllte Räume,
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.
Wohl! nun kann der Guß beginnen,
Schön gezacket ist der Bruch.
Doch, bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus!

Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.
Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft [1];
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild' der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl.
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das ist Sturm!
Roth wie Blut
Ist der Himmel;
Das ist nicht des Tages Gluth!
Welch' Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile.
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern;
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet;
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer; hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.

[1] Prometheus entwendete das Feuer vom Himmel.

Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht;
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß!
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke,
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehen.
Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.
Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers Wuth ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben,
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh'! ihm fehlt kein theures Haupt.
In die Erd' ist's aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt;
Wird's auch schön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?
Ach, vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen.
Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rath.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß

Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Loos.
Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.
Ach! die Gattin ist's, die theure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schar,
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust —
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelös't auf immerdar;
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwais'ter Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer.
Bis die Glocke sich verkühlet,
Laßt die strenge Arbeit ruh'n.
Wie im Laub der Vogel spielet,
Mag sich Jeder gütlich thun.
Winkt der Sterne Licht:
Ledig aller Pflicht
Hört der Bursch' die Vesper schlagen:
Meister muß sich immer plagen.
Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathhütte.
Blökend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte, glatte Scharen
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen;
Bunt von Farben,
Auf den Garben

Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
Markt und Straße werden stiller;
Um des Lichts gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor schließt sich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde;
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräßlich wecket;
Denn das Auge des Gesetzes wacht.
Heil'ge Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten,
Und das theuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!
Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz;
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.
Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,

Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!
Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Absicht hat's erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt
Bis der Mantel springt!
Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muß die Form in Stücken gehen.
Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glüh'nde Erz sich selbst befreit!
Blindwüthend, mit des Donners Krachen,
Zersprengt es das geborst'ne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus.
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n.
Weh', wenn sich in dem Schoß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhülfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt,
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.
Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr.
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden zieh'n umher.
Da werden Weiber zu Hyänen,
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,

Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden,
Und äschert Städt' und Länder ein.
Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein gold'ner Stern,
Aus der Hülse, blank und eben,
Schält sich der metallne Kern.
Von dem Helm zum Kranz
Spielt's wie Sonnenglanz;
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahr'nen Bilder.
Herein! herein!
Gesellen alle, schließt den Reihen,
Daß wir die Glocke taufend weihen!
Concordia soll ihr Name sein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.
Und dies sei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf:
Hoch über'm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben,
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von oben,
Wie der Gestirne helle Schar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben,
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit.
Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.
Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
Daß sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft!

Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt!
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute.

82. Sehnsucht.

(1801.)

1. Ach, aus dieses Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblick' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.

2. Harmonieen hör' ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh,
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balsam zu.
Gold'ne Früchte seh' ich glühen,
Winkend zwischen dunkelm Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

3. Ach, wie schön muß sich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenschein,
Und die Luft auf jenen Höhen —
O, wie labend muß sie sein!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braus't;
Seine Wellen sind gehoben,
Daß die Seele mir ergraus't.

4. Einen Nachen seh' ich schwanken.
Aber, ach! der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel sind beseelt.
Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leih'n kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

83. Aus: Die Braut von Messina.

(1803.)

1.

Isabella. Beatrice. Diego. Beide Chöre.

Erster Chor. (Cajetan.)

Durch die Straßen der Städte,
Vom Jammer gefolget,
Schreitet das Unglück —
Lauernd umschleicht es
Die Häuser der Menschen,
Heute an dieser
Pforte pocht es,
Morgen an jener,
Aber noch Keinen hat es verschont;
Die unerwünschte,
Schmerzliche Botschaft,
Früher oder später
Bestellt es an jeder
Schwelle, wo ein Lebendiger wohnt.

(Berengar.)

Wenn die Blätter fallen
In des Jahres Kreise,
Wenn zum Grabe wallen
Entnervte Greise,
Da gehorcht die Natur
Ruhig nur
Ihrem alten Gesetze,
Ihrem ewigen Brauch,
Da ist nichts, was den Menschen entsetze!
Aber das Ungeheure auch
Lerne erwarten im irdischen Leben!
Mit gewaltsamer Hand
Löset der Mord auch das heiligste Band.
In sein stygisches Boot
Raffet der Tod
Auch der Jugend blühendes Leben!

(Cajetan.)

Wenn die Wolken gethürmt den Himmel schwärzen,
Wenn dumpftosend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt.
Aber auch aus entwölkter Höhe

Kann der zündende Donner schlagen.
Darum in deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückische Nähe!
Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren;
Wer besitzt, der lerne verlieren;
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz!

2.

Chor. (Cajetan.)

Wohl dem, selig muß ich ihn preisen,
Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von des Lebens verworrenen Kreisen,
Kindlich liegt an der Brust der Natur!
Denn das Herz wird mir schwer in der Fürsten Palästen,
Wenn ich herab vom Gipfel des Glücks
Stürzen sehe die Höchsten, die Besten
In der Schnelle des Augenblicks!
Und auch der hat sich wohl gebettet,
Der aus der stürmischen Lebenswelle,
Zeitig gewarnt, sich heraus gerettet
In des Klosters friedliche Zelle,
Der die stachelnde Sucht der Ehren
Von sich warf und die eitle Lust
Und die Wünsche, die ewig begehren,
Eingeschläfert in ruhiger Brust.
Ihn ergreift in dem Lebensgewühle
Nicht der Leidenschaft wilde Gewalt;
Nimmer in seinem stillen Asyle
Sieht er der Menschheit traur'ge Gestalt.
Nur in bestimmter Höhe ziehet
Das Verbrechen hin und das Ungemach,
Wie die Pest die erhabenen Orte fliehet;
Dem Qualm der Städte wälzt es sich nach.

(Berengar, Bohemund und Manfred.)

Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte;
Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

84. Wilhelm Tell.

(1804.)

Aus dem dritten Aufzuge.

(Wiese. Im Vordergrund Bäume. In der Tiefe ein Hut auf einer Stange, bei welchem Frießhardt und Leuthold, Söldner des Reichsvogts Geßler, Wache halten. Dann Tell mit der Armbrust, einen Knaben an der Hand haltend; Walther Fürst, Stauffacher, Melchthal [Landleute], Rösselmann, Pfarrer; später Geßler zu Pferde, den Falken auf der Faust, Rudolph der Harras, Geßler's Stallmeister, Bertha von Bruneck, Ulrich von Rudenz und ein großes Gefolge von bewaffneten Knechten.)

— — — —

Rudolph der Harras.

Platz, Platz dem Landvogt!

Geßler.

Treibt sie auseinander!
Was läuft das Volk zusammen? Wer ruft Hilfe?
(Allgemeine Stille.)
Wer war's? Ich will es wissen.
(Zu Frießhardt.)
Du tritt vor!
Wer bist du, und was hältst du diesen Mann?
(Er giebt den Falken einem Diener.)

Frießhardt.

Gestrenger Herr, ich bin dein Waffenknecht
Und wohlbestellter Wächter bei dem Hut.
Diesen Mann ergriff ich über frischer That,
Wie er dem Hut den Ehrengruß versagte.
Verhaften wollt' ich ihn, wie du befahlst,
Und mit Gewalt will ihn das Volk entreißen.

Geßler (nach einer Pause).

Verachtest du so deinen Kaiser, Tell,
Und mich, der hier an seiner Statt gebietet,
Daß du die Ehr' versagst dem Hut, den ich
Zur Prüfung des Gehorsams aufgehangen?
Dein böses Trachten hast du mir verrathen.

Tell.

Verzeiht mir, lieber Herr! Aus Unbedacht,
Nicht aus Verachtung Eurer ist's geschehen;
Wär' ich besonnen, hieß ich nicht der Tell.
Ich bitt' um Gnad', es soll nicht mehr begegnen

Geßler (nach einigem Stillschweigen).
Du bist ein Meister auf der Armbrust, Tell;
Man sagt, du nähmst es auf mit jedem Schützen?

Walther Tell.
Und das muß wahr sein, Herr, 'nen Apfel schießt
Der Vater dir vom Baum auf hundert Schritte.

Geßler.
Ist das dein Knabe, Tell?

Tell.
Ja, lieber Herr.

Geßler.
Hast du der Kinder mehr?

Tell.
Zwei Knaben, Herr.

Geßler.
Und welcher ist's, den du am meisten liebst?

Tell.
Herr, beide sind sie mir gleich liebe Kinder.

Geßler.
Nun, Tell! weil du den Apfel triffst vom Baume
Auf hundert Schritt, so wirst du deine Kunst
Vor mir bewähren müssen. — Nimm die Armbrust —
Du hast sie gleich zur Hand — und mach' dich fertig,
Einen Apfel von des Knaben Kopf zu schießen.
Doch, will ich rathen, ziele gut, daß du
Den Apfel treffest auf den ersten Schuß;
Denn fehlst du ihn, so ist dein Kopf verloren.
(Alle geben Zeichen des Schreckens.)

Tell.
Herr! — Welches Ungeheure sinnet Ihr
Mir an? — Ich soll vom Haupte meines Kindes —
Nein, nein doch, lieber Herr, das kommt Euch nicht
Zu Sinn, — verhüt's der gnäd'ge Gott, — das könnt Ihr
Im Ernst von einem Vater nicht begehren!

Geßler.
Du wirst den Apfel schießen von dem Kopf
Des Knaben. Ich begehr's und will's.

Tell.
Ich soll
Mit meiner Armbrust auf das liebe Haupt
Des eignen Kindes zielen? — Eher sterb' ich!

Geßler.
Du schießest oder stirbst mit deinem Knaben.

Tell.

Ich soll der Mörder werden meines Kinds!
Herr, Ihr habt keine Kinder, wisset nicht,
Was sich bewegt in eines Vaters Herzen.

Geßler.

Ei, Tell, du bist ja plötzlich so besonnen!
Man sagte mir, daß du ein Träumer seist
Und dich entfernst von andrer Menschen Weise.
Du liebst das Seltsame — drum hab' ich jetzt
Ein eigen Wagstück für dich ausgesucht.
Ein Andrer wohl bedächte sich — Du drückst
Die Augen zu, und greifst es herzhaft an.

Bertha.

Scherzt nicht, o Herr, mit diesen armen Leuten!
Ihr seht sie bleich und zitternd stehn; so wenig
Sind sie Kurzweils gewohnt aus Eurem Munde.

Geßler.

Wer sagt Euch, daß ich scherze?
(Greift nach einem Baumzweige, der über ihn herhängt.)
Hier ist der Apfel.
Man mache Raum! — Er nehme seine Weite,
Wie's Brauch ist; — achtzig Schritte geb' ich ihm —
Nicht weniger, noch mehr. — Er rühmte sich,
Auf ihrer hundert seinen Mann zu treffen.
Jetzt, Schütze, triff, und fehle nicht das Ziel!

Rudolph der Harras.

Gott, das wird ernsthaft. Falle nieder, Knabe,
Es gilt, und fleh' den Landvogt um dein Leben!

Walther Fürst
(bei Seite zu Melchthal, der kaum seine Ungeduld bezwingt).
Haltet an Euch, ich fleh' Euch drum, bleibt ruhig!

Bertha (zum Landvogt).
Laßt es genug sein, Herr! Unmenschlich ist's,
Mit eines Vaters Angst also zu spielen,
Wenn dieser arme Mann auch Leib und Leben
Verwirkt durch seine leichte Schuld, bei Gott!
Er hätte jetzt zehnfachen Tod empfunden.
Entlaßt ihn ungekränkt in seine Hütte,
Er hat Euch kennen lernen; dieser Stunde
Wird er und seine Kindeskinder denken.

Geßler.

Oeffnet die Gasse! — Frisch! was zauderst du?
Dein Leben ist verwirkt, ich kann dich tödten;
Und sieh', ich lege gnädig dein Geschick
In deine eigne kunstgeübte Hand.

Der kann nicht klagen über harten Spruch,
Den man zum Meister seines Schicksals macht.
Du rühmst dich deines sichern Blicks. Wohlan!
Hier gilt es, Schütze, deine Kunst zu zeigen;
Das Ziel ist würdig, und der Preis ist groß!
Das Schwarze treffen in der Scheibe, das
Kann auch ein Andrer; der ist mir der Meister,
Der seiner Kunst gewiß ist überall,
Dem's Herz nicht in die Hand tritt, noch in's Auge.

Walther Fürst (wirft sich vor ihm nieder).

Herr Landvogt, wir erkennen Eure Hoheit!
Doch lasset Gnad' für Recht ergehen! Nehmt
Die Hälfte meiner Habe, nehmt sie ganz!
Nur dieses Gräßliche erlasset einem Vater!

Walther Tell.

Großvater, knie nicht vor dem falschen Mann!
Sagt, wo ich hinstehn soll, ich fürcht' mich nicht;
Der Vater trifft den Vogel ja im Flug,
Er wird nicht fehlen auf das Herz des Kindes.

Stauffacher.

Herr Landvogt, rührt Euch nicht des Kindes Unschuld?

Rösselmann.

O denket, daß ein Gott im Himmel ist,
Dem Ihr müßt Rede stehn für Eure Thaten!

Geßler (zeigt auf den Knaben).

Man bind' ihn an die Linde dort!

Walther Tell.

Mich binden?
Nein, ich will nicht gebunden sein. Ich will
Still halten wie ein Lamm, und auch nicht athmen.
Wenn Ihr mich bindet, nein, so kann ich's nicht,
So werd' ich toben gegen meine Bande.

Rudolph der Harras.

Die Augen nur laß dir verbinden, Knabe!

Walther Tell.

Warum die Augen? Denket Ihr, ich fürchte
Den Pfeil von Vaters Hand? Ich will ihn fest
Erwarten und nicht zucken mit den Wimpern.
— Frisch, Vater, zeig's, daß du ein Schütze bist!
Er glaubt dir's nicht, er denkt uns zu verderben.
Dem Wüthrich zum Verdrusse schieß und triff!
(Er geht an die Linde, man legt ihm den Apfel auf.)

Melchthal (zu den Landleuten).

Was? Soll der Frevel sich vor unsern Augen
Vollenden? Wozu haben wir geschworen?

Stauffacher.

Es ist umsonst. Wir haben keine Waffen;
Ihr seht den Wald von Lanzen um uns her.

Melchthal.

O, hätten wir's mit frischer That vollendet!
Verzeih's Gott denen, die zum Aufschub riethen!

Geßler (zu Tell).

An's Werk! Man führt die Waffen nicht vergebens.
Gefährlich ist's, ein Mordgewehr zu tragen,
Und auf den Schützen springt der Pfeil zurück.
Dies stolze Recht, das sich der Bauer nimmt,
Beleidiget den höchsten Herrn des Landes.
Gewaffnet sei Niemand, als wer gebietet.
Freut's Euch, den Pfeil zu führen und den Bogen,
Wohl, so will ich das Ziel Euch dazu geben.

Tell

(spannt die Armbrust und legt den Pfeil auf).

Oeffnet die Gasse! Platz!

Stauffacher.

Was, Tell? Ihr wolltet — nimmermehr! — Ihr zittert,
Die Hand erbebt Euch, Eure Kniee wanken.

Tell (läßt die Armbrust sinken).

Mir schwimmt es vor den Augen!

Weiber.

Gott im Himmel!

Tell (zum Landvogt).

Erlasset mir den Schuß. Hier ist mein Herz!
(Er reißt die Brust auf.)
Ruft Eure Reisigen, und stoßt mich nieder!

Geßler.

Ich will dein Leben nicht, ich will den Schuß.
Du kannst ja Alles, Tell! An Nichts verzagst du;
Das Steuerruder führst du wie den Bogen;
Dich schreckt kein Sturm, wenn es zu retten gilt.
Jetzt, Retter, hilf dir selbst — du rettest Alle!

(Tell steht in fürchterlichem Kampfe, mit den Händen zuckend, [u]nd die rollenden Augen bald auf den Landvogt, bald zum Himmel [g]erichtet. — Plötzlich greift er in seinen Köcher, nimmt einen zweiten [P]feil heraus, und steckt ihn in seinen Koller. Der Landvogt bemerkt [a]lle diese Bewegungen.)

Walther Tell (unter der Linde).

Vater, schieß zu! Ich fürcht' mich nicht.

Tell.

Es muß!

(Er rafft sich zusammen und legt an.)

Rudenz

(der die ganze Zeit über in der heftigsten Spannung gestanden und mit Gewalt an sich gehalten, tritt hervor).

Herr Landvogt, weiter werdet Ihr's nicht treiben,
Ihr werdet nicht! Es war nur eine Prüfung.
Den Zweck habt Ihr erreicht. Zu weit getrieben,
Verfehlt die Strenge ihres weisen Zweck's,
Und allzu straff gespannt, zerspringt der Bogen.

Geßler.

Ihr schweigt, bis man Euch aufruft.

Rudenz.

Ich will reden!
Ich darf's! Des Königs Ehre ist mir heilig;
Doch solches Regiment muß Haß erwerben.
Das ist des Königs Wille nicht, ich darf's
Behaupten — solche Grausamkeit verdient
Mein Volk nicht; dazu habt Ihr keine Vollmacht.

Geßler.

Ha, Ihr erkühnt Euch!

Rudenz.

Ich hab' still geschwiegen
Zu allen schweren Thaten, die ich sah;
Mein sehend Auge hab' ich zugeschlossen,
Mein überschwellend und empörtes Herz
Hab' ich hinabgedrückt in meinen Busen.
Doch länger schweigen wär' Verrath zugleich
An meinem Vaterland und an dem Kaiser.

Bertha

(wirft sich zwischen ihn und den Landvogt).

O Gott, Ihr reizt den Wüthenden noch mehr.

Rudenz.

Mein Volk verließ ich, meinen Blutsverwandten
Entsagt' ich, alle Bande der Natur
Zerriß ich, um an Euch mich anzuschließen;
Das Beste Aller glaubt' ich zu befördern,
Da ich des Kaisers Macht befestigte;
Die Binde fällt von meinen Augen — schaudernd
Seh' ich an einen Abgrund mich geführt;
Mein freies Urtheil habt Ihr irr' geleitet,
Mein redlich Herz verführt; ich war daran,
Mein Volk in bester Meinung zu verderben.

Geßler.

Verwegner, diese Sprache deinem Herrn?

Rudenz.

Der Kaiser ist mein Herr, nicht Ihr. Frei bin ich
Wie Ihr geboren, und ich messe mich
Mit Euch in jeder ritterlichen Tugend.
Und ständet Ihr nicht hier in Kaisers Namen,
Den ich verehre, selbst wo man ihn schändet:
Den Handschuh würf' ich vor Euch hin, Ihr solltet
Nach ritterlichem Brauch mir Antwort geben.
— Ja, winkt nur Euren Reisigen; ich stehe
Nicht wehrlos da, wie Die;

(Auf das Volk zeigend.)

ich hab' ein Schwert,
Und wer mir naht —

Stauffacher (ruft).

Der Apfel ist gefallen!

(Indem sich Alle nach dieser Seite gewendet, und Bertha zwischen Rudenz und den Landvogt sich geworfen, hat Tell den Pfeil abgedrückt.)

Rösselmann.

Der Knabe lebt!

Viele Stimmen.

Der Apfel ist getroffen!

(Walther Fürst schwankt und droht zu sinken, Bertha hält ihn.)

Geßler (erstaunt).

Er hat geschossen? Wie? Der Rasende!

Bertha.

Der Knabe lebt! Kommt zu Euch, guter Vater!

Walther Tell
(kommt mit dem Apfel gesprungen).

Vater, hier ist der Apfel. — Wußt' ich's ja,
Du würdest deinen Knaben nicht verletzen.

Tell (stand mit vorgebogenem Leib, als wollt' er dem Pfeile folgen. Die Armbrust entsinkt seiner Hand. Wie er den Knaben kommen sieht, eilt er ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen und hebt ihn mit heftiger Inbrunst zu seinem Herzen hinauf. In dieser Stellung sinkt er kraftlos zusammen. Alle stehen gerührt.)

Bertha.

O güt'ger Himmel!

Walther Fürst (zu Vater und Sohn).

Kinder! Meine Kinder!

Stauffacher.

Gott sei gelobt!

Leuthold.

Das war ein Schuß! Davon
Wird man noch reden in den spät'sten Zeiten.

Rudolph der Harras.

Erzählen wird man von dem Schützen Tell,
So lang' die Berge stehn auf ihrem Grunde.
(Reicht dem Landvogt den Apfel.)

Geßler.

Bei Gott, der Apfel mitten durchgeschossen!
Es war ein Meisterschuß, ich muß ihn loben.

Rösselmann.

Der Schuß war gut, doch wehe dem, der ihn
Dazu getrieben, daß er Gott versuchte!

Stauffacher.

Kommt zu Euch, Tell, steht auf, Ihr habt Euch männlich
Gelöst, und frei könnt Ihr nach Hause gehen.

Rösselmann.

Kommt, kommt und bringt der Mutter ihren Sohn!
(Sie wollen ihn wegführen.)

Geßler.

Tell, höre!

Tell (kommt zurück).

Was befehlt Ihr, Herr?

Geßler.

Du stecktest
Noch einen zweiten Pfeil zu dir — ja, ja,
Ich sah es wohl — was meintest du damit?

Tell (verlegen).

Herr, das ist also bräuchlich bei den Schützen.

Geßler.

Nein, Tell, die Antwort laß ich dir nicht gelten;
Es wird was andres wohl bedeutet haben.
Sag' mir die Wahrheit frisch und fröhlich, Tell!
Was es auch sei, dein Leben sichr' ich dir.
Wozu der zweite Pfeil?

Tell.

Wohlan, o Herr,
Weil Ihr mich meines Lebens habt gesichert,
So will ich Euch die Wahrheit gründlich sagen.
(Er zieht den Pfeil aus dem Koller und sieht den Landvogt mit einem furchtbaren Blick an.)
Mit diesem zweiten Pfeil durchschoß ich — Euch,
Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte,
Und Eurer — wahrlich, hätt' ich nicht gefehlt.

Geßler.

Wohl, Tell! Des Lebens hab' ich dich gesichert;
Ich gab mein Ritterwort, das will ich halten;
Doch weil ich deinen bösen Sinn erkannt,
Will ich dich führen lassen und verwahren,
Wo weder Mond noch Sonne dich bescheint,
Damit ich sicher sei vor deinen Pfeilen.
Ergreift ihn, Knechte! Bindet ihn!

(Tell wird gebunden.)

Stauffacher.

Wie, Herr?
So könntet Ihr an einem Manne handeln,
An dem sich Gottes Hand sichtbar verkündigt?

Geßler.

Laß sehn, ob sie ihn zweimal retten wird.
Man bring' ihn auf mein Schiff! Ich folge nach
Sogleich, ich selbst will ihn nach Küßnacht führen.

Rösselmann.

Das dürft Ihr nicht, das darf der Kaiser nicht,
Das widerstreitet unsern Freiheitsbriefen!

Geßler.

Wo sind sie? Hat der Kaiser sie bestätigt?
Er hat sie nicht bestätigt. Diese Gunst
Muß erst erworben werden durch Gehorsam.
Rebellen seid ihr Alle gegen Kaisers
Gericht und nährt verwegene Empörung.
Ich kenn' euch Alle — ich durchschau' euch ganz.
Den nehm' ich jetzt heraus aus eurer Mitte;
Doch Alle seid ihr theilhaft seiner Schuld.
Wer klug ist, lerne schweigen und gehorchen.

(Er entfernt sich. Bertha, Rudenz, Harras und Knechte folgen. Frießhardt und Leuthold bleiben zurück.)

Walther Fürst (in heftigem Schmerz).

Es ist vorbei; er hat's beschlossen, mich
Mit meinem ganzen Hause zu verderben!

Stauffacher (zum Tell).

O, warum mußtet Ihr den Wüthrich reizen!

Tell.

Bezwinge sich, wer meinen Schmerz gefühlt!

Stauffacher.

O, nun ist Alles, Alles hin! Mit Euch
Sind wir gefesselt Alle und gebunden!

Landleute (umringen den Tell).

Mit Euch geht unser letzter Trost dahin!

Leuthold (nähert sich).

Tell, es erbarmt mich; doch ich muß gehorchen.

Tell.

Lebt wohl!

Walther Tell

(sich mit heftigem Schmerz an ihn schmiegend).

O Vater! Vater! lieber Vater!

Tell

(hebt die Arme zum Himmel).

Dort droben ist dein Vater! Den ruf' an!

Stauffacher.

Tell, sag' ich Eurem Weibe nichts von Euch?

Tell

(hebt den Knaben mit Inbrunst an seine Brust).

Der Knab' ist unverletzt; mir wird Gott helfen.

(Reißt sich schnell los und folgt den Waffenknechten.)

Johann Paul Friedrich Richter (Jean Paul),

geb. den 21. März 1763 zu Wunsiedel, sollte in Leipzig Theologie studiren, beschäftigte sich aber mehr mit Literatur und schönen Wissenschaften, lebte von 1784 an in Hof, von 1797 an abwechselnd in Leipzig, Weimar, Berlin, Meiningen, Koburg, siedelte sich 1804 in Baireuth an, wo er den 14. Nov. 1825 starb, nachdem er eine Zeitlang völlig erblindet gewesen war. — Romane, und zwar satirische (Grönländische Processe. Aus den Papieren des Teufels), sentimental-humoristische (Hesperus, Titan u. A.) und komisch-humoristische (Flegeljahre, Katzenberger, Schmelzle u. A.); Vorschule der Aesthetik; Levana (über Erziehung).

---

85. Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen.

Ein alter Mann stand in der Neujahrsmitternacht am Fenster, und schaute mit dem Blicke einer bangen Verzweiflung auf zum unbeweglichen, ewig blühenden Himmel und herab auf die stille, reine, weiße Erde, worauf jetzt Niemand so freuden- und schlaflos war als er. Denn sein Grab stand nahe an ihm; es war bloß vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt, und er brachte aus dem ganzen, reichen Leben nichts mit als Irrthümer, Sünden und Krankheiten, einen verheerten Körper, eine verödete Seele, die Brust voll Gift und ein Alter voll Reue. Seine schönen Jugendtage wandten sich heute als Gespenster um und zogen ihn wieder vor den holden Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt hatte, der rechts, auf der Sonnenbahn der Tugend, in ein weites, ruhiges

Land voll Licht und Ernten und voll Engel bringt, und welcher links in die Maulwurfsgänge des Lasters hinabzieht, in eine schwarze Höhle voll heruntertropfenden Giftes, voll zischender Schlangen und finsterer, schwüler Dämpfe. Ach, die Schlangen hingen um seine Brust und die Gifttropfen auf seiner Zunge, und er wußte nun, wo er war.

Sinnlos und mit unaussprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: „Gieb mir die Jugend wieder, o Vater, stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle!" Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöschen, und er sagte: „Es sind meine thörichten Tage!" Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen und im Fallen schimmern und auf der Erde zerrinnen. „Das bin ich!" sagte sein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter. Die lodernde Phantasie zeigte ihm fliehende Nachtwandler auf den Dächern, und die Windmühle erhob drohend ihre Arme zum Zerschlagen auf; und eine im leeren Todtenhause zurückgebliebene Larve nahm allmählich seine Züge an.

Mitten in dem Kampf floß plötzlich die Musik für das Neujahr vom Thurme hernieder, wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt. Er schaute um den Horizont herum und über die weite Erde, und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun glücklicher und besser als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegneter Menschen waren; und er sagte: „O, ich könnte auch, wie ihr, diese erste Nacht mit trockenen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte! Ach, ich könnte glücklich sein, ihr theuren Eltern, wenn ich eure Neujahrswünsche und Lehren erfüllt hätte!" Im fieberhaften Erinnern an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Todtenhause auf; endlich wurde sie durch den Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geister der Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jünglinge. Er konnte es nicht mehr sehen; er verhüllte das Auge; tausend heiße Thränen strömten versiegend in den Schnee; er seufzte nur noch leise, trostlos und sinnlos: „Komm nur wieder, Jugend, komm wieder!"

— — Und sie kam wieder: denn er hatte nur in der Neujahrsnacht fürchterlich geträumt. Er war noch ein Jüngling; nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen. Aber er dankte Gott, daß er, noch jung, in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren und sich auf die Sonnenbahn zurückbegeben konnte, die in's reiche Land der Ernten leitet.

Kehre mit ihm, junger Leser, um, wenn du auf seinem Irrwege stehest! Dieser schreckende Traum wird künftig dein Richter werden; aber wenn du einst jammervoll rufen würdest: Komm wieder, schöne Jugend, — so würde sie nicht wiederkommen! —

86. Der Sommer.

Gott, welche Jahreszeit! Wahrlich, ich weiß oft nicht, bleib' ich in der Stadt, oder geh' ich auf's Feld, so sehr ist's einerlei und hübsch! Geht man zum Thore hinaus, so erfreuen Einen die Bettler, die jetzt nicht frieren, und die Postreiter, die mit vieler Lust die ganze Nacht zu Pferde sitzen können; und die Schläfer schlafen im Freien. Man braucht kein dumpfes Haus; jede Staude macht man zur Stube, und hat dabei gar die guten, emsigen Bienen vor sich, und die prächtigsten Zweifalter. In Gärten, auf Bergen sitzen Gymnasiasten und ziehen im Freien Vacabeln aus Lexicis. Wegen des Jagdgebots wird nicht geschossen, und alles Leben in Büschen und Furchen und auf Anhöhen kann sich so recht sicher ergötzen. Ueberall kommen Reisende auf allen Wegen daher, haben die Wagen meist zurückgeschlagen; den Pferden stecken Zweige im Sattel und den Fuhrleuten Rosen im Munde. Die Schatten der Wolken laufen, die Vögel fliegen dazwischen auf und ab, Handwerksbursche wandern leicht mit ihren Bündeln und brauchen keine Arbeit. Sogar im Regenwetter steht man sehr gern draußen und riecht die Erquickung, und es schadet dem Viehhirten weiter Nichts die Nässe. Und ist's Nacht, so sitzt man nur in einem kühleren Schatten, von wo aus man den Tag deutlich sieht am nördlichen Horizont und an den süßen, warmen Himmelssternen. Wohin ich nur blicke, find' ich mein liebes Blau: am Flachs in der Blüthe, an den Kornblumen und am göttlichen unendlichen Himmel, in den ich gleich hinein springen möchte, wie in eine Fluth. — Kommt man nun wieder nach Hause, so findet sich in der That frische Wonne. Die Gasse ist eine wahre Kinderstube; sogar Abends nach dem Essen werden die Kleinen, ob sie gleich sehr wenig an haben, wieder in's Freie gelassen, und nicht, wie im Winter, unter die Bettdecke gejagt. Man ißt am Tage und weiß kaum, wo der Leuchter steht. Im Schlafzimmer sind die Fenster Tag und Nacht offen, auch die meisten Thüren, ohne Schaden. Die ältesten Weiber stehen ohne Frost am Fenster und nähen. Ueberall liegen Blumen: neben dem Dintenfaß, auf den Acten, auf den Sessions- und Ladentischen. Die Kinder lärmen sehr, und man hört das Rollen der Kegelbahnen Die halbe Nacht geht man in den Gassen auf und ab und spricht laut und sieht die Sterne am hohen Himmel schießen. Selbst die Fürstin geht noch Abends vor dem Essen im Park spazieren. Die fremden Virtuosen, die gegen Mitternacht nach Hause gehen, geigen noch auf der Gasse fort, bis in ihr Quartier, und die Nachbarschaft fährt an die Fenster. Die Extraposten kommen später, und die Pferde wiehern. Man liegt im Lärm am Fenster und schläft ein; man

erwacht von Posthörnern, und der ganze gestirnte Himmel hat sich aufgethan. O Gott, welches Freudenleben auf dieser kleinen Erde!

Johann Peter Hebel,

geb. den 10. Mai 1760 zu Basel, studirte zu Karlsruhe, dann zu Erlangen Theologie, wurde 1783 Hülfslehrer am Pädagogium zu Lörrach, 1791 Gymnasiallehrer zu Karlsruhe, 1805 Kirchenrath, 1808 Director des Gymnasiums, 1814 Mitglied des Consistoriums. 1819 Prälat, als solcher 1822 und 1825 Landtagsabgeordneter, starb auf einer Reise nach Heidelberg in Schwetzingen den 22. Sept. 1826. — Alemannische Gedichte. Der rheinische Hausfreund, woraus das „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes“ entnommen ist. — Der Kirschbaum. III. 37. Das Spinnlein. III. 106. Das Hafermus. IV. 6. Wächterruf. IV. 182. Der Sommerabend. IV. 184. Sommerlied. III. 87. Räthsel. III. 74. Seltsamer Spazierritt III. 78. Du sollst dich nicht rächen. III. 79. König Friedrich und sein Nachbar. IV. 97. Kaiser Napoleon und die Obstfrau in Brienne. IV. 99. Das Mittagsessen im Hofe. IV. 136. Das seltsame Recept. IV. 140. Die gute Mutter. V. 87. Der geheilte Patient. V. 90. Kannitverstan. V. 101. Die Spinnen. III. 105. Der Maulwurf. III. 135. Die Eidechsen III. 155. Ueber die Verbreitung der Pflanzen. IV. 11. Betrachtung über ein Vogelnest. IV. 35. Mancherlei Regen. V. 19. Belehrung über das Wetterglas. V. 21. Sprüchwörter. IV. 194—199. V. 136—138.

---

87. Der Winter.

1. Isch echt do obe Bauwele feil?
Sie schütten eim e redli Theil
in d'Gärten aben und ufs Hus;
es schneit doch au, es isch e Gruus;
und 's hangt no menge Wage voll
am Himmel abe, merki wohl.

2. Und wo ne Ma vo witem lauft,
se het er vo der Bauwele g'chauft;
er treit sie uf der Achsle no,
und uffem Huet, und lauft dervo.
Was laufsch denn so, du närrsche Ma?
De wirsch se doch nit g'stohle ha?

3. Und Gärten ab, und Gärten uf,
hen alli Scheie Chäpli uf,
Sie stöhn wie großi Here do;
sie meine, 's heigs sust Niemes so.
Der Nußbaum het doch au si Sach,
und 's Here Hus und 's Chilche-Dach.

4. Und wo me luegt, isch Schnee und Schnee,
me sieht ke Stroß und Fueß-Weg meh.
Meng Some-Chörnli, chlei und zart,
lit unterm Bode wohl verwahrt,
und schnei's, so lang es schneie mag,
es wartet uf si Ostertag.

5. Meng Summer-Vögli schöner Art
lit unterm Bode wohl verwahrt;
es het kei Chummer und kei Chlag,
und wartet uf si Ostertag;
und gangs au lang, er chunnt emol,
und sider schlofts, und 's isch em wohl.

6. Doch wenn im Früehlig 's Schwälmli singt,
und d'Sunne-Wärmi abedringt,
Potz tausig, wacht's in jedem Grab,
Und streift si Todte-Hemdli ab.
Wo nummen au ne Löchli isch,
schlief 's Leben use iung und frisch. —

7. Do fliegt e hungrig Spätzli her!
e Brösli Brot wär si Begehr.
Es luegt ein so erbärmli a;
's hei sider nechte nüt mehr gha.
Gell Bürstli, sell isch andri Zit,
wenn 's Chorn in alle Fure lit?

8. Do hesch! Loß andern au dervo!
Bisch hungerig, chasch wieder cho!
's mueß wohr sy, wie 's e Sprüchli git:
„Sie seihe nit und ernde nit;
„sie hen kei Pflueg und hen kei Joch,
„und Gott im Himmel nährt sie doch."

88. Moses Mendelssohn.

Moses Mendelssohn war jüdischer Religion und Handlungsbedienter bei einem Kaufmann, der das Pulver nicht soll erfunden haben. Dabei war er aber ein sehr frommer und weiser Mann und wurde daher von den angesehensten und gelehrtesten Männern hochgeachtet und geliebt. Und das ist recht. Denn man muß um des Bartes willen den Kopf nicht verachten, an dem er wächst. Dieser Moses Mendelssohn gab unter andern von der Zufriedenheit mit seinem Schicksal folgenden Beweis. Denn als eines Tages ein Freund zu ihm kam, und er eben an einer schweren Rechnung schwitzte, sagte dieser: „Es ist doch Schade, guter Moses, und ist unverantwortlich, daß ein so ver-

ständiger Kopf, wie Ihr seid, einem Manne um's Brot dienen muß, der Euch das Wasser nicht bieten kann. Seid Ihr nicht am kleinen Finger gescheidter, als der am ganzen Körper, so groß er ist?" Einem Andern hätt' das im Kopf gewurmt, er hätte Feder und Dintenfaß mit ein paar Flüchen hinter den Ofen geworfen und seinem Herrn aufgekündigt auf der Stelle. Aber der verständige Mendelssohn ließ das Dintenfaß stehen, steckte die Feder hinter das Ohr, sah seinen Freund ruhig an und sprach zu ihm also: „Das ist recht gut, wie es ist, und von der Vorsehung weise ausgedacht; denn so kann mein Herr von meinen Diensten viel Nutzen ziehen, und ich habe zu leben. Wäre ich der Herr und er mein Schreiber, ihn könnte ich nicht brauchen."

Friedrich von Matthisson,

geb. am 23. Jan. 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg, besuchte die Schule zu Klosterbergen, studirte in Halle Theologie, die er aber bald mit Philologie, Naturkunde und schöner Literatur vertauschte, ward Lehrer am Basedow'schen Institut in Dessau, dann Hofmeister eines liefländischen Grafen, mit dem er größere Reisen machte, lebte zwei Jahre bei seinem Freunde Bonstetten zu Nyon am Genfersee, wurde Vorleser und Reisegefährte der Fürstin von Anhalt-Dessau, mit welcher er 1795 Italien, die Schweiz und Tyrol besuchte, trat 1812 in die Dienste des Königs von Württemberg, wurde Oberintendant des Hoftheaters und Oberbibliothekar, 1809 geadelt, zog sich 1829 nach Wörlitz zurück, wo er am 12. März 1831 starb. — Repräsentant der elegisch-sentimentalen Schule. Lieder: Abendlandschaft. V. 115. Frühlingsabend. V. 127. Mondscheingemälde. Feenreigen. Heimweh. Lebenslied.

Johann Gaudenz von Salis-Seewis,

geb. den 26. Dec. 1762 zu Seewis in Graubündten, erhielt seine erste Bildung im väterlichen Hause, verlebte seine Jünglingsjahre bei Pfeffel in Colmar, diente als Hauptmann in der Schweizergarde zu Versailles, später als eidgenössischer Oberst, starb den 28. Jan. 1834 zu Malans. — Elegischer Lyriker, mit Matthisson befreundet und verwandten poetischen Charakters. — Herbstlied. II. 173. Winterlied. IV. 186. Das Grab. V. 131. Lied eines Landmannes in der Fremde (Traute Heimath meiner Lieben 2c.).

Johann Gottfried Seume,

geb. den 29. Jan. 1763 zu Poserne bei Weißenfels, studirte zu Leipzig Theologie, wurde von hessischen Werbern aufgegriffen und nach Amerika geschleppt, wo er gezwungen ward, gegen die um ihre Unabhängigkeit ringenden Amerikaner zu kämpfen, fiel nach der Rückkehr in die Hände preußischer Werber, desertirte und entging kaum der Todesstrafe, war dann eine Zeitlang Hofmeister, 1793 russischer Officier, mußte beim Ausbruch der polnischen Revo-

lution zum zweitenmale gegen die Freiheit kämpfen, wurde gefangen genommen, kehrte nach seiner Befreiung nach Leipzig zurück, machte zur Stärkung seiner Gesundheit große Fußreisen, lebte dann meist in Sachsen, starb den 18. Juni 1810 zu Teplitz. — Gedichte (Der Wilde. V. 93). Spaziergang nach Syrakus (Reisebeschreibung).

Friedrich Adolf Krummacher,

geb. den 13. Juli 1769 zu Tecklenburg in Westfalen, studirte in Duisburg Theologie, wurde dort Professor der Theologie, 1807 reform. Prediger in Crefeld, bald darauf zu Kettwig in Westfalen, 1819 Consistorialrath und Hofprediger in Bernburg, 1824 reform. Prediger in Bremen, wo er den 4. Apr. 1845 starb. — Gedichte. Parabeln. Kinderschriften. Erdbeerlied. II. 26. Die sieben Kindlein. II. 64. Sechszig Ernten. II. 139. Die Rothkehlchen. II. 214. Die kleine Wohlthäterin. II. 216. Das bittere Blümchen. III. 9. Der Apfelbaum. III. 11. Die Schafschur. III. 44. Die Moosrose. III. 51. Der Hollunderstab. III. 66. Das Nelkenbeet. III. 90. Der Rhein. IV. 61. Das Angebinde. IV. 155. Der Mann auf Carmel. IV. 156. Das Alpenlied. IV. 59.

August Wilhelm von Schlegel,

geb. den 8. Sept. 1767 zu Hannover, studirte in Göttingen zuerst Theologie, dann Philologie, wurde mit Bürger bekannt, 1791 Hauslehrer in Amsterdam, 1796 in Jena (mit Schiller), 1798 dort zum Professor ernannt, hielt 1802 Vorlesungen in Berlin, begleitete Frau von Staël 1805 durch Italien, Frankreich, Deutschland, Schweden, hielt 1808 Vorlesungen in Wien, ging 1809 nach Stockholm, folgte 1813 dem schwedischen Kronprinzen als Cabinetssecretär nach Deutschland, ward geadelt, lebte dann am Genfersee 1817 zu Paris, 1818 Professor an der Universität zu Bonn, wo er am 12. Mai 1845 starb. — Mit ihm beginnt die Reihe der Dichter, welche die romantische Schule bilden. — Gedichte (Arion). Metrische Uebersetzungen (Shakespeare, Calderon u. A.). Vorlesungen über Literatur und Kunst, über dramatische Kunst und Literatur, Kritiken u. A.

89. Aus: Shakespeare's „Julius Cäsar."

Dritter Aufzug.

Zweite Scene.

Das Forum.

(Brutus und Cassius kommen mit einem Haufen Volkes.)

Bürger.
Wir wollen Rechenschaft, legt Rechenschaft uns ab!

Brutus.
So folget mir und gebt Gehör mir, Freunde.
Ihr, Cassius, geht in eine andre Straße
Und theilt die Haufen —

Wer mich will reden hören, bleibe hier;
Wer Cassius folgen will, der geh' mit ihm.
Wir wollen öffentlich die Gründ' erklären
Von Cäsars Tod.

Erster Bürger.

Ich will den Brutus hören.

Zweiter Bürger.

Den Cassius ich: so können wir die Gründe
Vergleichen, wenn wir beide angehört.

(Cassius mit einigen Bürgern ab. Brutus besteigt die Rostra.)

Dritter Bürger.

Der edle Brutus steht schon oben: still!

Brutus.

Seid ruhig bis zum Schluß.

Römer! Mitbürger! Freunde! Hört mich meine Sache füh-en, und seid still, damit ihr hören möget. Glaubt mir um mei-er Ehre willen, und hegt Achtung vor meiner Ehre, damit ihr auben mögt. Richtet mich nach eurer Weisheit, und weckt eure inne, um desto besser urtheilen zu können. Ist Jemand in eser Versammlung, irgend ein herzlicher Freund Cäsars, dem ge ich: des Brutus Liebe zum Cäsar war nicht geringer als ine. Wenn dieser Freund dann fragt, warum Brutus gegen äsar aufstand, ist dies meine Antwort: nicht, weil ich Cäsarn eniger liebte, sondern weil ich Rom mehr liebte. Wolltet ihr eber, Cäsar lebte und ihr stürbet alle als Sklaven, als daß äsar todt ist, damit ihr alle lebet wie freie Männer? Weil äsar mich liebte, wein' ich um ihn; weil er glücklich war, freue mich; weil er tapfer war, ehr' ich ihn; aber weil er herrsch-chtig war, erschlug ich ihn. Also Thränen für seine Liebe, eude für sein Glück, Ehre für seine Tapferkeit, und Tod für ne Herrschsucht. Wer ist hier so niedrig gesinnt, daß er ein echt sein möchte? Ist es Jemand, er rede, denn ihn habe ich leidigt. Wer ist hier so roh, daß er nicht wünschte, ein Römer sein? Ist es Jemand, er rede, denn ihn habe ich beleidigt. h halte inne, um Antwort zu hören.

Bürger.

(Verschiedene Stimmen auf einmal.)

emand, Brutus, Niemand.

Brutus.

Dann habe ich Niemand beleidigt. Ich that Cäsarn nichts, was ihr dem Brutus thun würdet. Die Untersuchung über nen Tod ist im Capitol aufgezeichnet: sein Ruhm nicht ge-mälert, wo er Verdienste hatte; seine Vergehen nicht übertrie-, für die er den Tod gelitten.

(Antonius und Andere treten auf mit Cäsars Leiche.)
Hier kommt seine Leiche, von Mark Anton betrauert, der, ob er schon keinen Theil an seinem Tode hatte, die Wohlthat seines Sterbens, einen Platz im gemeinen Wesen, genießen wird. Wer von euch wird es nicht? Hiermit trete ich ab: wie ich meinen besten Freund für das Wohl Roms erschlug, so habe ich denselben Dolch für mich selbst, wenn es dem Vaterlande gefällt, meinen Tod zu bedürfen.

Bürger.

Lebe, Brutus! lebe! lebe!

Erster Bürger.

Begleitet mit Triumph ihn in sein Haus.

Zweiter Bürger.

Stellt ihm ein Bildniß auf bei seinen Ahnen.

Dritter Bürger.

Er werde Cäsar.

Vierter Bürger.

Im Brutus krönt ihr Cäsars beßre Gaben.

Erster Bürger.

Wir bringen ihn zu Haus mit lautem Jubel.

Brutus.

Mitbürger —

Zweiter Bürger.

Schweigt doch! stille! Brutus spricht.

Erster Bürger.

Still da!

Brutus.

Ihr guten Bürger, laßt allein mich gehn:
Bleibt mir zu Liebe hier beim Mark Anton.
Ehrt Cäsars Leiche, ehret seine Rede,
Die Cäsars Ruhm verherrlicht: dem Antonius
Gab unser Will' Erlaubniß, sie zu halten.
Ich bitt' Euch, Keiner gehe fort von hier,
Als ich allein, bis Mark Anton gesprochen. (Ab.)

Erster Bürger.

He, bleibt doch! Hören wir den Mark Anton.

Dritter Bürger.

Laßt ihn hinaufgehn auf die Rednerbühne.
Ja, hört ihn! Edler Mark Anton, hinauf!

Antonius.

Um Brutus' willen bin ich euch verpflichtet.

Vierter Bürger.

Was sagt er da vom Brutus?

Dritter Bürger.

Er sagt, um Brutus willen find' er sich
Uns insgesammt verpflichtet.

Vierter Bürger.

Er thäte wohl,
Dem Brutus hier nichts Uebles nachzureden.

Erster Bürger.

Der Cäsar war ein Tyrann.

Dritter Bürger.

Ja, das ist sicher.
Es ist ein Glück für uns, daß Rom ihn los ward.

Vierter Bürger.

Still! Hört doch, was Antonius sagen kann!

Antonius.

Ihr edlen Römer —

Bürger.

Still da! hört ihn doch!

Antonius.

Mitbürger! Freunde! Römer! hört mich an:
Begraben will ich Cäsarn, nicht ihn preisen.
Was Menschen Uebles thun, das überlebt sie,
Das Gute wird mit ihnen oft begraben.
So sei es auch mit Cäsarn! Der edle Brutus
Hat euch gesagt, daß er voll Herrschsucht war;
Und war er das, so war's ein schwer Vergehen,
Und schwer hat Cäsar auch dafür gebüßt.
Hier, mit des Brutus Willen und der Andern,
(Denn Brutus ist ein ehrenwerther Mann;
Das sind sie alle, alle ehrenwerth)
Komm' ich, bei Cäsars Leichenzug zu reden.
Er war mein Freund, war mir gerecht und treu,
Doch Brutus sagt, daß er voll Herrschsucht war,
Und Brutus ist ein ehrenwerther Mann.
Er brachte viel Gefangne heim nach Rom,
Wofür das Lösegeld den Schatz gefüllt.
Sah das der Herrschsucht wohl am Cäsar gleich?
Wenn Arme zu ihm schrie'n, so weinte Cäsar:
Die Herrschsucht sollt' aus härterm Stoff bestehn.
Doch Brutus sagt, daß er voll Herrschsucht war,
Und Brutus ist ein ehrenwerther Mann.
Ihr alle saht, wie am Lupercus-Fest
Ich dreimal ihm die Königskrone bot,
Die dreimal er geweigert. War das Herrschsucht?
Doch Brutus sagt, daß er voll Herrschsucht war,
Und ist gewiß ein ehrenwerther Mann

Ich will, was Brutus sprach, nicht widerlegen,
Ich spreche hier von dem nur, was ich weiß.
Ihr liebtet all' ihn einst nicht ohne Grund:
Was für ein Grund wehrt euch, um ihn zu trauern?
O Urtheil, du entflohst zum blöden Vieh,
Der Mensch ward unvernünftig! — Habt Geduld!
Mein Herz ist in dem Sarge hier beim Cäsar,
Und ich muß schweigen, bis es mir zurückkommt.

Erster Bürger.

Mich dünkt, in seinen Reden ist viel Grund.

Zweiter Bürger.

Wenn man die Sache recht erwägt, ist Cäsarn
Groß Unrecht widerfahren.

Dritter Bürger.

Meint ihr, Bürger?
Ich fürcht', ein Schlimm'rer kommt an seine Stelle.

Vierter Bürger.

Habt ihr gehört? Er nahm die Krone nicht,
Da sieht man, daß er nicht herrschsüchtig war.

Erster Bürger.

Wenn dem so ist, so wird es Manchem theuer
Zu stehen kommen.

Zweiter Bürger.

Ach, der arme Mann!
Die Augen sind ihm feuerroth vom Weinen.

Dritter Bürger.

Antonius ist der bravste Mann in Rom.

Vierter Bürger.

Gebt Acht, er fängt von Neuem an zu reden.

Antonius.

Noch gestern hätt' umsonst dem Worte Cäsars
Die Welt sich widersetzt: nun liegt er da,
Und der Geringste neigt sich nicht vor ihm.
O Bürger! strebt' ich, Herz und Muth in euch
Zur Wuth und zur Empörung zu entflammen,
So thät' ich Cassius und Brutus Unrecht,
Die ihr als ehrenwerthe Männer kennt.
Ich will nicht ihnen Unrecht thun, will lieber
Dem Todten Unrecht thun, mir selbst und euch
Als ehrenwerthen Männern, wie sie sind.
Doch seht dies Pergament mit Cäsars Siegel;
Ich fand's bei ihm, es ist sein letzter Wille.
Vernähme nur das Volk dies Testament,
(Das ich, verzeiht mir, nicht zu lesen denke)
Sie gingen hin und küßten Cäsars Wunden

Und tauchten Tücher in sein heil'ges Blut,
Ja, bäten um ein Haar zum Angedenken,
Und sterbend nennten sie's im Testament,
Und hinterließen's ihres Leibes Erben
Zum köstlichen Vermächtniß.

Vierter Bürger.

Wir wollen's hören: les't das Testament!
Les't, Mark Anton.

Bürger.

Ja ja, das Testament!
Laßt Cäsars Testament uns hören.

Antonius.

Seid ruhig, lieben Freund'! Ich darf's nicht lesen,
Ihr müßt nicht wissen, wie euch Cäsar liebte.
Ihr seid nicht Holz, nicht Stein, ihr seid ja Menschen;
Drum, wenn ihr Cäsars Testament erführt,
Es setzt' in Flammen euch, es macht' euch rasend.
Ihr dürft nicht wissen, daß ihr ihn beerbt,
Denn wüßtet ihr's, was würde draus entstehn?

Bürger.

Les't das Testament! Wir wollen's hören, Mark Anton.
Les't das Testament! Cäsars Testament!

Antonius.

Wollt ihr euch wohl gedulden? wollt ihr warten?
Ich übereilte mich, da ich's euch sagte.
Ich fürcht', ich thu' den ehrenwerthen Männern
Zu nah, von deren Dolchen Cäsar fiel;
Ich fürcht' es.

Vierter Bürger.

Sie sind Verräther: ehrenwerthe Männer!

Bürger.

Das Testament! Das Testament!

Zweiter Bürger.

Sie waren Bösewichter, Mörder! Das Testament!
Les't das Testament!

Antonius.

So zwingt ihr mich, das Testament zu lesen?
Schließt einen Kreis um Cäsars Leiche denn,
Ich zeig' euch den, der euch zu Erben machte.
Erlaubt ihr mir's? soll ich hinuntersteigen?

Bürger.

Ja, kommt nur!

Zweiter Bürger.

Steigt herab!

(Er verläßt die Rednerbühne.)

Dritter Bürger.

Es ist euch gern erlaubt.

Vierter Bürger.

Schließt einen Kreis herum.

Erster Bürger.

Zurück vom Sarge! von der Leiche weg!

Zweiter Bürger.

Platz für Antonius! für den edlen Antonius!

Antonius.

Nein, drängt nicht so heran! Steht weiter weg!

Bürger.

Zurück! Platz da! zurück!

Antonius.

Wofern ihr Thränen habt, bereitet euch,
Sie jetzo zu vergießen. Diesen Mantel,
Ihr kennt ihn alle; noch erinnr' ich mich
Des ersten Males, da ihn Cäsar trug,
In seinem Zelt, an einem Sommerabend —
Er überwand den Tag die Nervier —
Hier, schauet! fuhr des Cassius Dolch herein;
Seht, welchen Riß der tück'sche Casca machte!
Hier stieß der vielgeliebte Brutus durch,
Und als er den verfluchten Stahl hinwegriß,
Schaut her, wie ihm das Blut des Cäsar folgte,
Als stürzt' es vor die Thür, um zu erfahren,
Ob wirklich Brutus so unfreundlich klopfte.
Denn Brutus, wie ihr wißt, war Cäsars Engel. —
Ihr Götter, urtheilt, wie ihn Cäsar liebte!
Kein Stich von allen schmerzte so wie der.
Denn als der edle Cäsar Brutus sah,
Warf Undank, stärker als Verrätherwaffen,
Ganz ihn nieder: da brach sein großes Herz,
Und in den Mantel sein Gesicht verhüllend,
Grad' am Gestell der Säule des Pompejus,
Von der das Blut rann, fiel der große Cäsar.
O meine Bürger, welch' ein Fall war das!
Da fielet ihr und ich; wir alle fielen,
Und über uns frohlockte blut'ge Tücke.
O ja! nun weint ihr, und ich merk', ihr fühlt
Den Drang des Mitleids: dies sind milde Tropfen.
Wie? weint ihr, gute Herzen, seht ihr gleich
Nur unsers Cäsars Kleid verletzt? Schaut her!
Hier ist er selbst, geschändet von Verräthern

Erster Bürger.

O kläglich Schauspiel!

Zweiter Bürger.

O edler Cäsar!

Dritter Bürger.

O jammervoller Tag!

Vierter Bürger.

O Buben und Verräther!

Erster Bürger.

O blut'ger Anblick!

Zweiter Bürger.

Wir wollen Rache, Rache! Auf und sucht!
Sengt! brennt! schlagt! mordet! laßt nicht Einen leben!

Antonius.

Seid ruhig, meine Bürger!

Erster Bürger.

Still da! Hört den edlen Antonius!

Zweiter Bürger.

Wir wollen ihn hören, wir wollen ihm folgen, wir wollen für ihn sterben.

Antonius.

Ihr guten lieben Freund', ich muß euch nicht
Hinreißen zu des Aufruhrs wildem Sturm.
Die diese That gethan, sind ehrenwerth.
Was für Beschwerden sie persönlich führen,
Warum sie's thaten, ach! das weiß ich nicht.
Doch sind sie weis' und ehrenwerth, und werden
Euch sicherlich mit Gründen Rede stehn.
Nicht euer Herz zu stehlen komm' ich, Freunde:
Ich bin kein Redner, wie es Brutus ist,
Nur, wie ihr Alle wißt, ein schlichter Mann,
Dem Freund' ergeben, und das wußten die
Gar wohl, die mir gestattet, hier zu reden.
Ich habe weder Schriftliches noch Worte,
Noch Würd' und Vortrag, noch die Macht der Rede,
Der Menschen Blut zu reizen; nein, ich spreche
Nur gradezu und sag' euch, was ihr wißt.
Ich zeig' euch des geliebten Cäsars Wunden,
Die armen stummen Munde, heiße die
Statt meiner reden. Aber wär' ich Brutus,
Und Brutus Mark Anton, dann gäb' es einen,
Der eure Geister schürt', und jeder Wunde
Des Cäsar eine Zunge lieh, die selbst
Die Steine Roms zum Aufstand würd' empören.

Dritter Bürger.

Empörung!

Erster Bürger.

Steckt des Brutus Haus in Brand.

Dritter Bürger.

Hinweg denn! kommt, sucht die Verschwornen auf!

Antonius.

Noch hört mich, meine Bürger, hört mich an!

Bürger.

Still da! Hört Mark Anton! den edlen Mark Anton!

Antonius.

Nun, Freunde, wißt ihr selbst auch, was ihr thut?
Wodurch verdiente Cäsar eure Liebe?
Ach nein! ihr wißt nicht. — Hört es denn! Vergessen
Habt ihr das Testament, wovon ich sprach.

Bürger.

Wohl wahr! Das Testament! Bleibt, hört das Testament!

Antonius.

Hier ist das Testament mit Cäsars Siegel.
Darin vermacht er jedem Bürger Roms,
Auf jeden Kopf euch fünf und siebzig Drachmen.

Zweiter Bürger.

O edler Cäsar! — Kommt, rächt seinen Tod!

Dritter Bürger.

O königlicher Cäsar!

Antonius.

Hört mich mit Geduld!

Bürger.

Still da!

Antonius.

Auch läßt er alle seine Lustgehege,
Verschloßne Lauben, neugepflanzte Gärten,
Diesseit der Tiber, euch und euren Erben
Auf ew'ge Zeit, damit ihr euch ergehn
Und euch gemeinsam dort ergötzen könnt.
Das war ein Cäsar: wann kommt seines Gleichen?

Erster Bürger.

Nimmer! nimmer! — Kommt! hinweg! hinweg!
Verbrennt den Leichnam auf dem heil'gen Platze,
Und mit den Bränden zündet den Verräthern
Die Häuser an. Nehmt denn die Leiche auf!

Zweiter Bürger.

Geht! holt Feuer!

Dritter Bürger.

Reißt Bänke ein!

Vierter Bürger.

Reißt Sitze, Läden, Alles ein!
(Die Bürger mit Cäsars Leiche ab.)

Antonius.

Nun wirk' es fort. Unheil, du bist im Zuge:
Nimm, welchen Lauf du willst! —
(Ein Diener kommt.)
Was bringst du, Bursch?

Diener.

Herr, Octavius ist schon nach Rom gekommen.

Antonius.

Wo ist er?

Diener.

Er und Lepidus sind in Cäsars Hause.

Antonius.

Ich will sofort dahin, ihn zu besuchen,
Er kommt erwünscht. Das Glück ist aufgeräumt,
Und wird in dieser Laun' uns nichts versagen.

Diener.

Ich hört' ihn sagen, Cassius und Brutus
Sei'n durch die Thore Roms wie toll geritten.

Antonius.

Vielleicht vernahmen sie vom Volke Kundschaft,
Wie ich es aufgewiegelt. Führ' indeß
Mich zum Octavius. (Beide ab.)

Ludwig Tieck,

geb. den 31. Mai 1773 zu Berlin, studirte in Halle, Göttingen und Erlangen Geschichte und Literatur, lebte dann ohne Amt abwechselnd in Berlin, Hamburg, Jena (in Verbindung mit den beiden Schlegel), zum Theil auf Reisen (1805 in Italien, 1818 in England), wurde Hofrath und Mitglied der Theater-Intendanz in Dresden, wurde 1841 von Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen, wo er am 28. April 1853 starb. — Der eigentliche Dichter der romantischen Schule. Lieder (Vogelsang. IV. 36. Zuversicht. Andacht. Herbstlied. Arbeit. Der Trostlose. Im Walde. Nacht.), Elegien, Romanzen, Sonette, romantische Schauspiele (Genovefa, Fortunat, Octavianus), Märchen, Novellen, Romane, Uebersetzungen (Shakespeare, in Verbindung mit Schlegel), Kritiken u. a. Aufsätze.

Clemens Brentano,

geb. den 8. Sept. 1778 zu Ehrenbreitenstein im Hause seiner Großmutter Sophie de la Roche, besuchte das Gymnasium in Coblenz, studirte in Jena, wo er sich an Schlegel anschloß, lebte nach dem Tode seiner Frau (1806)

unstät an verschiedenen Orten, trat 1818 zur kathol. Kirche über, starb am 28. Juni 1842 zu Aschaffenburg. — In seinen und Arnims Schriften erreicht die Willkür den höchsten Gipfel. Lieder (Loblied. IV. 191.), Romanzen, Märchen und Erzählungen (Die Gottesmauer. V. 89.), Dramatisches.

Friedrich von Hardenberg, gen. Novalis,

geb. den 2. Mai 1772 zu Wiederstedt in der Grafschaft Mansfeld, studirte in Jena Philosophie (in Verbindung mit Fr. Schlegel), dann in Leipzig und Wittenberg Rechtswissenschaft, ging hierauf nach Freiberg auf die Bergakademie, ward 1795 Salinenauditeur und 1799 Salinenassessor zu Weißenfels, wo er den 25. März 1801 starb, noch nicht 29 Jahre alt. — Lyrische Gedichte (Wenn ich ihn nur habe. V. 133. Bergmannslied. V. 18.); der unvollendete Roman „Heinrich von Ofterdingen."

Max von Schenkendorf,

geb. den 11. Dec. 1784 zu Tilsit, studirte in Königsberg Jurisprudenz und Kameralwissenschaft, lernte 1805 die Landwirthschaft praktisch, machte den Feldzug von 1813 mit, wurde 1815 Regierungsrath in Coblenz, starb 1817 an seinem Geburtstage. — Lyrische Gedichte, namentlich patriotische. Palmsonntag. III. 181. Sonntagsfrühe. V. 124. Unsere Muttersprache V. 135. Landsturm. Freiheit (Freiheit, die ich meine). Das Lied vom Rhein (Es klingt ein heller Klang). Soldatenmorgenlied (Erhebt euch von der Erde).

---

90. Soldaten-Morgenlied.

(1813.)

1. Erhebt euch von der Erde,
Ihr Schläfer, aus der Ruh';
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu.
Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenroth;
Man träumt von Siegeskränzen,
Man denkt auch an den Tod.

2. Du reicher Gott in Gnaden,
Schau her vom blauen Zelt;
Du selbst hast uns geladen
In dieses Waffenfeld.
Laß uns vor dir bestehen,
Und gieb uns heute Sieg;
Die Christenbanner wehen,
Dein ist, o Herr! der Krieg.

3. Ein Morgen soll uns kommen,
Ein Morgen, mild und klar;
Sein harren alle Frommen,
Ihn schaut der Engel Schar.
Bald scheint er, sonder Hülle,
Auf jeden deutschen Mann,
O brich, du Tag der Fülle,
Du Freiheitstag, brich an.

4. Dann Klang von allen Thürmen,
Und Klang aus jeder Brust,
Und Ruhe nach den Stürmen,
Und Lieb' und Lebenslust.
Es schallt auf allen Wegen
Dann frohes Siegsgeschrei;
Und wir, ihr wackern Degen,
Wir waren auch dabei.

Theodor Körner,

geb. den 23. Sept. 1791 zu Dresden, studirte auf der Bergakademie zu Freiberg, dann zu Leipzig, war 1812 Theaterdichter in Wien, trat 1813 als Freiwilliger in Lützow's Freischar, fiel den 26. Aug. 1813 in dem Gefecht bei Gadebusch in Mecklenburg. — Lyrische Gedichte, besonders Kriegslieder (In „Leyer und Schwert": Lied zur feierlichen Einsegnung des preußischen Frei=Corps. Aufruf [Frisch auf, mein Volk!] Gebet während der Schlacht [Vater, ich rufe dich!] Lützow's wilde Jagd. V. 68 Schwertlied [Du Schwert an meiner Linken.]; Dramatisches (Zriny, Hedwig. Rosamunde u. A.)

---

91. Lied zur feierlichen Einsegnung des preußischen Frei=Corps.

1. Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Muth zusammen.
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.
Denn was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja selber angefacht.
Dem Herrn allein die Ehre!

2. Der Herr ist unsre Zuversicht,
Wie schwer der Kampf auch werde:
Wir streiten ja für Recht und Pflicht
Und für die heil'ge Erde.
D'rum, retten wir das Vaterland,
So that's der Herr durch unsre Hand.
Dem Herrn allein die Ehre!

3. Es bricht der freche Uebermuth
Der Tyrannei zusammen;
Es soll der Freiheit heil'ge Gluth
In allen Herzen flammen.
D'rum frisch in Kampfes Ungestüm!
Gott ist mit uns und wir mit ihm.
Dem Herrn allein die Ehre!

4. Er weckt uns jetzt mit Siegerlust
Für die gerechte Sache,
Er rief es selbst in unsre Brust:
Auf, deutsches Volk, erwache!
Und führt uns, wär's auch durch den Tod,
Zu seiner Freiheit Morgenroth.
Dem Herrn allein die Ehre!

92. Schwertlied.

1. Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heit'res Blinken?
Schaust mich so freundlich an,
Hab' meine Freude d'ran. Hurrah!

2. „Mich trägt ein wackrer Reiter,
„D'rum blink' ich auch so heiter,
„Bin freien Mannes Wehr,
„Das freut dem Schwerte sehr." Hurrah!

3. Ja, gutes Schwert, frei bin ich,
Und liebe dich herzinnig,
Als wärst du mir getraut
Als eine liebe Braut. Hurrah!

4. „Dir hab' ich's ja ergeben,
„Mein lichtes Eisenleben.
„Ach, wären wir getraut!
„Wann holst du deine Braut?" Hurrah!

5. Zur Brautnachts-Morgenröthe
Ruft festlich die Trompete;
Wenn die Kanonen schrei'n,
Hol' ich das Liebchen ein. Hurrah!

6. „O seliges Umfangen!
„Ich harre mit Verlangen.
„Du Bräut'gam hole mich.
„Mein Kränzchen bleibt für dich." Hurrah!

7. Was klirrst du in der Scheide,
Du helle Eisenfreude,
So wild, so schlachtenfroh?
Mein Schwert, was klirrst du so? Hurrah!

8. „Wohl klirr' ich in der Scheide,
„Ich sehne mich zum Streite,
„Recht wild und schlachtenfroh.
„D'rum, Reiter, klirr' ich so." Hurrah!

9. Bleib' doch im engen Stübchen,
Was willst du hier, mein Liebchen?
Bleib' still im Kämmerlein,
Bleib', bald hol' ich dich ein. Hurrah!

10. „Laß mich nicht lange warten!
„O schöner Liebesgarten,
„Voll Röslein blutig roth,
„Und aufgeblühtem Tod." Hurrah!

11. So komm denn aus der Scheide,
Du Reiters Augenweide,
Heraus, mein Schwert, heraus!
Führ' dich in's Vaterhaus. Hurrah!

12. „Ach, herrlich ist's im Freien,
„Im rüst'gen Hochzeitreihen.
„Wie glänzt im Sonnenstrahl
„So bräutlich hell der Stahl!" Hurrah!

13. Wohlauf, ihr kecken Streiter!
Wohlauf, ihr deutschen Reiter!
Wird euch das Herz nicht warm?
Nehmt's Liebchen in den Arm. Hurrah!

14. Erst that es an der Linken
Nur ganz verstohlen blinken,
Doch an die Rechte traut
Gott sichtbarlich die Braut. Hurrah!

15. D'rum drückt den liebeheißen,
Bräutlichen Mund von Eisen
An eure Lippen fest.
Fluch, wer die Braut verläßt! Hurrah!

16. Nun laßt das Liebchen singen,
Daß helle Funken springen!
Der Hochzeitmorgen graut. —
Hurrah, du Eisenbraut! Hurrah!

Ernst Moritz Arndt,

geb. den 26. Dec. 1769 zu Schoritz auf Rügen, studirte in Greifswald und Jena Theologie, gab dieselbe jedoch bald auf, machte 1797 bis 1799 Reisen durch Schweden, Ungarn, Italien und Frankreich, wurde 1806 in Greifswald Professor und hielt Vorlesungen über Geschichte, flüchtete wegen freisinniger Aeußerungen 1808 vor den Franzosen nach Schweden, kehrte 1813 zurück, wirkte durch Gedichte und Schriften kräftigend auf das Nationalgefühl, wurde 1818 Professor in Bonn, mußte 1820 seine Vorlesungen einstellen, durfte sie 1840 nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. wieder halten, starb den 11. Jan. 1860 zu Bonn. — Patriotische Gedichte (Was ist des Deutschen Vaterland? Deutscher Trost. VI. Vaterlandslied. VI. Das Lied vom Feldmarschall. V. 70. Bundeslied); religiöse Lieder (Morgenlied. II. 42.); Märchen (Die Zwerge in den neun Bergen. IV. 42.); Reisebeschreibungen; Historisches; Biographisches u. A.

---

93. Deutscher Trost.

1. Deutsches Herz, verzage nicht,
Thu', was dein Gewissen spricht,
Dieser Strahl des Himmelslichts,
Thue recht und fürchte Nichts!

2. Baue nicht auf bunten Schein,
Lug und Trug ist dir zu fein,
Schlecht geräth dir List und Kunst,
Feinheit wird dir eitel Dunst.

3. Doch die Treue ehrenfest
Und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt, Demuth, Redlichkeit
Stehn dir wohl, du Sohn von Teut.

4. Wohl steht dir das grade Wort,
Wohl der Speer, der grade bohrt,
Wohl das Schwert, das offen ficht,
Und von vorn die Brust durchsticht.

5. Laß den Welschen Meuchelei,
Du sei redlich, fromm und frei;
Laß den Welschen Sclavenzier,
Schlichte Treue sei mit dir.

6. Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
Deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl
Sind vier Helden allzumal.

7 Diese steh'n wie Felsenburg,
Diese fechten Alles durch,
Diese halten tapfer aus
In Gefahr und Todesbraus.

8. Deutsches Herz, verzage nicht,
Thu', was dein Gewissen spricht,
Redlich folge seiner Spur,
Redlich hält es seinen Schwur.

94. Vaterlandslied.

1. Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis auf's Blut,
Bis in den Tod die Fehde.
2. So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechten Treuen halten,
Und nimmer im Tyrannensold
Die Menschenschädel spalten;
Doch wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir zu Scherben,
Der soll im deutschen Lande nicht
Mit deutschen Männern erben.
3. O Deutschland, heil'ges Vaterland!
O deutsche Lieb' und Treue!
Du hohes Land! du schönes Land!
Dir schwören wir auf's Neue!
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der fütt're Kräh'n und Raben!
So zieh'n wir aus zur Hermannsschlacht,
Und wollen Rache haben.
4. Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle, Mann für Mann,
Für's Vaterland zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan!
Und himmelan die Hände!
Und rufet Alle, Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!
5. Laßt klingen, was nur klingen kann,
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eisen röthen,
Mit Henkerblut Franzosenblut —
O süßer Tag der Rache!

Das klinget allen Deutschen gut,
Das ist die große Sache.
6. Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten weh'n und Fahnen!
Wir wollen heut' uns Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen:
Auf! Fliege, stolzes Siegspanier,
Voran dem kühnen Reihen!
Wir siegen oder sterben hier
Den süßen Tod der Freien.

95. Der Holländer.

Wer aus andern deutschen Landen nach Holland kommt, wenn er die Menschen und ihre Art und ihr Leben sieht, ihre Flüsse, Kanäle, Gräben, Schleusen und Deiche, ihre mächtigen Häfen, Werften, Landstraßen, Städte, Festen, Schlösser und Thürme, die Tüchtigkeit, Kühnheit, Zweckmäßigkeit, Nettigkeit, Sauberkeit, Klarheit in Allem: so steht er still, staunt und wundert sich. Wenn er es länger gesehen und ruhiger betrachtet und genauer nach Allem sich erkundigt hat, und vollends die Geschichten dieser Menschen näher erforscht: so steht er still, lobt und bewundert. Denn alles dies, dieses reiche Land, diese prächtigen Städte, diese blanken, freundlichen, städtegleichen Dörfer hat der denkende und arbeitsame Mensch aus dem Schlamm herausgehoben, und zum Theil den Wogen des Meeres abgewonnen. Am meisten aber hat Holland und Seeland diesen Niederlanden das Gepräge aufgedrückt, und darum müssen die Niederländer es sich gefallen lassen, bei den Fremden durchweg als Holländer zu heißen.

Aber diesen Menschen, wie soll man ihn beschreiben? etwa wie ihn der Schwabe oder Thüringer ausschreit: ein Kerl mit Froschblut, mehr Wasser als Blut in den Adern, langsam, klotzig, steif, kalt, pedantisch und förmlich, kurz, nichts als Steifheit, Langweiligkeit und Förmlichkeit? So ist der Schein, und so ist das erste Aussprechen des Gefühls, welches er bei Fremden erweckt; aber du mußt tiefer hinein bohren, länger und aufmerksamer betrachten und dann anders sprechen müssen. Denn wer darf wohl so hinfahren über ein Volk, das ein solches Land gemacht, einen solchen Zustand geschaffen hat, das eine so große Geschichte hinter sich hat, wie diese langweiligen steifen Holländer? Aber bei alle dem, wie sehr man auch die zurückweisen muß, die von den Holländern als einer wunderlichen oder gar lächerlichen Erscheinung reden, so sitzt und steckt in der holländischen Art doch etwas Unbeschreibliches. Man muß sie lange und viel sehen, um sie von innen heraus verstehen zu lernen. Wenn man

so in die holländischen Städte und Dörfer kommt, oder in die einzelnen Häuser tritt, und die Menschen so still und langsam und doch so nett und reinlich, als hätten sie mit Arbeit und Mühe sich nur leicht zu befassen, einhergehen sieht, wenn der Bauer langsam und bedächtig wie ein Storch in seinen hohen Holzschuhen einherschreitet, und mit wohlbehaglicher Miene und langsamer breiter Rede dir begegnet: so könnte dir einfallen, ein so stilles, bequemes Geschlecht könne dies Land nicht gemacht, diese gewaltigen, herrlichen Werke nicht geschaffen haben; die alten Cyklopen, welche diese Mauern, Thürme, Wälle und Deiche aufgethürmt, seien längst ausgestorben, und ein matteres Geschlecht habe ihre Stelle eingenommen. Der Holländer steht aber da im Bewußtsein der Wohlhäbigkeit und Behaglichkeit, eben daß er der Schöpfer und Herr dieses Landes ist, wo nur Frösche, Möven und Rohrdommeln ihre heisere Stimme ertönen lassen würden, wenn der Mensch nicht hinzugetreten wäre, und mit Spaten, Schaufel und Ruder in der Hand sein „Es werde!" gerufen hätte. Es ist der stille, zahme Seelöwe, der sich auf die trockenen Klippen in die Sonne gelegt hat. Wenn man diesen Menschen sieht, wie nett seine Kleider, wie wohl gesetzt seine Perücke, wie mit Blumen und Kräutern mancherlei Art sein Flur- und Vorhaus geziert ist, wie er in seinen zierlich geschnörkelten und mit Bildchen verzierten Wänden Wochen lang spazieren gehen kann, ohne ein Spänchen zu verrücken; wenn man sieht, wie er seine Gärten mit allerlei bunten Muscheln und Steinen ausgelegt, und die Bäume und Sträucher zu allerlei regelrechten Figuren geschnitzt hat; wenn man in seinen Kuhstall tritt, der so reinlich und nett gefegt ist, daß eine Prinzessin mit ihrem Schleppkleide hindurchgehen könnte, ohne daß sich etwas Ungebührliches daran hängte: dann begreift man den Inhalt des holländischen Wortes Moje, diesen Inbegriff alles Zierlichen, Bequemen und Wohlgeordneten. Dieses holländische Wort drückt ganz das holländische Wesen aus. Aber störe diesen Seelöwen auf, jage ihn von den Klippen der stillen sonnigen Lage in's Wasser, da siehst du ihn spielen und plätschern, da hörst du ihn brausen, da bläst er das Wasser aus seinen Nüstern himmelan, da brüllt auch sein Zorn mitunter auf, daß dir vor Grausen die Haare zu Berge stehen. Der sonst so stille und ruhige Mensch wird ein ganz anderer, wenn er auf dem Meere schaltet und waltet, seine Hände und Füße regen sich geschwinder, wenn er den Wellen und Winden Trotz bietet. Freilich ist er ruhig und besonnen und behaglich, aber in seinem Innern steckt eine Hartnäckigkeit, eine Trotzigkeit, Festigkeit und Entschlossenheit des Willens, die der Teufel nicht beugen kann; wie sehr auch in Vielen eine gewisse stumme Trockenheit und langweilige Einerleiheit sich zeigen mag, jeder Holländer ist doch ein voller Mensch

für sich, mit vielem Eigenwillen versehen, und zwar nicht bloß mit dem Eigenwillen eines Pedanten. Die Sprache ist pedantischer und noch träger, als der Mensch, höchst eintönig und unmusikalisch, der einförmigen Tiefebene entsprechend.

Um der Einförmigkeit seines Landes gleichsam zu entgehen, hat sich der Mensch hier mit einem solchen Schmuck des Lebens umgeben müssen. Die übertriebene Reinlichkeit und Sauberkeit, die uns andern Deutschen oft peinlich wird; Blumenliebe und Blumenpflege noch mehr als bei den belgischen Nachbarn, sie ist eine holländische Leidenschaft — eben so die Farbenfreude; daher hat hier die Malerei fröhliche Zeiten gehabt. In diesem Lande der Sümpfe und Heiden und Marschen, wo nur um die Dörfer und Kanäle einzelne Baumreihen sich erheben, und der Mensch hinter seinen Deichen und Wällen den Pflug und die Sense rührt, hier, wo die Nähe des Meeres und die fast immer nasse Erde eine feuchte matte Luft und einen umnebelten Himmel zeugt; hier, wo Torf- und Moorboden und Steinkohlenstaub Alles in Schmutz verkommen lassen würden, wenn der Mensch sich nicht dagegen wehrte: hier mußte er sich in der Freude am Netten, Heitern und Bunten eine fröhliche Gegenwehr gegen das Graue und Trübe bereiten. Man muß dies um so höher anschlagen, je mehr man Schmutzlande sieht, die ihre Bewohner ruhig Schmutzlande bleiben lassen.

Also der stille Seelöwe, der fest und ruhig waltet, der unter einem ruhigen, wie mit einem dämmernden Schlummer übergossenen Aeußern einen trotzigen Muth und eine tiefe Leidenschaft verbirgt, das ist der Holländer! Denn rühr' ihn nur an, wo sein Leben sitzt, und wo er dies Leben bedroht fühlt, und du wirst sehen, mit welchen Zornflammen er auflodert, und wie der geweckte Aufruhr seiner Natur Alles um sich her niederwerfen will. Erinnere dich der Geschichten von Alba's Tagen, oder als die Oldenbarneveld und de Witte als Opfer fielen, durchblättere die Geschichten von Brügge, Gent, Antwerpen, Dortrecht, Leyden u. s. w. — durch das ganze Mittelalter, und du wirst an der Küste dieser Seelande immer noch ähnliche Erscheinungen finden. Ungestüm und unbändig, wenn dieser friesische Mann seine Art und seine Freiheit in Gefahr glaubt, fest und still in den gewöhnlichen Zuständen des Lebens.

Wie gesagt, er hat das Gefühl, — und wer wagt es ihm zu bestreiten? — daß dieses Land im eigensten Sinne *sein* Land ist, daß *er* es sich geschaffen hat. Er hat im Kampf und in der Arbeit seiner Schöpfung Alles, was Verstand, Muth und Besonnenheit heißt, zusammennehmen müssen; Zucht, Ordnung, Klarheit des Urtheils, Nüchternheit der Ueberlegung sind auf solche Weise sein Wesen geworden, darum haßt er alles Ver-

schwimmende, Unbestimmte, Uebertriebene in Gefühlen und Gedanken, und schilt es gern deutsche Krausköpfigkeit, deutsche Schwärmerei. In seinen Gesetzen, wie in seiner Religion ist er daher gern auf dem Wege der Klarheit geblieben. Der Genfer Calvinismus war der einfachen klaren Form seiner Verfassung angemessen, darum nahm er ihn an, als übereinstimmend mit dem Demokratischen seines Charakters. Der strenge trockene holländische Calvinismus steht offenbar in einer gewissen Aehnlichkeit mit dem englischen Protestantismus, nur daß die englische Hochkirche das monarchische ritterliche Element des Glanzes und der Pracht, gleichsam eine Darstellung der äußerlichen Herrschaft der Kirche, die dort besteht, beibehalten hat. Denn in dem ganzen englischen Volke, wie demokratisch wunderlich sich auch der Einzelne geberden mag, herrscht doch ein adeliger aristokratischer Sinn vor. Es ist diese Aehnlichkeit und dieser Unterschied gleichsam das unterscheidende Bild der beiden Völker. Beide haben den Sinn und das Streben des Klaren, Festen und Bestimmten im Leben und in der Verfassung; beide fragen bei Allem, auch bei dem Höchsten: was nützt es? wie steht und besteht es auf der Erde? Sie fliegen mit dem Deutschen nicht gern so hoch, daß ihnen der Boden unter den Füßen schwindet. Sie sind auch im religiösen Leben mehr auf ein Feststehendes, auf die Orthodoxie hingewiesen. Darum kommt der Holländer als ein mehr trockener und klarer Mensch auch mehr mit dem Engländer überein, als mit dem Deutschen.

Joseph Freiherr von Eichendorff,

geb. den 10. März 1788 zu Lubowitz bei Ratibor, studirte in Halle und Heidelberg die Rechte, zog 1813 als Freiwilliger mit nach Frankreich, trat dann in den Staatsdienst, wirkte als Regierungsrath in Danzig, Königsberg, seit 1830 als Geh. Regierungsrath in Berlin, zog sich dann ins Privatleben zurück und starb 1857 in Neiße. — Ein namhafter Vertreter der weichen Gefühlslyrik der Romantiker. Lieder (Der frohe Wandersmann. V. 122. Der Wächter. V. 123. Morgengebet. Mondnacht. Auf meines Kindes Tod); Novellen (Aus dem Leben eines Taugenichts.); Romane: Dramatisches.

Adalbert von Chamisso,

geb. den 27. Jan. 1781 auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne, mußte schon 1790 das Vaterland verlassen, da die Revolution den französischen Adel zur Auswanderung zwang, kam 1795 nach Preußen, wurde 1796 als Edelknabe der Gemahlin Friedrich Wilhelm's II. aufgenommen, trat 1798 in preuß. Kriegsdienste, war 1810—1812 bei der Frau von Staël in Coppet, studirte von 1812 an in Berlin Naturwissenschaften, machte 1815—1818 mit dem russischen Capitain v. Krusenstern eine Entdeckungsreise um die Erde, lebte

dann in Berlin, ward Custos des botanischen Gartens, starb den 21. Aug. 1838. — Märchen (Das Riesenspielzeug. IV. 122.), Parabeln (Die Kreuzschau. VI.), Erzählungen (Das Familienfest II. 196. Die alte Waschfrau. V. 88. Der neue Diogenes. V. 97. Der Stein der Mutter VI.), Balladen (Der Bettler und sein Hund. V. 91. Die Sonne bringt es an den Tag. V. 95.), Lieder (Die Schwalben II. 16. Das Schloß Boncourt. VI.), Roman, Peter Schlemihl's wundersame Geschichte.

---

96. Das Schloß Boncourt.

1. Ich träum' als Kind mich zurücke
Und schüttle mein greises Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang' ich vergessen geglaubt?
2. Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor,
Ich kenne die Thürme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Thor.
3. Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an,
Ich grüße die alten Bekannten,
Und eile den Burghof hinan.
4. Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort, hinter diesen Fenstern,
Verträumt' ich den ersten Traum.
5. Ich tret' in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab,
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.
6. Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.
7. So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn,
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.
8. Sei fruchtbar, o theurer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt,
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.
9. Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen,
Und singen von Land zu Land.

---

97. Die Kreuzschau.

1. Der Pilger, der die Höhen überstiegen,
Sah jenseits schon das ausgespannte Thal
In Abendgluth vor seinen Füßen liegen.

2. Auf duft'ges Gras, im milden Sonnenstrahl
Streckt' er ermattet sich zur Ruhe nieder,
Indem er seinem Schöpfer sich befahl.

3. Ihm fielen zu die matten Augenlider,
Doch seinen wachen Geist enthob ein Traum
Der ird'schen Hülle seiner trägen Glieder.

4. Der Schild der Sonne ward im Himmelsraum
Zu Gottes Angesicht, das Firmament
Zu seinem Kleid, das Land zu dessen Saum.

5. „Du wirst dem, dessen Herz dich Vater nennt,
Nicht, Herr, im Zorn entziehen deinen Frieden,
Wenn seine Schwächen er vor dir bekennt.

6. Daß, wen ein Weib gebar, sein Kreuz hienieden
Auch duldend tragen muß, ich weiß es lange,
Doch sind der Menschen Last und Leid verschieden.

7. Mein Kreuz ist allzu schwer; sieh', ich verlange
Die Last nur angemessen meiner Kraft;
Ich unterliege, Herr, zu hartem Zwange."

8. Wie er so sprach zum Höchsten kinderhaft,
Kam brausend her der Sturm, und es geschah,
Daß aufwärts er sich fühlte hingerafft.

9. Und wie er Boden faßte, fand er da
Sich einsam in der Mitte räum'ger Hallen,
Wo ringsum sonder Zahl er Kreuze sah.

10. Und eine Stimme hört' er dröhnend hallen:
Hier aufgespeichert ist das Leid; du hast
Zu wählen unter diesen Kreuzen allen.

11. Versuchend ging er da, unschlüssig fast,
Von einem Kreuz zum anderen umher,
Sich auszuprüfen die bequem're Last.

12. Dies Kreuz war ihm zu groß, und das zu schwer,
So schwer und groß war jenes andre nicht,
Doch, scharf von Kanten, drückt' es desto mehr.

13. Das dort, das warf wie Gold ein gleißend Licht,
Das lockt' ihn, unversucht es nicht zu lassen;
Dem goldnen Glanz entsprach auch das Gewicht.

14. Er mochte dieses heben, jenes fassen,
Zu keinem neigte noch sich seine Wahl,
Es wollte keines, keines für ihn passen.

15. Durchmustert hatt' er schon die ganze Zahl —
Verlor'ne Müh'! vergebens war's geschehen!
Durchmustern mußt' er sie zum andern Mal.

16. Und nun gewahrt' er, früher übersehen,
Ein Kreuz, das leidlicher ihm schien zu sein,
Und bei dem einen blieb er endlich stehen.

17. Ein schlichtes Marterholz, nicht leicht, allein
Ihm paßlich und gerecht nach Kraft und Maß:
„Herr," rief er, „so du willst, dies Kreuz sei mein!"

18. Und wie er's prüfend mit den Augen maß —
Es war dasselbe, das er sonst getragen,
Wogegen er zu murren sich vermaß.
Er lud es auf, und trug's nun sonder Klagen.

---

98. Der Stein der Mutter oder der Guahiba-Indianerin.

1. Wo durch die Eb'nen in der heißen Zone
In ihrem stolzen Laufe sich gesellen
Der Orinoco und der Amazone;
2. Und wann zur Regenzeit die Ströme schwellen,
Unwirthbar, unzugänglich, wunderbar,
Der Urwald sich erhebet aus den Wellen;
3. Da herrscht im Wald der grause Jaguar,
Das Krokodil auf überfloss'ner Flur,
Den Tag verdunkelt der Mosquito's Schar.
4. Der Mensch ersteht, verschwindet ohne Spur,
Ein armer, unbedachter Gast der reichen,
Der riesenhaft unbändigen Natur.
5. Es pflanzt der Missionar des Heiles Zeichen
An Flussesufern weit hinauf, wovor
Der Wildniß freie Söhne fern entweichen.
6. Am Atabapo's-Ufer ragt empor
Ein Stein, der Stein der Mutter, wohlbekannt
Dem Schiffer, der den Ort zur Rast erkor.
7. So ward er unserm Humboldt auch genannt,
Als diesen Strom der Wildniß er befahren,
Von Wissensdurst und Thatenlust entbrannt.
8. „Der Stein der Mutter? Lasset mich erfahren,
Was redet dieser Stein mit stummem Munde?
Was soll für ein Gedächtniß er bewahren?"

9. Es schweigen die Gefährten in der Runde.
Erst später, zu San Carlos angekommen,
Gab ihm ein Missionar die graus'ge Kunde:
10. Einst ward von San Fernando unternommen
Ein Zug, um Seelen für den heil'gen Glauben,
Und Sklaven, die uns dienen, zu bekommen.
11. Des heil'gen Ordens Satzungen erlauben,
Gewaltsam zu der Völker Heil zu schalten,
Und Heiden galt's am Guaviar zu rauben.
12. Es ward, wo Rauch vom Ufer stieg, gehalten;
Im Boote blieb, ein Betender, der Pater,
Und ließ die rauhe Kraft der Seinen walten.
13. Sie überfielen, ohne Schutz und Rather,
Ein wehrlos Weib; mit seiner Söhne Macht
Verfolgte wohl den Jaguar der Vater, —
14. An Christen hatte nicht der Thor gedacht.
Und die Guahiba-Mutter ward gebunden
Mit zwei unmünd'gen Kindern eingebracht;
15. Sich wehrend, hätte sie den Tod gefunden,
Sie war umringt, ihr blieb zur Flucht nicht Raum;
Leicht ward sie, ob verzweifelnd, überwunden.
16. Es war, wie diese, schmerzenreich wohl kaum
Noch eine der Gefang'nen, unverwandt
Rückschauend nach der heim'schen Wälder Saum.
17. Entfremdet ihrer Heimath, unbekannt
Zu San Fernando, kaum erlöst der Bande,
Hat sich die Rasende zur Flucht gewandt.
18. Den Fluß durchschwimmend, nach dem Vaterlande
Entführen wollte sie die kleinen Beiden;
Sie ward verfolgt, erreicht am andern Strande.
19. Drob mußte harte Züchtigung sie leiden;
Noch blut'gen Leibes hat zum andern Mal
Versucht sie, zu entkommen zu den Heiden;
20. Und härter traf sie noch der Geißel Qual;
Und abermals versuchet ward die That;
Nur Freiheit oder Tod war ihre Wahl.
21. Da schien dem Missionar der beste Rath,
Von ihren Kindern weit sie zu entfernen,
Wo nimmer ihr der Hoffnungsschimmer naht.
22. Sie sollt' ihr Loos am Rio Negro lernen.
Sie lag gefesselt, und es glitt das Boot
Den Fluß hinauf; sie spähte nach den Sternen.
23. Sie fühlte nicht die eig'ne bitt're Noth,
Sie fühlte Mutterliebe, Kern des Lebens,
Und Fesseln, und sie wünschte sich den Tod.

24. Die Fesseln sprengt sie plötzlich kräft'gen Strebens,
Da, wo den Stein am Ufer man entdeckt,
Und wirft sich in den Strom und schwimmt, — vergebens!
25. Sie ward verfolgt, ergriffen, hingestreckt
Auf jenen Stein, geheißen nach der Armen,
Mit deren Schmerzensblut er ward befleckt.
26. Sie ward gepeitscht, zerfleischet ohn' Erbarmen,
Geworfen in das Boot zur weitern Fahrt
Mit auf dem Rücken festgeschnürten Armen.
27. Javita ward erreicht auf solche Art;
Die wund, gebunden, kaum sich konnte regen,
Ward dort zur Nacht im Fremdenhaus verwahrt.
28. Es war zur Regenzeit, das wollt erwägen,
Zur Regenzeit, wo selbst der kühnste Mann
Nicht wagt den nächsten Gang auf Landeswegen;
29. Wo uferlos die Flüsse waldhinan
Gestiegen sind: der Wald, der Nahrung zollte,
Dem Hunger kaum Ameisen bieten kann;
30. Wo, wer in Urwaldsdickicht dringen wollte,
Und würd' er vor dem Jaguar nicht bleich,
Und wenn ihm durchzubrechen glücken sollte,
31. Versenkt sich fände in ein Schattenreich,
Vom sternenlosen Himmel ganz verlassen,
Dem führerlos verirrten Blinden gleich.
32. Was nicht der keckste Jäger ohn' Erblassen
Nur denken mag, das hat das Weib vollbracht;
An dreißig Meilen mag die Strecke fassen.
33. Wie sich die Angeschloss'ne frei gemacht,
Das bleibt in tiefem Dunkel noch verborgen,
Sie aber war verschwunden in der Nacht;
34. Zu San Fernando fand der vierte Morgen
Sie händeringend um das Haus beflissen,
Das ihre Kinder barg und ihre Sorgen. —
35. „O sagt's, o sprecht es aus, daß wir es wissen,
Daß nicht der Mutterliebe Heldin wieder
Unmenschlich ihren Kindern ward entrissen!"
36. Er aber schwieg und schlug die Augen nieder,
Und schien in sich zu beten. Red' hinfort
Dem ihn Befragenden zu stehn, vermied er.
37. Doch, was verschwiegen blieb dem Humboldt dort,
Aus seinem Buche schaurig wiederhallt;
Es ward berichtet ihm an and'rem Ort.
38. Sie haben fern nach Osten mit Gewalt
Sie weggeführt; die Möglichkeit zu mindern,
Daß sie erreiche, was ihr Alles galt

39. Sie haben sie getrennt von ihren Kindern!
Sie konnten, Hoffnung fürder noch zu hegen,
Sie konnten nicht zu sterben sie verhindern.
40. Und, wie verzweifelnd die Indianer pflegen
Sie war nicht, seit der letzten Hoffnung Stunde,
Daß Nahrung ein sie nehme, zu bewegen.
41. So ließ sie sich verhungern! Diese Kunde
Zu der Guahiba und der Christen Bildniß
Erzählet jener Stein mit stummem Munde
Am Atabapo's-Ufer in der Wildniß.

Alexander von Humboldt,

geb. den 14. Sept. 1769 zu Berlin, wurde mit seinem Bruder Wilhelm auf dem Landgute Tegel erzogen, besuchte die Universitäten Göttingen und Frankfurt a. d. O., die Handelsakademie in Hamburg, zuletzt 1790 die Bergakademie in Freiberg, wurde 1792 Oberbergmeister von Ansbach und Baireuth, ging 1797 nach Paris, später nach Spanien, 1799 nach Südamerika, 1803 nach Mexico, 1804 nach Philadelphia, beschrieb in Paris seine Reise, ging 1818 nach London, 1822 nach Oberitalien, 1826 nach Berlin, wo er Kammerherr, 1829 Geh. Rath wurde, bereiste 1829 die sibirischen Gebirge, starb den 6. Mai 1859 im 90. Lebensjahre. — Zahlreiche wissenschaftliche Werke von höchster Bedeutung in ausgezeichneter Darstellungsweise. „Ansichten der Natur." (Das Krokodil V. 14. Der Zitteraal. V. 15.) „Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung."

---

99. Der Fels der Mutter.

Wenn der Mensch in diesen Einöden kaum irgend eine Spur seines Daseins zurückläßt, so muß es für einen Europäer doppelt beschämend sein, wenn der Name eines Felsstocks, eines der unvergänglichen Denkmäler der Natur, das Gedächtniß der sittlichen Verkehrtheit unseres Geschlechts, die Erinnerung des Contrastes der Tugend des Wilden mit der Barbarei des gesittigten Menschen aufbewahrt!

Der Missionar von San Fernando hatte seine Indianer ans Gestade des Rio Guaviare für einen jener feindseligen Streifzüge geführt, welche mit der Religion und den Gesetzen Spaniens gleichmäßig in Widerspruch stehen. In einer indianischen Hütte ward eine Mutter vom Stamme der Guahiba mit drei Kindern, wovon zwei noch minderjährig, angetroffen. Sie waren mit Zubereitung von Manioc-Mehl beschäftigt. Jeder Widerstand wäre unmöglich gewesen; der Vater befand sich auf dem Fischfang abwesend, die Mutter suchte mit den Kindern zu entfliehen. Kaum aber hatte sie die Savanne erreicht, als sie von den Indianern der Mission, welche auf die Menschenjagd gehen, wie die Weißen

und die Neger in Afrika, sich eingeholt sah. Mutter und Kinder wurden hierauf geknebelt an's Ufer geschleppt. Der Ordensmann hatte, in seinem Fahrzeuge sitzend, den Ausgang eines Unternehmens, an dessen Gefahren er keinen Theil nahm, abgewartet. Hätte die Mutter heftigeren Widerstand geleistet, so würden die Indianer sie getödtet haben; wo sich's um Seeleneroberungen handelt, da ist Alles erlaubt, und man sucht vorzugsweise Kinder einzufangen, um sie in der Mission als Sklaven der Christen zu behandeln. Die Gefangenen wurden nach San Fernando gebracht, in der Hoffnung, die Mutter würde keinen Landweg zur Rückkehr in ihre Heimath finden. Allein die Entfernung von denjenigen ihrer Kinder, welche den Vater am Tage des Ueberfalls begleitet hatten, brachte das Weib zur höchsten Verzweiflung. Sie wollte die in der Gewalt des Missionars befindlichen Kinder zu den Ihrigen zurückbringen; und sie entfloh deshalb mehrmals mit ihnen aus dem Dorfe San Fernando; die Indianer holten sie aber jedesmal wieder ein, und nachdem sie unbarmherzig mit Peitschenhieben war gezüchtigt worden, faßte der Missionar den grausamen Entschluß, die Mutter von den zwei mit ihr eingebrachten Kindern zu trennen. Sie ward den Atabapo hinauf in die Missionen am Rio Negro geführt. Locker gebunden, saß sie im Vordertheil des Fahrzeugs. Unbekannt mit dem ihr bestimmten Schicksal, schloß sie jedoch aus der Richtung der Sonne, daß sie sich immer weiter von ihrer Hütte und von ihrem Geburtslande entfernte. Es gelang ihr, die Bande zu lösen; sie stürzte in's Wasser und schwamm dem linken Ufer des Atabapo zu. Die Strömung trieb sie an die Felsenbank, welche noch gegenwärtig ihren Namen (piedra de la madre) führt. Auf dieser gelandet, barg sie sich im Gebüsch; aber der Vorsteher der Missionen hieß seine Indianer gleichfalls landen und das Guahiba-Weib aufsuchen. Am Abende wurde sie zurückgebracht, auf den Felsen gestreckt und mit jenen Riemen aus Lamantinfell, welche in dieser Landschaft als Peitschen gebraucht werden, grausam gezüchtigt. Mit starken Schlingen von Mavacure band man ihr die Hände auf den Rücken und schleppte die unglückliche Frau in die Mission von Javita.

Sie ward hier in eins der Caravanserais, welche den Namen Casa del Rey führen, gebracht. Die Regenzeit war vorhanden und die Nacht stockfinster. Wälder, welche bis dahin für undurchdringlich gehalten wurden, trennen die Mission Javita von derjenigen von San Fernando, 25 Meilen weit in gerader Richtung. Die Flüsse sind die einzigen Straßen, welche man brauchen kann. Niemand hat jemals den Versuch gemacht, über Land von einem Dorf in's andere, wenn ihre Entfernung auch nur wenige Meilen betrug, zu gelangen. Diese Schwierigkeiten alle können eine

Mutter, die von ihren Kindern getrennt wird, nicht abschrecken. Ihre Kinder sind in San Fernando de Atabapo; sie muß wieder dorthin kommen, dieselben aus der Gewalt der Gurten befreien, und ihrem Vater an die Gestade des Guaviare zurückführen. Im Caravanserai hütet Niemand das Weib. Weil ihre Arme bluteten, hatten die Indianer von Javita, ohne Vorwissen des Missionars und der Alkaden, sie nun locker gebunden; mit den Zähnen gelang es ihr, die Bande völlig zu lösen: in der Nacht war sie verschwunden, und am vierten Morgen ward sie in der Mission von San Fernando in der Nähe der Hütte gesehen, wo ihre Kinder sich befanden. „Was dieses Weib ausgeführt hat," bemerkt der Missionar, welcher uns die traurige Erzählung mittheilte, „hätte der kräftigste Indianer zu unternehmen sich nicht getraut." Sie durchwanderte die Wälder in einer Jahreszeit, wo der Himmel beständig mit Wolken bedeckt ist, und die Sonne wenige Minuten nur sichtbar wird. Ist sie etwa dem Lauf der Gewässer gefolgt? Allein die Ueberschwemmungen der Flüsse nöthigten sie, von den Ufern entfernt mitten durch den Wald ihren Weg zu nehmen, wo die Bewegung der Wasser beinahe unmerklich ist. Wie oft mußte sie durch jene stachligen Schlingpflanzen, welche ein Gitterwerk um die von ihnen umschlungenen Bäume bilden, aufgehalten werden! Wie oft mußte sie schwimmend über die Flüsse setzen, welche sich in den Atabapo ergießen! Das unglückliche Weib ward gefragt, womit sie sich die vier Tage über genährt habe. Ihre Antwort war, sie habe, durch Anstrengung erschöpft, keine andere Nahrung gefunden, als jene großen schwarzen Ameisen, die vachacos heißen und in langen Reihen die Bäume aufsteigen, an denen sie ihre harzigen Nester befestigen. Wir drangen in den Missionar, er möchte uns sagen, ob dem Guahiba-Weib endlich dann das Glück des ruhigen Beisammenlebens mit ihren Kindern zu Theil geworden sei, und ob man die an ihr verübte unsägliche Grausamkeit endlich bereut habe. Er weigerte sich die Frage zu beantworten; aber auf der Rückkehr von Rio Negro vernahmen wir, daß man der Indianerin nicht einmal Zeit ließ, ihre Wunden zu heilen, daß sie nochmals von ihren Kindern getrennt und in eine der Missionen am Ober-Orinoco gesandt ward, wo sie, durch Weigerung aller Nahrung, wie die Wilden in großem Unglück zu thun pflegen, sich den Tod gab.

Dies sind die Erinnerungen, welche an dieser traurigen Felsbank, der piedra de la madre, haften. Ich bin in der Beschreibung meiner Reisen nicht gewohnt, bei Erzählung der unglücklichen Schicksale von Einzelnen zu verweilen. Diese kommen überall häufig vor, wo Herren und Sklaven angetroffen werden, wo civilisirte Europäer neben rohen Völkern sich finden, wo Prie-

ſter mit unbeſchränkter Willkür die Gebieter unwiſſender und ohnmächtiger Menſchen ſind. Als Geſchichtſchreiber der von mir beſuchten Länder beſchränke ich mich meiſt auf die Angabe deſſen, was in ihren bürgerlichen und religiöſen Inſtitutionen mangelhaft oder nachtheilig erachtet werden kann. Wenn ich bei der Felsbank der Guahiba länger verweilt bin, ſo geſchah es, um ein rührendes Beiſpiel der Mutterliebe unter einem von lange her verleumdeten Menſchenſtamme bekannt zu machen; weil es mir nützlich dünkte, eine Thatſache kund werden zu laſſen, die ich aus dem Munde eines Franziskaner Ordensmannes kenne, und die den Beweis liefert, wie ſehr die Verhältniſſe der Miſſion der Aufſicht und Vorſorge des Geſetzgebers bedürfen.

---

100. Grenzländer der Steppen und Wüſten Süd-Amerika's.

Afrika's nördliche Wüſte ſcheidet die beiden Menſchenarten, welche urſprünglich demſelben Welttheil angehören, und deren unausgeglichener Zwiſt ſo alt, als die Mythe von Oſiris und Typhon ſcheint. Nördlich vom Atlas wohnen ſchlicht- und langhaarige Völkerſtämme von gelber Farbe und kaukaſiſcher Geſichtsbildung. Dagegen leben ſüdlich vom Senegal, gegen Sudân hin, Negerhorden, die auf mannigfaltigen Stufen der Civiliſation gefunden werden. In Mittel Aſien iſt durch die mongoliſche Steppe ſibiriſche Barbarei von der uralten Menſchenbildung auf der Halbinſel von Hindoſtan getrennt.

Auch die ſüdamerikaniſchen Ebenen begrenzen das Gebiet europäiſcher Halbcultur. Nördlich, zwiſchen der Gebirgskette von Venezuela und dem antilliſchen Meere, liegen gewerbſame Städte, reinliche Dörfer und ſorgſam bebaute Fluren an einander gedrängt. Selbſt Kunſtſinn, wiſſenſchaftliche Bildung und die edle Liebe zu Bürgerfreiheit ſind längſt darinnen erwacht.

Gegen Süden umgiebt die Steppe eine ſchaudervolle Wildniß. Tauſendjährige Wälder, ein undurchdringliches Dickicht erfüllen den feuchten Erdſtrich zwiſchen dem Orinoco und dem Amazonenſtrome. Mächtige, bleifarbige Granitmaſſen verengen das Bett der ſchäumenden Flüſſe. Berge und Wälder hallen wieder von dem Donner der ſtürzenden Waſſer, von dem Gebrüll des tigerartigen Jaguar, von dem dumpfen, regenverkündenden Geheul der bärtigen Affen.

Wo der ſeichte Strom eine Sandbank übrig läßt, da liegen mit offenem Rachen, unbeweglich wie Felsſtücke hingeſtreckt, oft bedeckt mit Vögeln, die ungeſchlachten Körper der Krokodile. Den Schwanz um einen Baumaſt befeſtigt, zuſammengerollt, lauert

am Ufer, ihrer Beute gewiß, die schachbrettförmige Boaschlange. Schnell entrollt und vorgestreckt, ergreift sie in der Fuhrt den jungen Stier oder das schwächere Wildpret, und zwängt den Raub, in Geifer gehüllt, mühsam durch den schwellenden Hals.

In dieser großen und wilden Natur leben mannigfaltige Geschlechter der Menschen. Durch wunderbare Verschiedenheit der Sprachen gesondert, sind einige nomadisch, dem Ackerbau fremd, Ameisen, Gummi und Erde genießend, ein Auswurf der Menschheit (wie die Otomaken und Jaruren); andere angesiedelt, von selbsterzielten Früchten genährt, verständig und sanfterer Sitten (wie die Maquiritarer und Macos). Große Räume zwischen dem Cassiquiare und dem Atabapo sind nur vom Tapir und von geselligen Affen, nicht von Menschen bewohnt. In Felsen gegrabene Bilder beweisen, daß auch diese Einöde einst der Sitz höherer Cultur war. Sie zeugen für die wechselnden Schicksale der Völker; wie es auch die ungleich entwickelten, biegsamen Sprachen thun, welche zu den ältesten und unvergänglichsten historischen Denkmälern der Menschheit gehören.

Wenn aber in der Steppe Tiger und Krokodile mit Pferden und Rindern kämpfen, so sehen wir an ihrem waldigen Ufer, in den Wildnissen der Guyana, ewig den Menschen gegen den Menschen gerüstet. Mit unnatürlicher Begier trinken hier einzelne Völkerstämme das ausgesogene Blut ihrer Feinde; andere würgen, scheinbar waffenlos, und doch zum Morde vorbereitet, mit vergiftetem Daum-Nagel. Die schwächern Horden, wenn sie das sandige Ufer betreten, vertilgen sorgsam mit den Händen die Spur ihrer schüchternen Tritte.

So bereitet der Mensch auf der untersten Stufe thierischer Rohheit, so im Scheinglanze seiner höheren Bildung sich stets ein mühevolles Leben. So verfolgt den Wanderer über den weiten Erdkreis, über Meer und Land, wie den Geschichtsforscher durch alle Jahrhunderte, das einförmige, trostlose Bild des entzweiten Geschlechts.

Darum versenkt, wer im ungeschlichteten Zwist der Völker nach geistiger Ruhe strebt, gern den Blick in das stille Leben der Pflanzen und in der heiligen Naturkraft inneres Wirken; oder, hingegeben dem angestammten Triebe, der seit Jahrtausenden der Menschen Brust durchglüht, blickt er ahnungsvoll aufwärts zu den hohen Gestirnen, welche in ungestörtem Einklang die alte, ewige Bahn vollenden.

101. Die Fülle des Lebens in der Natur.

Wenn der Mensch mit regsamen Sinne die Natur durchforscht oder in seiner Phantasie die weiten Räume der organi-

schen Schöpfung mißt, so wirkt unter den vielfachen Eindrücken, die er empfängt, keiner so tief und mächtig als der, welchen die allverbreitete Fülle des Lebens erzeugt. Ueberall, selbst nahe an den beeis'ten Polen, ertönt die Luft von dem Gesange der Vögel, wie von dem Summen schwirrender Insekten. Nicht die unteren Schichten allein, in welchen die verdichteten Dünste schweben, auch die oberen, ätherisch-reinen sind belebt. Denn so oft man den Rücken der peruanischen Cordilleren oder, südlich vom Leman-See, den Gipfel des weißen Berges bestieg, hat man selbst in diesen Einöden noch Thiere entdeckt. Am Chimborazo, fast achttausend Fuß höher als der Aetna, sahen wir Schmetterlinge und andere geflügelte Insekten. Wenn auch, von senkrechten Luftströmen getrieben, sie sich dahin als Fremdlinge verirrten, wohin unruhige Forschbegier des Menschen sorgsame Schritte leitet; so beweist ihr Dasein doch, daß die biegsamere animalische Schöpfung ausdauert, wo die vegetabilische längst ihre Grenzen erreicht hat. Höher als der Kegelberg von Teneriffa, auf den schneebedeckten Rücken der Pyrenäen gethürmt, höher als alle Gipfel der Andeskette, schwebte oft über uns der Condur, der Riese unter den Geiern. Raubsucht und Nachstellung der zartwolligen Vikunnas, welche gemsenartig und heerdenweise in den beschneiten Grasebenen schwärmen, locken den mächtigen Vogel in diese Region.

Zeigt nun schon das unbewaffnete Auge den ganzen Luftkreis belebt, so enthüllt noch größere Wunder das bewaffnete Auge. Räderthiere, Brachionen und eine Schar mikroskopischer Geschöpfe heben die Winde aus den trocknenden Gewässern empor. Unbeweglich und in Scheintod versenkt, schweben sie in den Lüften, bis der Thau sie zur nährenden Erde zurückführt, die Hülle löst, die ihren durchsichtigen, wirbelnden Körper einschließt, und (wahrscheinlich durch den Lebensstoff, welchen alles Wasser enthält) den Organen neue Erregbarkeit einhaucht. Die atlantischen gelblichen Staubmeteore (Staubnebel), welche von dem capverdischen Inselmeere von Zeit zu Zeit weit gegen Osten in Nord-Afrika, in Italien und Mittel-Europa eindringen, sind nach Ehrenberg's glänzender Entdeckung Anhäufungen von kieselschaligen mikroskopischen Organismen. Viele schweben vielleicht lange Jahre in den obersten Luftschichten, und kommen bisweilen durch die obern Passate oder durch senkrechte Luftströme lebensfähig und in organischer Selbsttheilung begriffen herab.

Neben den entwickelten Geschöpfen trägt der Luftkreis auch zahllose Keime künftiger Bildungen, Insekten-Eier und Eier der Pflanzen, die durch Haar- und Federkronen zur langen Herbstreise geschickt sind. Selbst den belebenden Staub, welchen, bei getrennten Geschlechtern, die männlichen Blüthen ausstreuen, tragen

Winde und geflügelte Insekten über Meer und Land den einsamen weiblichen zu. Wohin der Blick des Naturforschers dringt, ist Leben oder Keim zum Leben verbreitet.

Dient aber auch das bewegliche Luftmeer, in das wir getaucht sind und über dessen Oberfläche wir uns nicht zu erheben vermögen, vielen organischen Geschöpfen zur nothwendigsten Nahrung; so bedürfen dieselben dabei doch noch einer gröberen Speise, welche nur der Boden dieses gasförmigen Oceans darbietet. Dieser Boden ist zweifacher Art. Den kleineren Theil bildet die trockne Erde, unmittelbar von Luft umflossen; den größeren Theil bildet das Wasser, — vielleicht einst vor Jahrtausenden durch elektrisches Feuer aus luftförmigen Stoffen zusammengeronnen, und jetzt unaufhörlich in der Werkstatt der Wolken, wie in den pulsirenden Gefäßen der Thiere und Pflanzen zersetzt. Organische Gebilde steigen tief in das Innere der Erde herab: überall, wo die meteorischen Tagewasser in natürliche Höhlen oder Grubenarbeiten dringen können. Das Gebiet der kryptogamischen unterirdischen Flora ist früh ein Gegenstand meiner wissenschaftlichen Arbeiten gewesen. Heiße Quellen nähren kleine Hydroporen, Conferven und Oscillatorien bei den höchsten Temperaturen. Dem Polarkreise nahe, an dem Bärensee im neuen Continent, sah Richardson den Boden, der in 20 Zoll Tiefe im Sommer gefroren bleibt, mit blühenden Kräutern geschmückt.

Unentschieden ist es, wo größere Lebensfülle verbreitet sei, ob auf dem Continent oder in dem unergründeten Meere. Durch Ehrenberg's treffliche Arbeit „über das Verhalten des kleinsten Lebens" im tropischen Weltmeere, wie in dem schwimmenden und festen Eise des Südpols, hat sich vor unsern Augen die organische Lebenssphäre, gleichsam der Horizont des Lebens, erweitert. Kieselschalige Polygastren, ja Coscinodisken, mit ihren grünen Ovarien, sind, 12° vom Pole lebend, in Eisschollen gehüllt aufgefunden worden; eben so bewohnen der kleine schwarze Gletscherfloh und die Podurellen enge Eisröhren der von Agassiz erforschten schweizerischen Gletscher. Ehrenberg hat gezeigt, daß auf mehreren mikroskopischen Infusionsthieren wieder andere läuseartig leben; daß von den Gallionellen, bei ihrer ungeheuren Theilungskraft und Massenentwickelung, ein unsichtbares Thierchen in vier Tagen zwei Cubikfuß von dem Biliner Polirschiefer bilden kann. In dem Oceane erscheinen gallertartige Seegewürme, bald lebendig, bald abgestorben, als leuchtende Sterne. Ihr Phosphorlicht wandelt die grünliche Fläche des unermeßlichen Oceans in ein Feuermeer um. Unauslöschlich wird mir der Eindruck jener stillen Tropennächte der Südsee bleiben, wenn aus der duftigen Himmelsbläue das hohe Sternbild des Schiffes

und das gesenkt untergehende Kreuz ihr mildes planetarisches Licht ausgossen, und wenn zugleich in der schäumenden Meeresfluth die Delphine ihre leuchtenden Furchen zogen.

Aber nicht der Ocean allein, auch die Sumpfwasser verbergen zahllose Gewürme von wunderbarer Gestalt. Unserem Auge fast unerkennbar sind die Cyclidien, die Euglenen und das Heer der Naiden, theilbar durch Aeste, wie die Lemna, deren Schatten sie suchen. Von mannigfaltigen Luftgemengen umgeben und mit dem Lichte unbekannt, athmen die gefleckte Askaris, welche die Haut des Regenwurms, die silberglänzende Leukophra, welche das Innere der Ufer-Naide, und ein Pentastoma, welches die weitzellige Lunge der tropischen Klapperschlange bewohnt. Es giebt Blutthiere in Fröschen und Lachsen, ja nach Nordmann Thiere in den Flüssigkeiten der Fischaugen, wie in den Kiemen des Bleies[1]. So sind auch die verborgensten Räume der Schöpfung mit Leben erfüllt. Wir wollen hier bei den Geschlechtern der Pflanzen verweilen; denn auf ihrem Dasein beruht das Dasein der thierischen Schöpfung. Unablässig sind sie bemüht, den rohen Stoff der Erde organisch an einander zu reihen, und vorbereitend, durch lebendige Kraft, zu mischen, was nach tausend Umwandlungen zur regsamen Nervenfaser veredelt wird. Derselbe Blick, den wir auf die Verbreitung der Pflanzendecke heften, enthüllt uns die Fülle des thierischen Lebens, das von jener genährt und erhalten wird.

Ungleich ist der Teppich gewebt, welchen die blüthenreiche Flora über den nackten Erdkörper ausbreitet; dichter, wo die Sonne höher an dem nie bewölkten Himmel emporsteigt; lockerer gegen die trägen Pole hin, wo der wiederkehrende Frost bald die entwickelte Knospe tödtet, bald die reifende Frucht erhascht. Doch überall darf der Mensch sich der nährenden Pflanzen erfreuen. Trennt im Meeresboden ein Vulcan die kochende Fluth und schiebt plötzlich (wie einst zwischen den griechischen Inseln) einen schlackigen Fels empor; oder erheben (um an eine friedlichere Naturerscheinung zu erinnern) auf einem unterseeischen Gebirgsrücken die einträchtigen Lithophyten ihre zelligen Wohnungen, bis sie nach Jahrtausenden, über den Wasserspiegel hervorragend, absterben und ein flaches Korallen-Eiland bilden: so sind die organischen Kräfte sogleich bereit, den todten Fels zu beleben. Was den Samen so plötzlich herbeiführt, ob wandernde Vögel, oder Winde, oder die Wogen des Meeres ist bei der großen Entfernung der Küsten schwer zu entscheiden. Aber auf dem nackten Steine, sobald ihn zuerst die Luft berührt, bildet sich in den nordischen Ländern ein Gewebe sammetartiger Fasern, welche dem unbewaffneten Auge als farbige Flecken erscheinen. Einige sind durch hervorragende Linien bald einfach, bald doppelt begrenzt, andere sind in Furchen durchschnitten und

1) Gemeine Flußbrasse, Abramis brama L.

in Fächer getheilt. Mit zunehmendem Alter verdunkelt sich ihre lichte Farbe. Das fernleuchtende Gelb wird braun, und das bläuliche Grau der Leprarien verwandelt sich nach und nach in ein staubartiges Schwarz. Die Grenzen der alternden Decke fließen in einander, und auf dem dunkeln Grunde bilden sich neue, zirkelrunde Flechten von blendender Weiße. So lagert sich schichtenweise ein organisches Gewebe auf das andere; und wie das sich ansiedelnde Menschengeschlecht bestimmte Stufen der sittlichen Cultur durchlaufen muß, so ist die allmähliche Verbreitung der Pflanzen an bestimmte physische Gesetze gebunden. Wo jetzt hohe Waldbäume ihre Gipfel luftig erheben, da überzogen einst zarte Flechten das erdenlose Gestein. Laubmoose, Gräser, krautartige Gewächse und Sträucher füllen die Kluft der langen, aber ungemessenen Zwischenzeit aus. Was im Norden Flechten und Moose, das bewirken in den Tropen Portulaca, Gomphrenen und andere fette, niedrige Uferpflanzen. Die Geschichte der Pflanzendecke und ihre allmähliche Ausbreitung über die öde Erdrinde hat ihre Epochen, wie die Geschichte der wandernden Thierwelt.

102. Die Tropengewächse.

Es wäre ein Unternehmen, eines großen Künstlers werth, den Charakter aller tropischen Pflanzengruppen, nicht in Treibhäusern oder in den Beschreibungen der Botaniker, sondern in der großen Tropen-Natur selbst, zu studiren. Wie interessant und lehrreich für den Landschaftsmaler wäre ein Werk, welches dem Auge die aufgezählten sechzehn Hauptformen, erst einzeln, und dann in ihrem Contraste gegen einander darstellte! Was ist malerischer, als baumartige Farren, die ihre zartgewebten Blätter über die mexicanischen Lorbeereichen ausbreiten; was reizender, als Pisanggewächse, von hohen Guadua- und Bambusgräsern umschattet? Dem Künstler ist es gegeben, die Gruppen zu zergliedern, und unter seiner Hand löst sich (wenn ich den Ausdruck wagen darf) das große Zauberbild der Natur, gleich den geschriebenen Werken der Menschen, in wenige einfache Züge auf.

Am glühenden Sonnenstrahl des tropischen Himmels gedeihen die herrlichsten Gestalten der Pflanzen. Wie im kalten Norden die Baumrinde mit dürren Flechten und Laubmoosen bedeckt ist, so beleben dort Cymbidium und duftende Vanille den Stamm der Anacardien und der riesenmäßigen Feigenbäume. Das frische Grün der Pothosblätter und der Dracontien contrastirt mit den vielfarbigen Blüthen der Orchideen. Rankende Bauhinien, Passifloren und gelbblühende Banisterien umschlingen

den Stamm der Waldbäume. Zarte Blumen entfalten sich aus den Wurzeln der Theobroma wie auch der dichten und rauhen Rinde der Crescentien und der Gustavia. Bei dieser Fülle von Blüthen und Blättern, bei diesem üppigen Wuchse und der Verwirrung rankender Gewächse wird es oft dem Naturforscher schwer, zu erkennen, welchem Stamme Blüthen und Blätter zugehören. Ein einziger Baum, mit Paullinien, Bignonien und Dendrobium geschmückt, bildet eine Gruppe von Pflanzen, welche, von einander getrennt, einen beträchtlichen Erdraum bedecken würden.

In den Tropen sind die Gewächse saftstrotzender, von frischerem Grün, mit größeren und glänzenderen Blättern geziert, als in den nördlichern Erdstrichen. Gesellschaftlich lebende Pflanzen, welche die europäische Vegetation so einförmig machen, fehlen am Aequator beinahe gänzlich. Bäume, fast zweimal so hoch als unsere Eichen, prangen dort mit Blüthen, welche groß und prachtvoll wie unsere Lilien sind. An den schattigen Ufern des Magdalenenflusses in Südamerika wächst eine rankende Aristolochia, deren Blume, von vier Fuß Umfang, sich die indischen Knaben in ihren Spielen über den Scheitel ziehen. Im südindischen Archipel hat die Blüthe der Rafflesia fast drei Fuß Durchmesser und wiegt über 14 Pfund.

Die außerordentliche Höhe, zu welcher sich unter den Wendekreisen nicht bloß einzelne Berge, sondern ganze Länder erheben, und die Kälte, welche Folge dieser Höhe ist, gewähren dem Tropen-Bewohner einen seltsamen Anblick. Außer den Palmen und Pisanggebüschen umgeben ihn auch die Pflanzenformen, welche nur den nordischen Ländern anzugehören scheinen. Cypressen, Tannen und Eichen, Berberissträucher und Erlen (nahe mit den unsrigen verwandt) bedecken die Gebirgsebenen im südlichen Mexico, wie die Andeskette unter dem Aequator. So hat die Natur dem Menschen in der heißen Zone verliehen, ohne seine Heimath zu verlassen, alle Pflanzengestalten der Erde zu sehen; wie das Himmelsgewölbe von Pol zu Pol ihm keine seiner leuchtenden Welten verbirgt.

Diesen und so manchen andern Naturgenuß entbehren die nordischen Völker. Viele Gestirne und viele Pflanzenformen, von diesen gerade die schönsten (Palmen, hochstämmige Farren und Pisanggewächse, baumartige Gräser und fein gefiederte Mimosen), bleiben ihnen ewig unbekannt. Die krankenden Gewächse, welche unsere Treibhäuser einschließen, gewähren nur ein schwaches Bild von der Majestät der Tropenvegetation. Aber in der Ausbildung unserer Sprache, in der glühenden Phantasie des Dichters, in der darstellenden Kunst der Maler ist eine reiche Quelle des Ersatzes geöffnet. Aus ihr schöpft unsere Einbil-

bungskraft die lebendigen Bilder einer exotischen Natur. Im kalten Norden, in der öden Heide kann der einsame Mensch sich aneignen, was in den fernsten Erdstrichen erforscht wird, und so in seinem Innern eine Welt sich schaffen, welche das Werk seines Geistes, frei und unvergänglich, wie dieser, ist.

103. Der Kuhbaum.

Wir hatten seit mehreren Wochen von einem Baume sprechen gehört, dessen Saft eine nährende Milch ist. Er wird der Kuhbaum genannt, und man versicherte uns, die Neger der Meierei, welche diese Pflanzenmilch in Menge trinken, halten sie für eine sehr gesunde Nahrung. Da alle Milchsäfte der Pflanzen scharf, bitter und mehr oder weniger giftig sind, so kam uns diese Angabe sehr seltsam vor. Die Erfahrung jedoch belehrte uns, während des Aufenthalts in Barbula, daß in dem, was man uns von den Eigenschaften des Palo da Vaca gesagt hatte, keine Uebertreibung lag. Es zeigt dieser schöne Baum die Gestalt des Sternapfelbaums. Seine langen, zugespitzten, zähen und wechselnd stehenden Blätter sind mit unterhalb vorspringenden und parallel laufenden Seitenrippen versehen. Ihre Länge beträgt bis auf zehn Zoll. Die Blume haben wir nicht gesehen; die Frucht hat wenig Fleisch und enthält eine, bisweilen auch zwei Nüsse. Wenn in den Stamm des Kuhbaums Einschnitte gemacht werden, so fließt eine klebrige, ziemlich dicke, vollkommen mildschmeckende und einen sehr angenehmen balsamischen Geruch ausdünstende Milch in Menge hervor. Man reichte uns diese Milch in Früchten vom Kürbisflaschenbaum. Wir haben davon ansehnliche Portionen getrunken, sowohl Abends vor Schlafengehen, als früh Morgens, ohne irgend eine schädliche Wirkung zu verspüren. Nur die Klebrigkeit der Milch macht sie etwas unangenehm. Die Neger und die freien Arbeiter der Pflanzung trinken dieselbe, indem sie Mais- oder Manioc-Brot, die Arepa und die Cassave darein tauchen. Der Hausmeier des Pachthofes versicherte, die Sklaven würden zusehends fetter während der Jahreszeit, wo der Palo de Vaca die meiste Milch liefert. Bei freiem Zutritt der Luft bilden sich auf der Oberfläche des Saftes, vielleicht durch Einsaugung des Sauerstoffs der Atmosphäre, Häute von einer, dem thierischen Stoff bedeutend sich annähernden, gelblichen, faserigen, käseartigen Substanz. Diese, von der übrigen mehr wässerigen Flüssigkeit getrennten Häute sind elastisch, beinahe wie Federharz; in der Folge aber gehen sie in Fäulniß über, wie die Gallerte. Das Volk nennt den sich durch Einwirkung der Luft trennenden Klumpen Käse: derselbe wird in fünf bis sechs Tagen sauer, wie ich an kleinen Portionen

desselben, welche ich mit mir nach Nueva Valencia nahm, beobachtet habe. In einem wohlverschlossenen Fläschchen aufbewahrt, setzte sich aus der Milch ein geringes coagulum zu Boden; und weit entfernt, stinkend zu werden, behielt die Flüssigkeit vielmehr ihren balsamischen Geruch. Unter Beimischung von kaltem Wasser gerann der frische Saft beinahe gar nicht; dagegen erfolgte die Trennung der klebrigen Häute, als ich ihn mit Salpetersäure in Berührung brachte. Wir sandten zwei Flaschen dieser Milch nach Paris. In der einen war sie in ihrem natürlichen Zustande, in der andern hingegen mit einer gewissen Menge kohlensaurer Soda vermischt.

Es scheint der außerordentliche Baum, von dem hier die Rede ist, der Küsten-Cordillere, vorzüglich der Gegend zwischen Barbula und dem Maracaybo-See anzugehören. Einige Stämme davon stehen auch in der Nähe des Dorfes San Mateo, und dem Zeugniß des Herrn Bredemeyer zufolge, auch im Thale Caucagua, drei Tagereisen östlich von Caracas. Dieser Naturforscher fand, wie wir, die Pflanzenmilch des Palo de Vaca von angenehmem Geschmack und gewürzhaftem Geruch. In Caucagua nennen die Eingebornen den Baum, welcher diesen nährenden Saft liefert, Milchbaum. Sie behaupten, an der Dichtheit und Farbe des Laubes die Stämme zu unterscheiden, welche am meisten Saft enthalten, wie die Hirten an äußern Kennzeichen eine gute Milchkuh erkennen. Noch hat bis dahin kein Pflanzenforscher das Dasein dieses Gewächses gekannt, von dem man sich die Befruchtungstheile leicht wird verschaffen können. Nach Herrn Kunth scheint derselbe der Familie der Sapoteen anzugehören. Ich habe erst lange nach meiner Zurückkunft in Europa, in der Beschreibung von Ostindien durch den Holländer Laet, eine Stelle gefunden, die auf den Kuhbaum Bezug zu haben scheint.

Ich gestehe, daß unter der großen Zahl merkwürdiger Erscheinungen, die mir auf meinen Reisen vorgekommen sind, nur wenige einen so lebhaften Eindruck auf mich machten, wie der Anblick des Kuhbaums. Alles, was auf Milch Bezug hat, Alles, was die Cerealien angeht, regt eine Theilnahme in uns auf, die nicht einzig nur auf dem Werth der Kenntniß natürlicher Dinge beruht, sondern sich einer andern Reihe von Vorstellungen und Gefühlen anschließt. Wir mögen uns nicht leicht denken, wie das Menschengeschlecht ohne mehlige Substanzen, ohne den Nahrungssaft bestehen könnte, den die Mutterbrust enthält, und welcher der lange dauernden Schwäche des Kindes angepaßt ist. Der Stärkemehl-Stoff der Cerealien, ein Gegenstand religiöser Verehrung bei sehr vielen alten und neuern Völkern, ist in den Pflanzensamen verbreitet, und wird nicht min-

der in Wurzeln angetroffen; die zur Speise dienende Milch zeigt sich uns ausschließlich als ein Erzeugniß thierischer Bildung. So sind die Eindrücke beschaffen, welche wir von frühester Jugend an empfangen haben, und dies ist auch die Quelle des Erstaunens, das uns der Anblick des so eben beschriebenen Baumes erregt. Es sind hier keine prachtvollen Schatten der Wälder, kein majestätischer Lauf der Ströme, und keine in ewigen Winter gehüllte Berge, die uns mächtig ergreifen. Einige Tropfen eines Pflanzensafts erinnern uns an die Allmacht und Fruchtbarkeit der Natur. Am dürren Abhang eines Felsens wächst ein Baum, dessen Blätter dürr und zäh sind. Seine dicken, holzigen Wurzeln haben Mühe, in das Gestein einzudringen. Mehrere Monate des Jahres befruchtet kein erquickender Regen sein Laub. Die Aeste scheinen abgestorben und vertrocknet; bohrt man aber den Stamm an, so entfließt ihm eine milde und nährende Milch. Bei Sonnenaufgang ist diese vegetabilische Quelle am reichsten. Es kommen alsdann von allen Seiten her Neger und Eingeborne, mit großen Näpfen versehen, um die Milch zu sammeln, welche gelb wird und sich auf der Oberfläche verdichtet. Die Einen leeren ihre Näpfe unter dem Baume selbst aus, Andere bringen das Gesammelte ihren Kindern. Man glaubt den Haushalt eines Hirten zu sehen, der die Milch seiner Heerde vertheilt.

Dies sind die Eindrücke, welche der erste Anblick des Kuhbaums im Geiste des Reisenden zurückläßt.

Heinrich Steffens,

geb. den 2. Mai 1773 zu Stavanger in Norwegen, studirte in Kopenhagen besonders Naturgeschichte, war 1794 bis 1795 in Hamburg (durch Schiffbruch in die Elbmündung verschlagen), lebte dann nacheinander zu Kiel, Jena, Freiberg, Halle, Hamburg, Lübeck, wurde 1811 Professor in Breslau, diente 1812 als Freiwilliger, wurde 1815 Prof. der Physik in Breslau, 1832 Prof. und Geh. Regierungsrath in Berlin, starb daselbst den 13. Febr. 1845. — Philosophische, naturhistorische, belletristische Schriften. Novellen: „Die vier Norweger."

---

104. Charakter der norwegischen Gebirge.

(Steenersen, ein Norweger, erzählt einem andern Norweger, Bull:) Ich hatte ein Geschäft in Oever-Tellemarken, und war sehr begierig, diese Gegend kennen zu lernen. Jenseit Kongsberg war es, als wenn die gewöhnliche bewohnte Welt aufhörte. Du weißt, lieber Bull, daß ich in südlicheren, milderen Gegenden von Norwegen geboren bin. Zwar sind mir schöne, auch wilde Gebirge nicht unbekannt, aber hier traten zum ersten Male die

furchtbar großen, rauhen Gebirgsmassen mir fremd entgegen. Nach allen Richtungen eröffnet sich eine weite Aussicht. Die Berge häuften, drängten sich in mancherlei Gestalten neben, hinter einander; schroffe, zerrissene Spitzen ragten kahl empor, und in geheimnißvoller Ferne erhob sich über alle der mächtige Gausta. Eine Felsen-Pyramide strebte stolz hinter den wild zusammengehäuften Bergen in die Wolken, an dem fernen Gestein wechselte seltsam das blendende Weiß mit dem dunkelsten Schwarz. Der ewige Schnee hat sich in Schluchten gelagert, während die völlig schroffen Wände in düsterer Nacktheit dastehen. Es war ein schwüler, trüber Sommertag. Kein Nebel, aber ein Duft, der auch das Entfernteste erkennen ließ, hüllte die Gegend ein. Die Berge waren, einige bis an die Gipfel, mit finstern Tannen und Fichten von großer Höhe, die schlank und schön sich dicht an einander drängten, allenthalben bedeckt; ein weites, düsteres Waldmeer von unermeßlichem Umfange. Tief schnitten die Schluchten und Thäler nach allen Richtungen hinein, und eine furchtbare Stille herrschte überall, nur durch das Geflüster meiner Begleiter unterbrochen. Kein Vogel war zu sehen, kein Thier ließ sich blicken, kein Wasser rieselte; alles Lebendige und Bewegliche schien in den tiefen Thälern wie vergraben, und der steinerne Riesengeist des erstarrten Nordens schien hier kaum hörbar athmend in seiner Felsenburg zu schlummern, während die schlanken Fichten und Tannen als ein unabsehliches Heer festgewurzelter Schildknappen seinen Schlummer bewachten. Selbst der Weg, den wir verfolgten, verlor sich, schroff hinablaufend, geheimnißvoll in einen düstern Wald, der sich vor unsern Füßen in ein enges Thal hineindrängte.

105. Der Wasserfall.

Es war vor drei bis vier Jahren (so begann Rossing, einer der vier Freunde, welche den Wasserfall besuchten), als wir diese Gegend verlassen sollten, um nach Kopenhagen zu reisen. Ingier hatte schon eine Reise nach Christiania über das Gebirge nach Nummedalen gemacht, und schloß sich an. Man muß unsere Gebirge als den schroffen Abfall eines mächtigen Hochlandes betrachten. Je tiefer man in das Land hineindringt, desto enger treten die wilden Gebirgsmassen zusammen; sie bilden zwischen sich Schluchten, die in ungeheure Tiefe reichen, enge Spalten, die sich in seltsamen Biegungen durch die zerrissenen Gebirgsmassen ziehen. Je mehr man sich dem Meere nähert, desto mehr erweitern sie sich, nehmen zuletzt das Meer auf und leiten es in die tief einschneidenden Meerbusen dem hohen Gebirge zu. Wir standen nach einer langen Wanderung vor einer lothrechten Wand.

Es schien uns unbegreiflich, wie wir sie ersteigen sollten. Da entdeckten wir, indem wir näher traten, Stufen, im Zickzack gewunden, unbequem freilich, bald höher, bald niedriger — man zählte ihrer an 500. Mit welcher Beschwerde wir diese Stufen bestiegen, ist begreiflich; als wir die Höhe erreicht hatten, waren wir ganz erschöpft, alle Gliedmaßen wie zerbrochen — aber unter uns in bläulicher, ungewisser Tiefe lag das Thal, aus welchem wir heraufgestiegen waren, und vor uns erhob sich das Gebirge. Alle hohen Bäume waren verschwunden. Die kleinen krüppelhaften Weiden und Birken mit ihren dunkeln Blättern standen dicht aneinander gedrängt und bedeckten die unübersehbare Anhöhe, einer Pygmäen-Waldung ähnlich. Nur wo ein Bach rieselte, keimte das stets frische, liebliche, grüne Gras und Alpenpflanzen mit ihren weißen Blüthen. Je höher wir kamen, desto düsterer ward Alles — und hier in dieser Höhe trafen wir einen Bauer; sein Haus liegt der Schneegrenze sehr nahe, von allen Wohnungen entfernt; große Schneeflächen finden sich in der Nähe, die nie verschwinden; das Korn gedeiht nicht, das Gras hat eine bräunliche, traurige Farbe, man sieht keine Blume. — Das Vieh allein, Rennthiere, Vogelwild, ernährt den rüstigen Mann mit seiner Familie. Wir stiegen in seiner Begleitung noch höher, wir drangen bis zu Haarteigen, bis jenseit der Schneelinie, die hier, in der öden, kahlen Mitte des hohen Gebirges, ein wilderes, furchtbares Ansehen hat, und als wir zurück gingen, bemerkten wir einen Fluß, der in schäumender Eile, einem fortdauernden Katarakt ähnlich, durch das Gebirge brauste. Wir mußten auf der kahlen Höhe die Stellen suchen, die am bequemsten waren, und so wurde der Fluß öfters durchschnitten, aber er hatte sich in das Gestein hineingewühlt, er floß in dem finstern Grunde einer Schlucht, die 20 bis 40 Fuß tief war. Brücken waren über die Schluchten gebaut, die nur der kühne Bergbewohner ohne Schaudern überschreitet. Leitern ragten von beiden Seiten von den schroffen Felsenwänden über die Tiefe, festgehalten durch schwere Steinmassen, die auf den ruhenden Enden lasteten. Zwei solche Leitern erreichten sich aber nicht; daher ward eine dritte Last auf die hervorragenden Enden gelegt. Man denke sich das Wandern über eine solche Brücke, oft mit schweren Lasten. Wenn man auf die lose mittlere Leiter tritt, bewegt sich die ganze Brücke; mehr, als die Last von zwei Menschen, kann sie nicht tragen; eine größere würde die Steinmassen heben, daß man in die brausende Tiefe stürzte. Frei schwebend, den gähnenden Abgrund zu unsern Füßen, schwankten wir, Seiltänzern ähnlich, über diese Brücken. Uns schauderte, aber der Wirth in Maurseth lachte, es war sein täglicher Gang. Oft verwandelte sich der Fluß in einen mächtigen Wassersturz,

und als wir einem solchen, der einen aufsteigenden Dampf, wie der rauschende Sturz in Tellemarken, bei Gausta, zeigte, uns neugierig nähern wollten, trat der uns begleitende Bauer auf uns zu. Was wollt ihr diesen kleinen Sturz betrachten? sagte er. Ist es doch kaum der Mühe werth. Klein nennst du ihn? fragten wir erstaunt. Freilich klein; ich zeige euch einen andern, der eine halbe Viertelmeile hoch ist. Wir zweifelten. Folgt mir nur, antwortete der Bauer, es ist nicht weit. Wir gingen jetzt in eine Wildniß hinein; Berge mußten wir erklimmen, wieder in Schluchten hineinsteigen, durch dichtes Gebüsch uns hindurchdrängen. Endlich vernahmen wir ein dumpfes Brausen, doch nicht so stark, wie man es von einem so unglaublich mächtigen Sturz erwarten sollte. Plötzlich traten wir aus einem Gebüsch heraus und befanden uns am Rande einer lothrechten Kluft; jenseits erhob sich eine höhere, schroffe Felsenwand, so nahe, daß man glaubte, sie mit einem Steinwurf erreichen zu können. Die Felsenwände schließen ein enges, tiefes Thal ein, und hier stürzte sich eine ungeheure Wassermasse, aus der Vereinigung zweier Flüsse entsprungen, in der riesenhaften Höhe von 850 bis 900 Fuß herunter. Die ganze Wassermasse tobt, braust, wüthet, von den engen Wänden zurückgepeitscht, in wilden Schaum zersplittert; der gähnende Felsen nimmt den riesenhaften Sturz mit trotziger Ruhe auf, verbirgt ihn in seinem tiefen Grunde, und jagt die zersplitterten Tropfen, in Staub verwandelt, bis zum Anfange des Sturzes zurück. Vergebens bemüht sich das Auge, in dieser Tiefe die Gegenstände zu unterscheiden. Alles verschwimmt in einer bläulichen Dämmerung, und selbst die Gewalt, mit welcher das Wasser in rasender Eile, mit furchtbarer Kraft den Felsen schlägt, tönt nur wie ein dumpfes, entferntes Brausen aus dem grauenhaften, finstern Abgrunde hervor. So löst sich das Wasser tropfenweise von dem blassen Schnee ab und tröpfelt über die nassen, nackten Felsmassen und durchrieselt die dürren, grauen Flechten, emsiger schon die grünen Rinnen, und wird mächtiger, nimmt aus tausend Armen die Bäche freundlich auf, und sie stürmen immer rascher, immer rauschender fort. Da wird das Rieseln schon ein lautes Rauschen; leidenschaftlicher entzündet sich die Begierde; was sich freundlich zu vereinigen schien, drängt, treibt, peitscht sich wechselseitig vorwärts, immer heftiger, immer rauschender; bis die zusammengedrängte Masse, wie von einer Furie des Wahnsinns ergriffen, mit lautem, Alles übertäubendem Geschrei sich hinunterstürzt in den gähnenden Abgrund. Aber in erhabene Einsamkeit verbirgt die Natur diese riesenhaft sich immer von Neuem erzeugende That. Die Thiere fliehen aus der Nähe; keine menschliche Wohnung nähert sich dieser geheimnißvollen Stätte; nur die stille Vegetation darf ein

stummer Zeuge des Wanderers sein. Die Geschichte verstummt, kein menschliches Ereigniß drängt sich in diese Einsamkeit, keine Klage, kein Jubel mischt sich mit dem Gebrüll des Sturzes, und nur dem einsamen, müßigen Wanderer ist es vergönnt, ihn in kurzen Augenblicken zu bewundern. Uns aber ist das Bild unvergeßlich, und wir schauen das Vaterland wie mit einer heiligen, religiösen Scheu an, seit wir seine verborgenen Wunder kennen. Oft tönt mir, wie aus weiter Ferne, der Sturz in das Ohr, und ich sehe die mächtigen Schaummassen, zwischen den Felsen eingepreßt, sich in den Abgrund hinunterstürzen.

Durch enge Fußpfade, zwischen wildem Gestrüpp, über rauhe Felsenwege gelangten wir in das enge Thal; an vielen Stellen füllt das Wasser die ganze Schlucht aus, und braust in dieser düstern Rinne an beiden Seitenwänden; dann traten wieder schmale, grüne Stellen hervor, das Thal erweiterte sich, indem es sich in mannigfaltigen Krümmungen wand; aber die Felsenwände standen in erschreckender Höhe und Nähe da, und nur ein schmaler Streifen des blauen Himmels warf ein dämmerndes Licht in die enge Tiefe, die uns einklemmte. Hier trafen wir eine Wohnung; ein Bauer mit seiner Familie hat sich in diese einsame Schlucht hineingedrängt, und aus der Rauch- und Lichtöffnung entdeckte man beide Felsenwände zugleich. Es ist, als drohten sie hoch über dem Dache des kleinen Hauses sich zu schließen. Als wir nun in diesem seltsamen Thale den Biegungen folgten, den brausenden Fluß neben uns, von den drohenden Felsen enge umschlossen, ward es immer dunkler Der Tag ist hier viel kürzer, selbst mitten im Sommer bringt die Sonne nur ein paar Stunden in die enge Kluft hinein, und bald tappten wir im Finstern. Riesenhafte Felsenblöcke hatten sich in dem engen Thale angehäuft, nicht, wie gewöhnlich, von oben heruntergestürzt. Die Wände waren unten im Grunde wie zersprengt, große Aushöhlungen hatten sich dadurch gebildet, und die feste Masse hing, wie freischwebend, auf beiden Seiten über uns. Dichtes Gebüsch wucherte verworren zwischen den Felsentrümmern, die in wilder Unordnung über einander gestürzt waren; große, einzelne Bäume umfaßten mit ihren kahlen Wurzeln die rauhen Blöcke und schauten von der Höhe düster in das vorüberrauschende Wasser. Das Fortkommen ward immer beschwerlicher, ja, als die Finsterniß zunahm, sogar gefährlich. Hier ist die Kirche und die Kanzel, sagte Ingier, und hier wollen wir bleiben.

Unser Begleiter hatte uns verlassen, er war bei seinen Verwandten in der einsamen Rauchhütte geblieben, und Ingier hatte die Führung über sich genommen. Es war uns, jung und rüstig, wie wir waren, keineswegs unangenehm, die Nacht auf eine

solche Weise zuzubringen. Eine wilde Zusammenhäufung von Felsenmassen, die einen mannigfaltig sich windenden nahen Raum einschließen, nennt man die Kirche, ein schmaler Eingang führt zu den Höhlen. Es war unsere Absicht, Gras und Moos zu sammeln, um uns dort ein nächtliches Lager zu bereiten, und hier, wo wir, begraben in den verborgensten Tiefen der Steinwelt, wie unterirdische Geister in nächtlicher Stille herumwühlten, während die Gebirgswässer neben uns brausten, erschien uns Alles wahrhaft gespensterhaft. Wir hatten ein Licht angezündet, kein Luftzug drang zu uns. Trockene Zweige wurden zum Brennen gebracht, und schnell prasselte eine mächtige Flamme auf, die eine seltsame Beleuchtung auf die Bäume, auf die dunkeln Felsenwände und das brausende Wasser warf. Thorstein kroch, als wir nach langem Suchen den Eingang fanden, hinein. Es sah aus, als verschwände er, einem Kobold ähnlich, in dem dichten Felsen. Aber kaum war er verschwunden, als seine Stimme wunderbar hohl aus dem Felsen heraustönte. Wir sind nicht allein, rief er, ich höre vor mir Menschentritte, die sich tiefer in den Felsen hineinbewegen. Reich' mir ein Licht, daß ich um mich schauen kann. Wir thaten es, aber er entdeckte Nichts, und wir riethen ihm, wieder herauszukommen. Es ist darinnen gar nicht übel, sagte er, die Höhle erweitert sich, und wir könnten an einer Stelle ein bequemes Lager bereiten, doch müssen wir vorher wohl erfahren, wer uns in dieser Einsamkeit Gesellschaft leistet.

Kaum hatte er seinen Bericht geschlossen, als wir, ziemlich hoch über uns, auf einem hervorspringenden großen Felsenblocke eine große, mächtige Gestalt, mit einer Keule bewaffnet, erblickten, durch die Flamme geisterhaft beleuchtet. Wer seid ihr da drunten? rief er mit rauher Stimme, und was sucht ihr hier? Wir sind Wanderer, antwortete Ingier; wir haben den mächtigen Wassersturz dort oben besucht, und können in dieser Finsterniß nicht weiter; da beschlossen wir, hier den Tag abzuwarten. Aber wer bist du? Ich bin Halvor Bravkarl (der Brave). Seid, wer ihr wollt, ich verberge mich nicht und fürchte mich nicht. Als er diesen Namen mit einer drohenden Stimme nannte, erschraken wir nicht wenig. Es war ein berüchtigter Räuber, der allenthalben in Norwegen, bald hier, bald dort erschien, der oft ergriffen, und bald auf eine unbegreiflich geschickte, bald auf eine tollkühne Weise entsprungen war. Wir glaubten ihn sicher verwahrt auf der Festung in Bergen, und nun entdeckten wir ihn hier, in einer solchen Nacht, wo seine Gegenwart das Schauderhafte der Umgebung erhöhen mußte, wo er, vielleicht mit Spießgesellen verbunden, uns gefährlich werden konnte. Wir hatten aber auch viel Gutes von ihm gehört; Viele rühmten

seine Gesinnung sogar; immer waren selbst die tollkühnsten Unternehmungen von ihm allein angefangen und ausgeführt worden, und bald überwog die Begierde, diesen seltsamen Mann kennen zu lernen, jede Furcht. Von uns hast du Nichts zu fürchten, sagten wir, und wir, wenn du ein braver Kerl bist, wie du dich nennst, und wie Alle dich nennen, Nichts von dir. Komm herunter. Man nennt den hohen Felsenblock, auf welchem Halvor erschien, die Kanzel, und durch einen sonderbaren Zufall haben die zusammengehäuften Massen eine Art Wendeltreppe gebildet, die von der innern Höhle nach seinem Gipfel führt. Halvor verschwand nach unserer Aufforderung, und bald darauf kroch er aus demselben Eingange, in welchem Thorstein verschwunden war, hervor, und trat freundlich und freimüthig, keineswegs einem furchtsamen Diebe, aber eben so wenig einem gefährlichen Räuber ähnlich, unter uns. Sein gutmüthiges Aussehen, seine Freundlichkeit und sein fröhliches Wesen, als freute er sich, eine gute Gesellschaft gefunden zu haben, verscheuchten bald eine jede Spur von Furcht. Unser Ränzel, gut mit Eßwaaren und Wein versorgt, ward ausgeleert, und Halvor eingeladen, an unserer Mahlzeit Theil zu nehmen. Er nahm das Anerbieten mit Freuden an, und abenteuerlich erschien uns unsere Lage, als wir so in der tiefen Nacht mit dem gefürchteten Räuber in einer so seltsamen Gegend am nächtlichen Feuer unser Abendbrot genossen.

Karl Ritter,

geb. den 7. Aug. 1779 in Quedlinburg, studirte in Halle, bildete sich unter Niemeyer zum Lehrer aus, wurde 1819 Lehrer der Geschichte am Gymnasium zu Frankfurt a. M., 1820 Professor der Geographie an der Universität zu Berlin, starb daselbst den 28. Sept. 1859. — Der bedeutendste Geograph unserer Zeit. — „Die Erdkunde im Verhältniß zur Naturkunde und zur Geschichte der Menschen." 19 Theile.

---

106. Die Katakomben der Thebais in Oberägypten.

Die Libysche Bergkette erhebt sich bei Theben steil mit vorspringenden Anhöhen 300 bis 400 Fuß hoch. Ein feiner, mittelharter, sehr homogener Kalkstein, trefflich zur Sculptur und zum Ausbau zu benutzen, bildet hier den Berg, und nur selten legen Versteinerungen, wie Belemniten und Ammonshörner, der Sculptur Schwierigkeiten in den Weg. In diesem Bergzuge,

zunächst von Medynet-Abou längs dem Memnonium bei Gournah, eine Strecke von zwei Stunden Länge, bis zur Höhe von 300 Fuß, ist dieser ganze Raum von Strecke zu Strecke überall und in allen Höhen durch lange Stollen, Gänge, Gallerien durchschnitten, mit Kammern zu beiden Seiten oder Sälen, mit Zweigen und Nebengängen, die, zu Tausenden vorhanden, sich labyrinthisch verzweigen, den ganzen Berg durchsetzen oder in sich selbst wieder zurücklaufen. Steile und beschwerliche Fußpfade führen zu ihren Eingängen hinauf, die als hohe und tiefe Pforten, Portale, Bogen, Arcaden oft gedoppelt in vorspringenden Felswänden sich zeigen, und da die Bergkette von Norden nach Süden streicht, meistentheils von Osten her in den Fels führen. Die größern Eingänge haben Vorhöfe in Fels gehauen unter freiem Himmel, deren Wände dann polirt oder sonst decorirt sind. Andere führen unmittelbar in den Berg hinein. Die einfachsten dieser Todtengrüfte liegen auf der Höhe, die prachtvollsten am Fuße des Berges, und so verschieden ist der Abstand der Grüfte der Armen von denen der Reichen, wie der unter den Wohnhäusern der verschiedenen Stände. Denn dies sind die Todtenstätten der alten Bewohner von Thebais, alle auf der Westseite des Nils, kein einziges Grab im Osten desselben. Heutzutage wohnen da die Fellahs von Gournah; früher suchten die Anachoreten der Thebais hier der Welt zu entfliehen, doch fanden diese erst noch das profane Götzenthum der Aegypter zu überwinden. Mit Gyps deckten sie die unheiligen Bilder der Alten zu und malten ihre Heiligen darüber. Eben da, wo einst die ägyptische Todtenpompa, da feierten diese Cönobiten seit der Mitte des 4. Jahrhunderts ihre Kirchenfeste. Auf die Todten und Priester folgten also Cönobiten und auf diese die heutigen Troglodyten von Gournah.

Diese, ehedem an 3000, jetzt nur etwa noch 300, sind Araber ohne Moschee; sie wohnen selbst in den Eingängen dieser Katakomben und haben darin die Ställe für ihre Heerden, Büffel, Ziegen, Schafe u. s. w. Sehr eifersüchtig, geben sie nur selten den Fremden Zutritt, und man muß schon sehr genau mit ihren Ränken und Schlichen vertraut sein, um in das Innere der Grottenwerke zu gelangen, durch deren Besitz sie das Monopol des dortigen Antiquitätenhandels haben; daher sie unvernünftig in ihren Forderungen für Reste des Alterthums sind, zumal für die Papyrusrollen, die sich dort vorfinden. — Gewöhnlich wohnen sie in dem Zwischenraum von dem Eingang der ersten Todtengruft; im hintern Ausgang, den sie mit Erde verstopfen, ist gewöhnlich nur ein Loch zum Durchkriechen für Schafe und Ziegen in den hintern Stall. An den Eingang stellen sie gewöhnlich alte ägyptische Bilder vom Fuchs, dem

Symbol der Wachsamkeit. Eine schwache Lampe, von Schaffett genährt, im Winkel, erleuchtet den düsteren Wohnort, in dem sich jeden Abend die wilde Familie der Fellahs versammelt, wo die am Tage gemachte Beute und der Fund in dem Schutt der Grüfte gezeigt wird. Diese halb nackten, schlauen Höhlenbewohner erzählen sich da ihre Fata, gelagert auf die Schädel und Mumienreste aus den Zeiten der Pharaonen und Ptolemäer; ihr Huhn braten sie am Feuer aus den Todtengebeinen und Mumiensärgen, und denken auf neuen Fang für den folgenden Tag. Belzonis nähere Bekanntschaft mit diesen Höhlenbewohnern leitete ihn zu den höchst wichtigen Entdeckungen in ihrem ganzen durchbrochenen Gebirge; denn er brachte sie durch den vertrautesten Umgang dahin, daß sie auf Taglohn für ihn in den Grüften arbeiteten, wodurch er diese, die bis dahin selbst sehr unbekannt waren, genauer kennen lernte.

Denn so eng und unscheinbar auch die Eingänge sind, so weitläufig wird das Innere dieser Katakomben, die oft in ungeheurer Ausdehnung sich in dunkler Verwirrung hinziehen, die schon manchem Neugierigen das Leben kostete. Denn überall sind unterirdische Gänge, Gemächer, Seitenkammern, Hallen, gerade Treppen hinab und Wendeltreppen in die Tiefe, lange Korridors, von senkrechten Brunnen oder Schachten unterbrochen u. s. w., auf allen Seiten halb verschüttet, zugefallen, schon chaotisch durchwühlt in frühern Jahrhunderten, die Gänge öfter nur hoch genug zum Durchkriechen auf dem Bauche, dabei eine weit höhere Temperatur als in freier Luft, oft große Hitze, gewöhnlich bis 22 Gr. nach Réaumürs Thermometer, größte Trockenheit, daher der enge Luftraum erfüllt mit dem scheußlichen Staube der schwarzen Mumien, die zu vielen Hunderten und Tausenden in allen Winkeln und an allen Wänden aufgeschichtet liegen, und sammt vielen Ornamenten, die sie umgeben, wie Mehl zerfallen bei starker Berührung, so daß der Fuß, der auf sie tritt, leicht durch mehrere Mumienleiber hindurchsinkt, und oft ist kein Schritt zu thun, ohne eine Mumie in den Staub zu treten. Zu alle diesem noch das dampfende Licht der Fackeln, welches überall aus den Winkeln die Scharen der Fledermäuse aufschreckt, die hier in der unterirdischen Wärme, in dem Dunkel und der Todtenstille zu unzählbaren Schwärmen sich vermehren.

Die engen Eingänge aller Katakomben in sehr große Tiefen setzen voraus, daß nur wenige Menschen zugleich in dem Innern der Hypogäen arbeiten konnten; sie bildeten sich also sehr allmählich aus, und wahrscheinlich waren viele Jahrhunderte zu ihrem Entstehen nothwendig. Auch anderwärts finden sich unterirdische Grüfte, wie z. B. in Ellora, Elephanta, Salsette in Indien, um Jerusalem in Palästina, die Katakomben in Sicilien,

bei Neapel, Rom, zu Tarquinia in Hetrurien, an den Ufern der Loire jenseit Tours u. s. w.; aber nur die Hetrurischen haben mit diesen einige Aehnlichkeit, keine von allen erreichen aber in Hinsicht des Umfangs und der darin verwendeten Pracht die Thebaischen. Denn diese sind eine Niederlage aller Künste und Wissenschaften des häuslichen Lebens der Aegypter, die Monumente des Volkes unter der Erde, wie jene oben beschriebene über der Erde, die des Staates und des ägyptischen Priesterthums. In diesen Todtengrüften und nicht in den Bürgerhäusern aus Backsteinen wurde aller Schmuck der Wohnungen angebracht, weil das Leben nur kurz war, der Aufenthalt der Seele im Todtenhause aber nach der Lehre von der Seelenwanderung so lange dauerte, als noch der Leib fortbestand, und dann erst in einem Cyklus von 3000 Jahren zurückkehrte, zum Leben aufsteigend und mancherlei Metamorphosen durchgehend. Dankbarkeit, Pietät gegen die Todten war daher die erste Pflicht der Ueberlebenden; daher bereitete man die Stätte auf das Feierlichste, um zugleich den Aufenthalt angenehm zu machen, mit Allem zu versehen, was das Leben Wünschenswerthes darbot, und den Ruhm des Todten in seiner wahren Behausung der Nachwelt zu überliefern. Auch sind die Wohnhäuser der Lebendigen in Aegypten völlig verschwunden, und nur die Wohnungen der Todten reden zur Nachwelt. Es unterstützte diesen Gebrauch die Moral der Aegypter, durch das Fortleben des Ruhms und der Thaten der Vorfahren, als durch ein Vorbild, zu leiten; und wie sie Alles festzustellen suchten, so bewahrten sie selbst ihre Körper als Mumien der Nachwelt auf. Die Hypogäen, die Monumente der Frömmigkeit, sind uns daher die Sittenspiegel für das häusliche Leben der Aegypter geworden, das hier nach allen Ständen, Gewerben, vornehm, reich und gering, bis in das kleinste Detail abgebildet sich zeigt, in Anlagen der Gemächer, Ausschmückung der Sculpturen und Malereien, und durch die Art des Einbalsamirens, Ausschmückens und Aufbewahrens von Mumien. Denn jede Familie brachte in ihren Katakomben einen gewissen Vorrath ihrer Reichthümer, ihrer Kenntnisse, ihrer Kunstwerke und Monumente, ihrer Gesinnungen an; daher hier bei aller Uebereinstimmung des Styls im Allgemeinen doch ein unendlicher Reichthum des Besondern sich vorfindet, der durch jahrelanges Studium nicht erschöpft werden kann.

Heinrich Zschokke,

geb. 1772 zu Magdeburg; gest. 1848 zu Aarau.
Das Samenkorn. V. 2.

Karl von Rotteck,

geb. 1775 zu Freiburg im Breisgau; gest. 1840 ebend.
Aegypten. V. 39.

Friedrich von Raumer,

geb. den 14. Mai 1781 zu Wörlitz bei Dessau, studirte in Berlin, Halle und Göttingen die Rechte und die Cameralwissenschaft, ward 1818 Professor der Geschichte und Staatswissenschaft in Berlin, 1843 Geh. Regierungsrath. — Historische Schriften. (Hinrichtung Konradins von Schwaben. V. 57. Legende von der heiligen Lanze in Antiochien. V. 84.)

Karl August Varnhagen von Ense,

geb. den 21. Febr. 1785 zu Düsseldorf, studirte in Berlin Medicin, dann Philosophie und Philologie, privatisirte in Hamburg, Halle, Berlin, Tübingen, trat 1809 in österreichische, 1813 als Hauptmann in russische Dienste, 1814 in den preußischen Civildienst, zog sich 1819 ins Privatleben zurück, starb den 9. Oktober 1858 in Berlin. — Nimmt als Biograph eine sehr hervorragende Stelle ein.

---

107. Der Tod Schwerins.

Nur das erste Treffen Schwerins war geschlagen, aber einzelne Regimenter hielten sich noch, während schon das zweite Treffen vorrückte. — Das feindliche Kartätschenfeuer wurde jedoch immer heftiger, und jene noch stehenden Regimenter fingen an zu weichen, das Regiment von Fouqué, welches dem Feuer einer Batterie von 14 Kanonen ausgesetzt war, das Regiment von Kreuzen, und endlich das zweite Bataillon des Regiments Schwerins, von welchem eben Winterfeldt schwer verwundet hingesunken war. Schwerin hielt zu Pferde bei einer der Engen des schwierigen Bodens und suchte die Truppen zum Stehen zu bringen, allein vergebens; unwillig, daß auch sein eigenes Regi-

ment wich, entriß er voll Eifer und Muth dem Fahnenjunker die Fahne seines zweiten Bataillons, hob sie empor und rief: „Wer ein braver Kerl ist, der folge mir!“ Sein Beispiel und Zuruf beseelte die Truppen mit neuem Muthe, sie wandten sich aus dem Engwege heraus, stellten sich rechts desselben in Ordnung und begannen im Sturmschritt vorzuschreiten, Schwerin mit der Fahne in der Hand voran. Aber kaum 12 Schritte waren auf diese Art gethan und Schwerin nur noch etwa 6 Schritte voraus, da traf ein Kartätschenschuß den alten Feldherrn, der sogleich ohne die geringsten Zeichen des Lebens vom Pferde sank. Fünf Kugeln hatten ihn getroffen, eine hinter dem Ohr in's Genick, eine durch's Herz und drei in den Unterleib. Seine Hand hielt noch die Fahne fest, die mit ihm gefallen war, sie bedeckte seinen ganzen Körper; der General von Manteuffel nahm sie auf und gab sie dem Junker wieder; allein dieser hatte sie kaum gefaßt, als auch ihn eine Kanonenkugel mitten auf die Brust traf und niederwarf. Der Anblick des tödtlich getroffenen und zu Boden gestreckten Feldmarschalls ergriff seinen Adjutanten, den Hauptmann von Platen, so heftig, daß er voll Grimms in den Feind stürzte und sogleich seinen Tod fand. Die Truppen stockten augenblicklich, schwankten und wandten sich auf's Neue zur Flucht. Der Fall des Feldherrn, die Verwundung Winterfeldts, Fouqué's und anderer tapferer Anführer machte die Krieger unruhig, ließ sie ohne Befehl, während der Feind sein mörderisches Feuer fortsetzte und unaufgehalten vordrang. Die Preußen wichen etwa 1200 Schritte zurück, und der König, der die Verwirrung mit ansah und kaum noch eine glückliche Wendung hoffte, blickte schon nach den hinter ihm liegenden Höhen, wohin er das geschlagene Heer zu retten dachte, als plötzlich die Sachen wieder eine andere Gestalt nahmen . . .

Der Sieg der Preußen war theuer erkauft; ihr Verlust betrug über 13,000 Mann, der König in seinem Geschichtswerke sagt sogar 18,000, die tapfersten Generale und Offiziere waren im Kampfe gefallen, der Kern des Fußvolks, das im ganzen Laufe des schweren Kriegs diesen Verlust fühlte; auch 5 Fahnen, 1 Standarte und 5 Kanonen waren verloren worden. Die Oesterreicher verloren an Todten und Verwundeten kaum weniger, an Gefangenen gegen 5000 Mann und 33 Kanonen, 71 Standarten, 40 Brückenschiffe nebst einer Menge Pulverwagen und einem großen Theile des Feldgeräthes und Gepäcks. Die Schlacht ist vorzugsweise eine Schlacht der Tapferkeit zu nennen; von beiden Seiten wurde mit Heldenmuth gefochten, und die Entschlossenheit und Ausdauer der Truppen entschied jeden einzelnen Kampf. Denn die Schlacht, rasch beschlossen und unternommen, zerfiel bald in eine Reihe einzelner Gefechte, der leitenden Hand des

Oberfeldherrn nicht mehr erreichbar, sondern ihrer eignen Entwickelung überlassen. Die Verwirrung war auf beiden Seiten ungeheuer; jeder Theil focht für sich, und der Ueberblick des Königs selber mußte zeitenweise in diesem Gemisch von Zufällen und Schwankungen untertauchen. Daß aber jeder einzelne Kampf durch die Trefflichkeit der Truppen und die Hingebung der Anführer zum Siege wurde, fand im Verlaufe den Zusammenhang, sich zu einem großen Siege zu gestalten.

Wir sahen unsern Helden inmitten des wüthendsten Schlachtgetümmels fallen, aber wir durften fürerst nicht bei ihm weilen; sein Geist selber trieb uns vorwärts, der aus dem entseelten Körper in die durch seinen Tod angefeuerten Truppen übergegangen, in ihnen weiter kämpfte und zum Siege stürmte. Nachdem wir die Schlacht bis zu diesem Ziele glücklich verfolgt haben und wir das Werk Schwerins vollendet, seine Hingebung gekrönt gesehen, kehren wir zu dem Orte zurück, wo der Feldherr auf dem Bette der Ehre ruht. Als der König die erste Nachricht erhielt, Schwerin sei geblieben, war er mit dem noch zweifelhaften Gange der Schlacht beschäftigt, wandte alle Aufmerksamkeit auf die feindliche Linie und ertheilte die den Umständen entsprechenden Befehle. Gegen 5 Uhr aber, als der Sieg größtentheils entschieden war, athmete er wieder auf und überließ sich den Empfindungen des Herzens. Er gewahrte seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, und eilte zu ihm hin, stieg vom Pferde und setzte sich mit sichtbarer Traurigkeit auf den grünen Rasen, der seitwärts am Wege sich erhöhte. „Wir haben viel verloren," rief er mit erstickter Stimme, „der Feldmarschall Schwerin ist todt!" und dann nannte er die andern Generale, die theils todt, theils verwundet waren; unter den ersten befanden sich Hautcharmoy, Golz, der Prinz von Holstein, Manstein und Anhalt.

Inzwischen war der Körper des Helden mit Mühe unter den Todten und Verwundeten herausgefunden, wurde dann in ein Zelt gebracht und untersucht, da sich denn die Gewißheit ergab, daß er in demselben Augenblicke getroffen und todt gewesen sein müsse. Man brachte die Leiche darauf in das Kloster St. Margaretha, wo sie einbalsamirt und dann vor dem Altare niedergelegt wurde. Der König kam herzu und stand in schweigender Betrachtung an dem Sarge, brach dann in Thränen und in Worte der Wehmuth aus, die er dem Entschlafenen nachrief.

Schwerins ältester Neffe, der als Adjutant ihm zur Seite und nächster Zeuge seines Todes gewesen, überreichte dem König das blutbespritzte Band des schwarzen Adlerordens, das der Feldmarschall umgehabt, allein der König nahm das trauervolle Ehrenzeichen nicht an, sondern überließ es der Familie zu ruhmvoller Bewahrung. Als die Leiche späterhin zur Heimath abgeführt

wurde, geschah dies mit allem kriegerischen Gepränge; Prinz Heinrich ließ den Sarg noch öffnen, und als er den Helden betrachtete, dessen Antlitz die edle Ruhe eines schönen Todes ausdrückte, nahm er ehrerbietig den Hut ab; die Soldaten standen umher und weinten um ihren Vater.

Friedrich Christoph Dahlmann,

geb. 1785 zu Wismar.

---

108. Maria Stuart und Elisabeth von England.

Während die Reformation unter stets neuen Kämpfen den jungen Freistaat der Niederlande in's Dasein rief, alterte die Königin von Schottland in langer, achtzehnjähriger Gefangenschaft. Von ihrem Sohne hatte sie keine Hülfe zu erwarten, obgleich dieser seit seinem zwölften Jahre regierender König von Schottland war, und jetzt zwanzig Jahre zählte. Er kannte die Mutter nur als eine des Mordes seines Vaters verklagte, abgöttische Frau, war mit der Königin von England in freundschaftliche Verhältnisse getreten, rechnete darauf, sie zu beerben, zog seit Kurzem ein Jahrgeld von ihr. Mittlerweile ging die Luft immer stärker und schneidender durch die Welt. Jene so lange über dem Haupte Englands schwebende Vermählung mit dem Hause Valois hatte alle gehässigen Leidenschaften gegen die römische Kirche aufgeregt; die Furcht vor dem Treiben verkappter Jesuiten wirkte um so gewaltiger, je unbestimmter die Nachrichten darüber lauteten, und die ganz neuerliche Ermordung des großen Oranien, so ganz zweifellos durch spanischen Haß herbeigeführt, gab allem Argwohn den weitesten Spielraum. So geschah es, daß die hinsiechende, vor der Zeit ergraute, fast vergessene Maria Stuart wieder Aller Augen auf sich zog, daß der Kreis, in welchem sie Bewegung und Erholung durch Reiten und Spazieren suchte, ihr immer mehr verengt ward, und es nur eines Anstoßes bedurfte, um ihr Verderben zu entscheiden. Diesen führte die Verschwörung Babingtons und seiner Genossen herbei, deren Ziel war, Elisabeth zu ermorden, und unter Mitwirkung einer Armee von Spaniern aus den Niederlanden her Maria Stuart auf den Thron zu setzen. Daß Maria Stuart eine allgemeine Kenntniß davon hatte, wird nicht abzuleugnen sein: allein weit ausgemachter ist es, daß einige der ersten Räthe der Krone von Anfang her darum wußten, die hirnverbrannten Urheber im Geheimen anstachelten, und erst Lärmen schlugen, als aus schwachen Funken eine Flamme geworden

war. Es ist klar, man wollte ein Ende machen. Man nahm der Gefangenen plötzlich das Schreibgeräthe, bemächtigte sich ihrer Papiere. Als Maria ihre erbrochenen Schränke erblickte, sprach sie zu ihrem Aufseher Amias Paulet: „Zwei Dinge sind noch übrig, Sir, die Ihr mir nicht nehmen könnt: das königliche Blut, welches mich zur Thronfolge berechtigt, und die Treue, die mein Herz an die Religion meiner Väter knüpft.“ Sie nannte mit diesen beiden Worten die Ursache ihres Todes. Von nun an verwandelte sich das fürstliche Gewahrsam in eine enge Haft im Northumberländer Schlosse Fotheringhay. Hier auch fanden sich ihre Richter ein, zweiundvierzig an der Zahl. So lange die Königin sich weigerte, vor der Kommission zu erscheinen, ward sie bedroht, daß gegen sie als abwesend und widerspenstig erkannt werden solle; als sie endlich erschien, doch unter Vorbehalt ihrer königlichen Rechte, blieb ihr Vorbehalt unbeachtet, und vergeblich begehrte sie, ihren mitschuldigen Anklägern gegenüber gestellt zu werden. In diesen Tagen erkennt man in Lord Burleigh nicht mehr den früheren, auf den wahren Ruhm Elisabeths bedachten Cecil; er theilt den fanatischen Eifer der Andern oder nimmt seinen Schein an, um den Leidenschaften seiner Gebieterin nachdrücklicher zu dienen. Als über die wehrlose Frau das Schuldig gesprochen war, weil sie nach dem Tode der Königin von England getrachtet, wurden die Akten dem Parlament vorgelegt, und beide Häuser baten die Königin, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen. Marien ward ihr Todesurtheil am 22. November 1586 verkündet. Jetzt erklärte Paulet die Verurtheilte für todt in den Augen des Gesetzes, mithin für unberechtigt zu den Abzeichen königlicher Würde, ließ den Thronhimmel aus ihrem Gemache schaffen, setzte und bedeckte sich in ihrer Gegenwart. Elisabeth zögerte bis zum 1. Februar, ehe sie den Befehl zur Hinrichtung unterzeichnete. Die Verwendung Frankreichs und des Königs von Schottland wurden zurückgewiesen. So kalt und unkindlich Jakob fühlte, so bezeichnete er doch den Weg, auf welchem ein Verbrechen konnte vermieden werden, ohne die Sicherheit Englands zu gefährden. Wenn die Königin mit Zuziehung des Parlaments Maria Stuart von der Thronfolge ausschloß und den König von Schottland schon jetzt die Huldigung in England empfangen ließ, was war von der Papistin in beiden protestantischen Reichen noch zu fürchten? Nach Jakobs Meinung litt es keinen Zweifel, daß seine Mutter vermocht werden könne, ihren sämmtlichen Ansprüchen zum Besten ihres Sohnes zu entsagen. Aber Elisabeth erwiederte kalt, eine Verurtheilte habe keine Rechte mehr abzutreten. Der Tochter Heinrichs VIII. waren die zarten Regungen des Mitleids von jeher fremd, und Elisabeth hatte sich die äußern Stützen verschafft, die ein Fürst, der eine wichtige

That zu vollbringen denkt, sich nur wünschen kann; denn ihr Volk, oder mindestens die mächtige Hälfte ihres Volkes, die protestantische, forderte stürmisch diesen Tod, ebenso das Parlament, der geheime Rath. Dennoch zauderte die Königin, einen Streich zu thun, der gegen alle gekrönte Häupter gerichtet schien. Man sah sie leidenschaftlich ergriffen von dem innern Kampfe, welcher bei ihr gewöhnlich wichtigen Beschlüssen voranging. Man hörte die Worte von ihr:

Aut fer aut feri, ne feriare, feri. [1])

Sie zürnte auf Paulet, daß er ihr nicht das Aeußerste erspare, ließ den Mann sondiren, von dem bekannt war, daß er Marien schon als verstockte Katholikin eines vielfachen Todes würdig hielt. Allein er erwiederte als ehrlicher Mann; sein Leben stehe wie seine Habe ganz zu Diensten der Königin, nicht aber sein Gewissen und seine und der Seinigen Ehre. So galt denn kein Ausweichen mehr; und dennoch spähte Elisabeth nach einem Mittel, um einen Theil des Hasses von sich abzuwälzen. Als sie damals den Herzog von Norfolk, einen beliebten Großen, hinrichten ließ, mußte Burleigh die That auf seine Schultern nehmen; in dem jetzigen, weit schwereren Falle war ihr Secretair Davison dazu bestimmt. Dieser hatte das Geheiß der Königin, den Befehl zur Hinrichtung mit dem großen Siegel zu versehen, an demselben Tage ausgerichtet, sagte das der Königin auf ihre Frage den Tag darauf, und sie mißbilligte seine Eile. Darüber ward Davison unruhig, ließ die Sache an Lord Burleigh kommen. Dieser kannte seine Gebieterin, versammelte sogleich den Rath, welcher die Vollziehung des Befehls beschloß; denn es sei Unrecht, sprach man, die Königin ferner zu belästigen, man müsse durchaus die Verantwortlichkeit auf sich nehmen. Die Ausführung ward den Grafen Shrewsbury und Kent übertragen, welche unmittelbar darauf nach Fotheringhay abgingen. Am 8. Februar fiel Mariens Haupt, im neunzehnten Jahre ihrer Gefangenschaft, im fünfundvierzigsten ihres Lebens. Auch ihre Feinde bekennen, daß sie mit edler Ergebung und treu ihrem Glauben starb. Auf die Nachricht läutete man in London vierundzwanzig Stunden lang mit allen Glocken und zündete Freudenfeuer vor den Hausthüren an, wie am St. Johannisabende. Elisabeth schrak zusammen, als sie den Tod erfuhr, legte Trauerkleider an sammt ihrem Hofe, erklärte laut, das sei gegen ihren Befehl geschehen, zog sich weinend in die Einsamkeit zurück, wollte Burleigh nicht vor Augen sehen, ließ den Davison mit Gefängniß und

---

[1]) Trag' oder schlag', daß nicht Andere dich schlagen, schlag' selbst! (Oder: Tragen mußt du oder schlagen, willst du nicht geschlagen sein, schlag' selber muthig drein.)

einer Strafe von 10,000 Pfund büßen, die den ehrlichen Mann zu Grunde richtete, der auch, so lange Elisabeth lebte, nicht auf freien Fuß kam. Als sie sich etwas gesammelt, schrieb sie einen Trostbrief an den König von Schottland, versicherte ihn, sie werde ihre Minister zu bestrafen wissen, entsetzte sie wirklich, bis sie dann wieder zu Gnaden angenommen wurden. Nach einiger Zeit ließ sie den französischen Gesandten Graf Aubespine rufen, setzte ihm drei Stunden lang auseinander, welch' ein Schade ihr durch Mariens Tod erwachsen sei; „sie habe die Hinrichtung nie vollziehen wollen, außer in dem Falle eines Aufruhrs oder eines feindlichen Einfalles. Auch werde sie diesen Streich ihren Ministern nimmermehr vergessen; sie wären in ihrem Dienst ergraut, hätten es auch gut gemeint, sonst würde es ihnen den Kopf kosten."

Jakob und Wilhelm Grimm.

Jakob Grimm, geb. den 4. Jan. 1785 zu Hanau, studirte in Marburg ie Rechte, ging 1805 zu wissenschaftlichen Zwecken nach Paris, erhielt 1806 ine Anstellung beim Kriegscollegium in Kassel, wurde 1808 Privatbibliothekar es Königs von Westfalen auf Wilhelmshöhe, später Staatsrathsauditeur, 814 Secretair des hessischen Gesandten, 1816 Bibliothekar in Kassel, 1830 rofessor und Bibliothekar in Göttingen, 1837 mit Dahlmann, Gervinus, . A. entlassen, seit 1841 als Professor und Hofrath in Berlin, starb den 20. ept 1863. — **Wilhelm Grimm**, geb den 24. Febr. 1786 zu Hanau, Bruder es Vorhergehenden, studirte in Marburg die Rechte, wurde 1814 Bibliothekar-ecretair in Kassel, 1830 Professor in Göttingen, 1837 mit seinem Bruder ent-assen, 1841 als Professor nach Berlin berufen, starb d. 17. Dec. 1859. — Beides usgezeichnete Sprachforscher. Gemeinschaftliche Arbeiten: Kinder- u. Haus-ärchen. (Die Sternthaler II. 86. Das Hirtenbüblein. II. 105 Frau Holle . 234. Der Mäusethurm. III. 47. Die drei Bergleute im Kuttenberg. III. 48. ornröschen III. 52. Strohhalm, Kohle und Bohne III. 65. Sneewittchen. I. 100. Der alte Hofhund. III. 127. Der Wolf und der Mensch. III. 28. Der Bergmönch im Harz. IV. 120. Das Riesenspielzeug. IV. 121. rot und Salz segnet Gott. IV 145. Frau Hütt in Tyrol. V. 81.)

Friedrich Rückert,

b. den 16. Mai 1788 zu Schweinfurt, studirte zu Jena Philologie und öne Literatur, ward 1811 Privatdocent daselbst, ging 1814 nach tuttgart, wo er die Redaction des Morgenblattes übernahm, besuchte 18 Italien, lebte hierauf als Privatgelehrter in Koburg, wurde 1826 ofessor der orientalischen Sprachen in Erlangen, 184. Professor und h. Rath in Berlin, zog sich 1848 nach Neuses bei Koburg in's Privat-en zurück, starb daselbst am 31. Jan. 1866. — Einer der bedeutendsten chter der neuesten Zeit. Märchen. (Vom Bäumlein, das andere Blätter t gewollt. II. 115), Sagen (Die Espe III. 184. Barbarossa. V. 91. r betrogene Teufel. IV. 124. Roland zu Bremen. V. 53.), Parabeln er Ursprung der Rose. III. 49. Salomon und der Säemann. IV. 162. idher. IV. 163. Der Mann mit dem Kameel. V. 112.), poetische Er-hlungen. (Die Gottesmauer. Des fremden Kindes heil'ger Christ. III. 159.

Bestrafte Ungenügsamkeit. IV. 146.), Lieder (Mailiedchen III. 26 Der Regenbogen. III. 93. Der Sonnenpalast III. 102. Das Distelstöckchen. IV. 10. Die Eintagsfliege am Johannistag. V. 17. Die Schlacht bei Leipzig. V. 53), Lehrgedichte (Drei Paar und Einer. II. 81. Kletterunterricht. III. 76. Der Maulwurf. III. 136. Der Baum des Lebens. VI. Die Seel' im All'. VI. Die Weisheit des Brahmanen. VI.), Sonette (Geharnischte Sonette. VI.), Räthsel (III. 89. V. 20. Räthsel der Elfen. IV. 201.)

---

109. Geharnischte Sonette.

(1813).

1.

1. Was schmiedst du Schmied? „Wir schmieden Ketten, Ketten!"
Ach, in die Ketten seid ihr selbst geschlagen.
Was pflügst du, Bau'r? „Das Feld soll Früchte tragen!"
Ja, für den Feind die Saat, für dich die Kletten.

2. Was zielst du, Schütze? „Tod dem Hirsch, dem fetten."
Gleich Hirsch und Reh wird man euch selber jagen.
Was strickst du, Fischer? „Netz dem Fisch, dem zagen."
Aus eurem Todesnetz wer kann euch retten?

3. Was wiegest du, schlaflose Mutter? „Knaben!"
Ja, daß sie wachsen und dem Vaterlande,
Im Dienst des Feindes, Wunden schlagen sollen.

4. Was schreibest, Dichter, du? „In Gluthbuchstaben
Einschreib' ich mein' und meines Volkes Schande,
Das seine Freiheit nicht darf denken wollen."

2.

1. Wir schlingen unsere Händ' in einen Knoten,
Zum Himmel heben wir die Blick' und schwören;
Ihr alle, die ihr lebet, sollt es hören,
Und wenn ihr wollt, so hört auch ihr's, ihr Todten.

2. Wir schwören: Steh'n zu wollen den Geboten
Des Land's, deß Mark wir tragen in den Röhren;
Und diese Schwerter, die wir hier empören,
Nicht eh'r zu senken, als vom Feind zerschroten

3. Wir schwören, daß kein Vater nach dem Sohne
Soll fragen, und nach seinem Weib kein Gatte,
Kein Krieger fragen soll nach seinem Lohne,

4. Noch heimgeh'n, eh' der Krieg, der nimmersatte,
Ihn selbst entläßt mit einer blut'gen Krone,
Daß man ihn heile oder ihn bestatte.

110. Der Baum des Lebens.

1. Als Adam lag im Todeskampfe schon,
Schickt' er zum Paradiese seinen Sohn,

2. Zu holen einen Zweig vom Lebensbaum,
Und zu genesen hofft er noch davon.

3. Seth brach das Reis, und als er's hergebracht,
War schon des Vaters Lebenshauch entflohn.

4. Da pflanzten sie das Reis auf Adams Grab,
Und fortgepflanzt ward es von Sohn zu Sohn.

5. Es wuchs, als in der Grube Joseph lag,
Und Israel in der ägypt'schen Frohn.

6. Des Baumes Blüthen gingen duftend auf,
Als David harfend saß auf seinem Thron.

7. Dürr ward der Baum, als an dem Weg des Herrn
Irr ward in seiner Weisheit Salomon.

8. Doch die Geschlechter hofften, daß ihn neu
Beleben sollt' ein andrer Davidssohn.

9. Das sah im Geist der Glaube, da er saß
Im Leid an Wasserflüssen Babylon.

10. Und als der ew'ge Blitz vom Himmel kam,
Zerborst der Baum mit hellem Jubelton;

11. Begnadigt ward der dürre Stamm von Gott,
Zu dienen zu dem Holz der Passion.

12. Es zimmerte die blinde Welt aus ihm
Das Kreuz, und schlug ihr Heil daran mit Hohn.

13. Da trug der Baum des Lebens blut'ge Frucht,
Daß, wer sie koste, Leben sei sein Lohn.

14. O Freimund, sieh! der Baum des Lebens wächst,
Ausbreitend sich, je mehr ihm Stürme drohn.

15. Die ganze Welt ruh' unter seinem Schirm!
Die halbe ruht in seinem Schatten schon.

111. Die Seel' im All.

(Aus: Dschelaleddin Rumi.)

1. Ich bin das Sonnenstäubchen, ich bin der Sonnenball.
Zum Stäubchen sag' ich: bleibe! und zu der Sonn': entwall!
2. Ich bin der Morgenschimmer, ich bin der Abendhauch;
Ich bin des Haines Säuseln, des Meeres Wogenschwall.

3. Ich bin der Mast, das Steuer, der Steuermann, das Schiff;
Ich bin, woran es scheitert, die Klippe von Korall.

4. Ich bin der Vogelsteller, der Vogel und das Netz;
Ich bin das Bild, der Spiegel, der Hall und Widerhall.

5. Ich bin der Baum des Lebens, und drauf der Papagei;
Das Schweigen, der Gedanke, die Zunge und der Schall.

6. Ich bin der Hauch der Flöte, ich bin des Menschen Geist,
Ich bin der Funk' im Steine, der Goldblick im Metall.

7. Ich bin der Rausch, die Rebe, die Kelter und der Most,
Der Zecher und der Schenke, der Becher von Krystall.

8. Die Kerz', und der die Kerze umkreist, der Schmetterling;
Die Ros', und von der Rose berauscht, die Nachtigall.

9. Ich bin der Arzt, die Krankheit, das Gift und Gegengift,
Das Süße und das Bitt're, der Honig und die Gall.

10. Ich bin der Krieg, der Friede, die Wahlstatt und der Sieg,
Die Stadt und ihr Beschirmer, der Stürmer und der Wall.

11. Ich bin der Kalk, die Kelle, der Meister und der Riß,
Der Grundstein und der Giebel, der Bau und sein Verfall.

12. Ich bin der Hirsch, der Löwe, das Lamm und auch der Wolf,
Ich bin der Hirt, der alle beschließt in einen Stall.

13. Ich bin der Wesen Kette, ich bin der Welten Ring,
Der Schöpfung Stufenleiter, das Steigen und der Fall.

14. Ich bin, was ist und nicht ist. Ich bin, o der Du's weißt,
Dschelaleddin, o sag' es, ich bin die Seel' im All.

112. Die Weisheit des Brahmanen.

1.

1. Schön ist der Tropfen Thau am Halm und nicht zu klein,
Der großen Sonne selbst ein Spiegelglas zu sein.

2. Schön ist das Bächlein dann, das kaum zu küssen wagt
Die Blum', und murmellaut zu werden halb noch zagt.

3. Und schön ist auch der Strom, der sich mit Kraft ergießt,
Im Spiel der Woge sich mit Rauschen selbst genießt.

4. Und so freu' immer dich, wenn Schönes dir und Gutes
Quillt, Thau, Bach oder Strom, perl' oder ries'l und fluth es.

2.

1. Der Vater mit dem Sohn ist über Feld gegangen;
Sie können, nachtverirrt, die Heimath nicht erlangen.
2. Nach jedem Felsen blickt der Sohn, nach jedem Baum,
Wegweiser ihm zu sein im weglos dunkeln Raum.
3. Der Vater aber blickt indessen nach den Sternen,
Als ob der Erde Weg er wollt' am Himmel lernen.
4. Die Felsen blieben stumm, die Bäume sagten nichts,
Die Sterne deuteten mit einem Streifen Lichts.
5. Zur Heimath deuten sie; wohl dem, der traut den Sternen!
Den Weg der Erde kann man nur am Himmel lernen.

Ludwig Uhland,

geb. den 26. April 1787 zu Tübingen, studirte daselbst die Rechte, ging 1810 literarischer Zwecke wegen nach Paris, wurde 1811 Advocat in Tübingen, 1812 in Stuttgart, 1830 Professor der deutschen Sprache und Literatur in Tübingen, zog sich aber bald wieder in's Privatleben zurück und starb den 13. Novbr. 1862. — Einer der bedeutendsten Dichter der Gegenwart. Lieder (Der Schmied. I. 55. Einkehr. II. 184. Des Knaben Berglied. III. 30. Frühlingsglaube IV. 174. Lob des Frühlings [Saatengrün, Veilchenduft.]. Schäfers Sonntagslied. IV. 188. Die Kapelle. IV. 189.), Romanzen (Der weiße Hirsch. II. 195.), Balladen (Die Rache. IV. 137. Das Glück von Edenhall. V. 104.), Rhapsodien (Schwäbische Kunde. IV. 138. Der gute Kamerad. III. 82. Siegfrieds Schwert. III. 81. Klein Roland. IV. 86. Der Schenk von Limburg. V. 103. Des Sängers Fluch. VI. Des Sängers Wiederkehr. Graf Eberhard der Rauschebart. VI.), Dramatisches (Ernst, Herzog von Schwaben. VI. Ludwig der Baier.).

---

113. Des Sängers Fluch.

1. Es stand in alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen in Regenbogenglanz.

2. Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wuth,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

3. Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der Ein' in goldnen Locken, der Andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, er saß auf schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

4. Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk' unsrer tiefsten Lieder, stimm' an den vollsten Ton,
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut' zu rühren des Königs steinern Herz."

5. Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl:
Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein;
Die Königin, süß und milde, als blickte Vollmond drein.

6. Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll.
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen wie dumpfer Geisterchor.

7. Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit.
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit.
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

8. Die Höflingsschar im Kreise verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott,
Die Königin, zerflossen in Wehmuth und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

9. „Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?"
Der König schreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib.
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
Draus, statt der goldnen Lieder, ein Blutstrahl hochauf springt.

10. Und wie vom Sturm zerstoben ist all' der Hörer Schwarm.
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm,
Der schlägt um ihn den Mantel, und setzt ihn auf das Roß,
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

11. Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie, aller Harfen Preis,
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt;
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

12. „Weh euch, ihr stolzen Hallen! nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang,
Nein! Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt.

13. Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Todten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

14. Weh dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängerthums!
Umsonst sei all' dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms,
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!"

15. Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört;
Noch Eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

16. Und rings, statt duft'ger Gärten, ein ödes Heideland;
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand;
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! das ist des Sängers Fluch.

114. Graf Eberhard der Rauschebart.

1. Der Ueberfall im Wildbad.

1. In schönen Sommertagen, wann lau die Lüfte wehn,
Die Wälder lustig grünen, die Gärten blühend stehn,
Da ritt aus Stuttgarts Thoren ein Held von stolzer Art,
Graf Eberhard der Greiner, der alte Rauschebart.

2. Mit wenig Edelknechten zieht er in's Land hinaus;
Er trägt nicht Helm noch Panzer, nicht geht's auf blut'gen Strauß:
In's Wildbad will er reiten, wo heiß ein Quell entspringt,
Der Sieche heilt und kräftigt, der Greise wieder jüngt.

3. Zu Hirsau bei dem Abte, da kehrt der Ritter ein,
Und trinkt bei Orgelschalle den kühlen Klosterwein.
Dann geht's durch Tannenwälder in's grüne Thal gesprengt,
Wo durch ihr Felsenbette die Enz sich rauschend drängt.

4. Zu Wildbad an dem Markte, da steht ein stattlich Haus,
Es hängt daran zum Zeichen ein blanker Spieß heraus;
Dort steigt der Graf vom Rosse, dort hält er gute Rast,
Den Quell besucht er täglich, der ritterliche Gast.

5. Wenn er sich dann entkleidet, und wenig ausgeruht,
Und sein Gebet gesprochen, so steigt er in die Fluth;
Er setzt sich stets zur Stelle, wo aus dem Felsenspalt
Am heißesten und vollsten der edle Sprudel wallt.

6. Ein angeschoßner Eber, der sich die Wunde wusch,
Verrieth voreinst den Jägern den Quell in Kluft und Busch;
Nun ist's dem alten Recken ein lieber Zeitvertreib,
Zu waschen und zu strecken den narbenvollen Leib.

7. Da kommt einstmals gesprungen sein jüngster Edelknab':
„Herr Graf! es zieht ein Haufe das ob're Thal herab;
Sie tragen schwere Kolben; der Hauptmann führt im Schild
Ein Röslein roth von Golde und einen Eber wild."

8. „Mein Sohn! das sind die Schlegler! die schlagen kräftig drein, —
Gieb mir den Leibrock, Junge! — das ist der Eberstein;
Ich kenne wohl den Eber, er hat so grimmen Zorn,
Ich kenne wohl die Rose, sie führt so scharfen Dorn."

9. Da kommt ein armer Hirte in athemlosem Lauf!
„Herr Graf! es zieht 'ne Rotte das unt're Thal herauf;
Der Hauptmann führt drei Beile; sein Rüstzeug glänzt und gleißt,
Daß mir's, wie Wetterleuchten, noch in den Augen beißt."

10. „Das ist der Wunnensteiner, der gleißend' Wolf genannt, —
Gieb mir den Mantel, Knabe! — Der Glanz ist mir bekannt;
Er bringt mir wenig Wonne, die Beile hauen gut. —
Bind' mir das Schwert zur Seite! — der Wolf, der lechzt nach Blut!"

11. Da spricht der arme Hirte: „Deß mag noch werden Rath:
Ich weiß geheime Wege, die noch kein Mensch betrat,
Kein Roß mag sie ersteigen, nur Geißen klettern dort, —
Wollt ihr sogleich mir folgen, ich bring' Euch sicher fort."

12. Sie klimmen durch das Dickicht den steilsten Berg hinan,
Mit seinem guten Schwerte haut oft der Graf sich Bahn.
Wie herb das Fliehen schmecke, noch hat er's nie vermerkt,
Viel lieber möcht' er fechten, das Bad hat ihn gestärkt.

13. In heißer Mittagsstunde, bergunter und bergauf!
Schon muß der Graf sich lehnen auf seines Schwertes Knauf.
Darob erbarmt's den Hirten des alten, hohen Herrn,
Er nimmt ihn auf den Rücken: „Ich thu's von Herzen gern."

14. Da denkt der alte Greiner: „Es thut doch wahrlich gut,
So sänftlich sein getragen von einem treuen Blut.
In Fährden und in Nöthen zeigt erst das Volk sich echt,
Drum soll man nie zertreten sein altes gutes Recht."

15. Als drauf der Graf gerettet zu Stuttgart sitzt im Saal,
Heißt er 'ne Münze prägen als ein Gedächtnißmal,
Er giebt dem treuen Hirten manch blankes Stück davon,
Auch manchem Herrn vom Schlegel verehrt er eins zum Hohn.

16. Dann schickt er tücht'ge Maurer in's Wildbad allsofort,
Die sollen Mauern führen rings um den offnen Ort,
Damit in künft'gen Sommern sich jeder greise Mann,
Von Feinden ungefährdet, im Bade jüngen kann.

2. Die drei Könige zu Heimsen.

1. Drei Könige zu Heimsen, wer hätt' es je gedacht!
Mit Rittern und mit Rossen, in Herrlichkeit und Pracht!
Es sind die hohen Häupter der Schlegelbrüderschaft;
Sich Könige zu nennen, das giebt der Sache Kraft.

2. Da thronen sie beisammen, und halten eifrig Rath,
Bedenken und besprechen gewalt'ge Waffenthat:
Wie man den stolzen Greiner mit Kriegsheer überfällt,
Und, besser als im Bade, ihm jeden Schlich verstellt.

3. Wie man ihn dann verwahret und seine Burgen bricht,
Bis er von allem Zwange die Edeln ledig spricht.
Dann fahre wohl, Landfriede! dann, Lehndienst, gute Nacht!
Dann ist's der freie Ritter, der alle Welt verlacht.

4. Schon sank die Nacht hernieder, die Kön'ge sind zur Ruh;
Schon krähen jetzt die Hähne dem nahen Morgen zu;
Da schallt mit scharfem Stoße das Wächterhorn vom Thurm;
Wohlauf, wohlauf, ihr Schläfer! das Horn verkündet Sturm.

5. In Nacht und Nebel draußen, da wogt es wie ein Meer,
Und zieht von allen Seiten sich um das Städtlein her;
Verhaltne Männerstimmen, verworr'ner Gang und Drang,
Hufschlag und Rossesschnauben und dumpfer Waffenklang.

6. Und als das Frühroth leuchtet, und als der Nebel sinkt,
Hei! wie es da von Speeren, von Morgensternen blinkt!
Des ganzen Gaues Bauern stehn um den Ort geschart,
Und mitten hält zu Rosse der alte Rauschebart.

7. Die Schlegler mögen schirmen das Städtlein und das Schloß;
Sie werfen von den Thürmen mit Steinen und Geschoß.
„Nur sachte!" ruft der Greiner — „Euch wird das Bad geheizt!
Aufdampfen soll's und qualmen, daß Euch's die Augen beizt!"

8. Rings um die alten Mauern ist Holz und Stroh gehäuft,
In dunkler Nacht geschichtet, und wohl mit Theer beträuft;
Drein schießt man glüh'nde Pfeile, wie raschelt's da im Stroh!
Drein wirft man feur'ge Kränze, wie flackert's lichterloh!

9. Und noch von allen Enden wird Vorrath zugeführt,
Von all' den rüst'gen Bauern wird emsig nachgeschürt,
Bis höher, immer höher die Flamme leckt und schweift,
Und schon mit lust'gem Prasseln der Thürme Dach ergreift.

10. Ein Thor ist freigelassen, so hat's der Graf beliebt;
Dort hört man, wie der Riegel sich leise, lose schiebt.
Dort stürzen wohl, verzweifelnd, die Schlegler jetzt heraus?
Nein! friedlich zieht's vorüber als wie in's Gotteshaus.

11. Voran drei Schlegelkön'ge, zu Fuß, demüthiglich,
Mit unbedecktem Haupte, die Augen unter sich;
Dann viele Herr'n und Knechte, gemachsam, Mann für Mann,
Daß man sie alle zählen und wohl betrachten kann!

12. „Willkomm!“ — so ruft der Greiner — „willkomm in meiner Haft!
Ich traf euch gut beisammen, geehrte Brüderschaft!
So konnt' ich wieder dienen für den Besuch im Bad.
Nur Einen miss' ich, Freunde, den Wunnenstein, 's ist Schad'!“

13. Ein Bäuerlein, das treulich am Feuer mit gefacht,
Lehnt dort an seinem Spieße, nimmt Alles wohl in Acht:
„Drei Könige von Heimsen“ — so schmollt es — „das ist viel!
Erwischt man noch den vierten, so ist's ein Kartenspiel.“

3. Die Schlacht bei Reutlingen.

1. Zu Achalm auf dem Felsen, da haust manch' kühner Aar,
Graf Ulrich, Sohn des Greiners, mit seiner Ritterschar;
Wild rauschen ihre Flüge um Reutlingen, die Stadt,
Bald scheint sie zu erliegen, vom heißen Drange matt.

2. Doch plötzlich einst erheben die Städter sich zur Nacht;
In's Urachthal hinüber zieh'n sie mit großer Macht;
Bald steigt von Dorf und Mühle die Flamme blutig roth,
Die Heerden weggetrieben, die Hirten liegen todt.

3. Herr Ulrich hat's vernommen, er ruft im grimmen Zorn:
„In eure Stadt soll kommen kein Huf und auch kein Horn!“
Da sputen sich die Ritter, sie wappnen sich in Stahl,
Sie heischen ihre Rosse, sie reiten stracks zuthal.

4. Ein Kirchlein stehet drunten, Sanct Leonhard geweiht,
Dabei ein grüner Anger, der scheint bequem zum Streit.
Sie springen von den Pferden, sie ziehen stolze Reih'n,
Die langen Spieße starren, wohlauf! wer wagt sich drein?

5. Schon zieh'n vom Urachthale die Städter fern herbei,
Man hört der Männer Jauchzen, der Heerden wild Geschrei!
Man sieht sie fürder schreiten, ein wohlgerüstet Heer.
Wie flattern stolz die Banner! wie blitzen Schwert und Speer!

6. Nun schließ' dich fest zusammen, du ritterliche Schar!
Wohl hast du nicht geahnet so dräuende Gefahr.
Die übermächt'gen Rotten, sie stürmen an mit Schwall;
Die Ritter stehn und starren wie Fels und Mauerwall.

7. Zu Reutlingen am Zwinger, da ist ein altes Thor,
Längst wob mit dichten Ranken der Epheu sich davor;
Man hat es schier vergessen, nun kracht's mit einmal auf,
Und aus dem Zwinger stürzet, gedrängt, ein Bürgerhauf'.

8. Den Rittern in den Rücken fällt er mit grauser Wuth,
Heut will der Städter baden im heißen Ritterblut.
Wie haben da die Gerber so meisterlich gegerbt!
Wie haben da die Färber so purpurroth gefärbt!

9. Heut nimmt man nicht gefangen, heut geht es auf den Tod,
Heut spritzt das Blut wie Regen, der Anger blümt sich roth.
Stets drängender umschlossen und wüthender bestürmt,
Ist rings von Bruderleichen die Ritterschar umthürmt.

10. Das Fähnlein ist verloren; Herr Ulrich blutet stark;
Die noch am Leben blieben, sind müde bis in's Mark.
Da haschen sie nach Rossen, und schwingen sich darauf,
Sie hauen durch, sie kommen zur festen Burg hinauf.

11. „Ach Allm —!" stöhnt' einst ein Ritter; ihn traf des Mörders Stoß,
„Allmächt'ger!" wollt' er rufen; man hieß davon das Schloß.
Herr Ulrich sinkt vom Sattel halb todt, voll Blut und Qualm;
Hätt' nicht das Schloß den Namen, man hieß es jetzt Achalm!

12. Wohl kommt am andern Morgen zu Reutlingen an's Thor
Manch trauervoller Knappe, der seinen Herrn verlor.
Dort auf dem Rathhaus liegen die Todten all' gereiht,
Man führt dahin die Knechte mit sicherem Geleit.

13. Dort liegen mehr denn sechzig so blutig und so bleich,
Nicht jeder Knapp' erkennet den todten Herrn sogleich.
Dann wird ein jeder Leichnam von treuen Dieners Hand
Gewaschen und gekleidet in weißes Grabgewand.

14. Auf Bahren und auf Wagen getragen und geführt,
Mit Eichenlaub bekränzet, wie's Helden wohl gebührt,
So geht es nach dem Thore; die alte Stadt entlang,
Dumpf tönet von den Thürmen der Todtenglocken Klang.

15. Götz Weißenheim eröffnet den langen Leichenzug,
Er war es, der im Streite des Grafen Banner trug,
Er hatt' es nicht gelassen, bis er erschlagen war,
Drum mag er würdig führen auch noch die todte Schar.

16. Drei edle Grafen folgen, bewährt im Schildesamt:
Von Tübingen, von Zollern, von Schwarzenberg entstammt.
O Zollern! deine Leiche umschwebt ein lichter Kranz:
Sahst du vielleicht noch sterbend dein Haus im künft'gen Glanz?

17. Von Sachsenheim zween Ritter, der Vater und der Sohn,
Die liegen still beisammen in Lilien und in Mohn;
Auf ihrer Stammburg wandelt von Alters her ein Geist,
Der längst mit Klaggeberden auf schweres Unheil weist.

18. Einst war ein Herr von Lustnau vom Scheintod auferwacht,
Er kehrt' im Leichentuche zu seiner Frau bei Nacht,
Davon man sein Geschlechte die Todten hieß zum Scherz,
Hier bringt man ihrer Einen, den traf der Tod in's Herz.

19. Das Lied, es folgt nicht weiter, des Jammers ist genug!
Will Jemand Alle wissen, die man von dannen trug,
Dort auf den Rathhausfenstern, in Farben bunt und klar,
Stellt jeden Ritters Name und Wappenschild sich dar.

20. Als nun von seinen Wunden Graf Ulrich ausgeheilt,
Da reitet er nach Stuttgart, er hat nicht sehr geeilt;
Er trifft den alten Vater allein am Mittagsmahl,
Ein frostiger Willkommen! kein Wort ertönt im Saal.

21. Dem Vater gegenüber sitzt Ulrich an dem Tisch,
Er schlägt die Augen nieder, man bringt ihm Wein und Fisch;
Da faßt der Greis ein Messer und spricht kein Wort dabei,
Und schneidet zwischen beiden das Tafeltuch entzwei.

4. Die Döffinger Schlacht.

1. Am Ruheplatz der Todten, da pflegt es still zu sein,
Man hört nur leises Beten bei Kreuz und Leichenstein;
Zu Döffingen war's anders, dort scholl den ganzen Tag
Der feste Kirchhof wieder vom Kampfruf, Stoß und Schlag.

2. Die Städter sind gekommen, der Bauer hat sein Gut
Zum festen Ort geflüchtet, und hält's in tapfrer Hut;
Mit Spieß und Karst und Sense treibt er den Angriff ab;
Wer todt zu Boden sinket, hat hier nicht weit in's Grab.

3. Graf Eberhard der Greiner vernahm der Seinen Noth;
Schon kommt er angezogen mit starkem Aufgebot;
Schon ist um ihn versammelt der besten Ritter Kern,
Vom edlen Löwenbunde die Grafen und die Herr'n.

4. Da kommt ein reis'ger Bote vom Wolf von Wunnenstein:
„Mein Herr mit seinem Banner will Euch zu Dienste sein!"
Der stolze Graf entgegnet: „Ich hab' sein nicht begehrt!
Er hat umsonst die Münze, die ich ihm einst verehrt."

5. Bald sieht Herr Ulrich drüben der Städter Scharen wehn,
Von Reutlingen, von Augsburg, von Ulm die Banner stehn,
Da brennt ihn seine Narbe, da gährt der alte Groll:
„Ich weiß, ihr Uebermüth'gen, wovon der Kamm Euch schwoll."

6. Er sprengt zu seinem Vater: „Heut' zahl' ich alte Schuld:
Will's Gott, erwerb' ich wieder die väterliche Huld!
Nicht darf ich mit dir speisen auf Einem Tuch, du Held!
Doch darf ich mit dir schlagen auf Einem blut'gen Feld!"

7. Sie steigen von den Gaulen, die Herr'n vom Löwenbund,
Sie stürzen auf die Feinde, thun sich als Löwen kund.
Hei! wie der Löwe Ulrich so grimmig tobt und würgt!
Er will die Schuld bezahlen, er hat sein Wort verbürgt.

8. Wen trägt man aus dem Kampfe, dort auf den Eichenstumpf?
„Gott sei mir Sünder gnädig!" — er stöhnt's, er röchelt's dumpf.
O königliche Eiche, dich hat der Blitz zerspällt!
O Ulrich, tapfrer Ritter, dich hat das Schwert gefällt!

9. Da ruft der alte Recke, den nichts erschüttern kann:
„Erschreckt nicht, der gefallen, ist wie ein andrer Mann!
Schlagt drein! die Feinde fliehen!" — er ruft's mit Donnerlaut.
Wie rauscht sein Bart im Winde! hei! wie der Eber haut!

10. Die Städter han vernommen das seltsam list'ge Wort.
„Wer flieht?" so fragen Alle; schon wankt es hier und dort.
Das Wort hat sie ergriffen gleich einem Zauberlied;
Der Graf und seine Ritter durchbrechen Glied auf Glied.

11. Was gleißt und glänzt da droben und zuckt wie Wetterschein?
Das ist mit seinen Reitern der Wolf von Wunnenstein.
Er wirft sich auf die Städter, er sprengt sich weite Bucht,
Da ist der Sieg entschieden, der Feind in wilder Flucht.

12. Im Erntemond geschah es, bei Gott, ein heißer Tag!
Was da der edlen Garben auf allen Feldern lag!
Wie auch so mancher Schnitter die Arme sinken läßt!
Wohl halten diese Ritter ein blutig Sichelfest.

13. Noch lange traf der Bauer, der hinter'm Pfluge ging,
Auf rost'ge Degenklinge, Speereisen, Panzerring,
Und als man eine Linde zersägt und niederstreckt,
Zeigt sich darin ein Harnisch und ein Geripp versteckt. —

14. Als nun die Schlacht geschlagen, und Sieg geblasen war,
Da reicht der alte Greiner dem Wolf die Rechte dar:
„Hab' Dank, du tapfrer Degen, und reit' mit mir nach Haus,
Daß wir uns gütlich pflegen nach diesem harten Strauß!"

15. „Hei!" spricht der Wolf mit Lachen, „gefiel Euch dieser Schwank?
Ich stritt aus Haß der Städte und nicht um Euren Dank.
Gut' Nacht und Glück zur Reise! es steht im alten Recht."
Er spricht's und jagt von dannen mit Ritter und mit Knecht.

16. Zu Döffingen im Dorfe, da hat der Graf die Nacht
Bei seines Ulrichs Leiche, des einz'gen Sohn's, verbracht.
Er knie't zur Bahre nieder, verhüllet sein Gesicht,
Ob er vielleicht im Stillen geweint, man weiß es nicht.

17. Des Morgens mit dem Frühsten steigt Eberhard zu Roß,
Gen Stuttgart fährt er wieder mit seinem reis'gen Troß,
Da kommt des Wegs gelaufen der Zufferhauser Hirt':
„Dem Mann ist's trüb zu Muthe! was der uns bringen wird?"

18. „Ich bring' Euch böse Kunde! Nächt ist in unsern Trieb
Der gleißend' Wolf gefallen! er nahm so viel ihm lieb."
Da lacht der alte Greiner in seinen grauen Bart:
„Das Wölflein holt sich Kochfleisch, das ist des Wölfleins Art."

19. Sie reiten rüstig fürder, sie sehn aus grünem Thal
Das Schloß von Stuttgart ragen, es glänzt im Morgenstrahl.
Da kommt des Wegs geritten ein schmucker Edelknecht:
„Der Knab' will mich bedünken, als ob er Gutes brächt'."

20. „Ich bring' Euch frohe Märe: Glück zum Urenkelein!
Antonia hat geboren ein Knäblein hold und fein."
Da hebt er hoch die Hände, der ritterliche Greis:
„Der Fink hat wieder Samen, dem Herrn sei Dank und Preis!"

115. Aus: Ernst, Herzog von Schwaben.

Kunrad.

Mit reiner Hand erheb' ich dieses Schwert,
Und spreche so den Spruch der Reichesacht:
Aus kaiserlicher Macht und nach dem Schluß
Der Fürsten, steh' ich und erkläre dich,
Vormals der Schwaben Herzog, Ernst den Zweiten,
Als Feind des Reichs, als offenbarer Aechter.
Vom Frieden setz' ich dich in den Unfrieden,
Dein Lehen theil' ich hin, woher es rührt,
Dein eigen Gut gestatt' ich deinen Erben,
Erlaube männiglich dein Leib und Leben,
Dein Fleisch geb' ich dem Thier im Walde Preis,
Dem Vogel in der Luft, dem Fisch im Wasser.
Ich weise dich hinaus an die vier Straßen
Der Welt, und wo der Freie wie der Knecht
Fried' und Geleit hat, sollst du keines haben.
Und wie ich diesen Handschuh von mir werfe,
Wie dieser Handschuh wird zertreten werden,
Sollst du verworfen und zertreten sein!

Die Fürsten.

Sollst du verworfen und zertreten sein!

Warmann.

Im Namen sämmtlicher des Reichs Bischöfe,
Verbann' ich dich, vormal'gen Herzog Ernst,
Sammt Allen, die dir helfen und dich hegen
Aus unsrer heil'gen Kirche Mutterschoß,
Und übergebe dich dem ew'gen Fluch.
Verflucht seist du zu Haus und auf dem Feld,
Auf offnem Heerweg, auf geheimem Pfad,
Im Wald, auf dem Gebirg und auf der See,
Im Tempel selbst und vor dem Hochaltar!
Unselig sei dein Lassen und dein Thun,
Unselig, was du issest, was du trinkst,
Und was du wachest, schlummerst oder schläfst,
Unselig sei dein Leben, sei dein Tod!
Verflucht seist du vom Wirbel bis zur Zeh,
Verflucht sei der Gedanke deines Hirns,
Die Rede deines Munds, des Auges Blick,
Der Lungen Odem und des Herzens Schlag,
Die Kraft des Armes und der Hände Werk,
Der Lenden Mark, der Füße Schritt und Tritt,
Und selbst der Kniee Beugung zum Gebet!
Und wie ich dieser Kerzen brennend Licht
Auslösch' und tilge mit des Mundes Hauch,
So aus dem Buch des Lebens und der Gnade
Sollst du vertilget sein und ausgelöscht!

Die Bischöfe.

Sollst du vertilget sein und ausgelöscht!

Justinus Kerner,

eb. den 18. Sept. 1786 zu Ludwigsburg, studirte Medicin zu Tübingen, urde Arzt in Wildbad, dann in Gailsdorf, 1818 Oberamtsarzt in Weinserg, starb den 21. Febr. 1862. — Romanzen (Der reichste Fürst IV. 147.), Lieder (Der Wanderer in der Sägemühle. IV. 190.).

Gustav Schwab,

geb. den 19. Juni 1792 zu Stuttgart, studirte 1809 zu Tübingen Philosophie und Theologie, bereiste 1815 Norddeutschland, ward dann Repetent am theologischen Seminar in Tübingen, 1817 Prof. der alten Literatur am obern Gymnasium in Stuttgart, 1837 Pfarrer in Gomaringen, 1842 Pfarrer in Stuttgart, 1845 Oberstudienrath, starb den 3. Nov. 1850. — Ballader (Das Gewitter. IV. 139. Der Reiter und der Bodensee. V. 105.), poetische Erzählungen (Johannes Kant. VI.), Prosaisches (Die schönsten Sagen des Alterthums [Das hölzerne Pferd. IV. 72.], Schillers Leben).

---

116. Johannes Kant.

Den kategorischen Imperativus fand,
Das weiß ein jedes Kind, Immanuel Kant.
Dem kategorischen Imperativus treu,
Zwang durch ihn wilde Seelen zu frommer Scheu
Lang vor Immanuel Herr Johannes Kant,
Und wenige wissen's, wie die Sache bewandt.
Derselb' ein Doctor Theologiä war,
In schwarzer Kutte, mit langem Bart und Haar,
So saß er zu Krakau auf dem Lehrersitz,
So ging er einher gegürtet, in Kält' und Hitz',
Ein rein Gemüth, ein immer gleicher Sinn,
Dem Unrecht dulden, nicht thun, stets däuchte Gewinn.
Im grauen Alter zog ein Sehnen den Kant
Gen Schlesien, in sein altes Vaterland.
Er schloß die Bücher in'n Schrein, bestellt' sein Haus,
Den Seckel nahm er, und zog in die Fern' hinaus.
Gemächlich ritt in der schweren, schwarzen Tracht
Der Doctor durch der polnischen Wälder Nacht;
Doch in der Seele, da wohnt ihm lichter Schein,
Die goldnen Sprüche zogen aus und ein,
In's Herz schoß Strahlen ihm das göttliche Wort,
Voll innern Sonnenlichtes, so ritt er fort.
Auch merkt' er nicht, wie das Thier in finst'rer Schlucht
Den Weg durch Abenddunkel und Dickicht sucht,
Er hört nicht vor noch hinter sich Tritt und Trott,
Er ist noch immer allein mit seinem Gott.
Da wimmelt's plötzlich um ihn zu Roß, zu Fuß;
Da flucht in's Ohr ihm der Wegelagerer Gruß;
Es stürmen auf den heiligen Mann sie ein,
Es blinken Messer und Schwert im Mondenschein
Er weiß nicht, wie ihm geschieht, er steigt vom Roß,

Und eh' sie's fordern, theilt er sein Gut dem Troß;
Den vollen Reisebeutel streckt er dar,
Darin beim Groschen manch blanker Thaler war;
Vom Halse löst' er ab die güldne Kett',
Er reißt die schmucken Borten vom Baret,
Den Ring vom Finger, und aus der Tasche zieht
Das Meßbuch er mit Silberbeschlag und Niet';
Daß sie das Pferd abführen mit Sattel und Zaum,
Der arm' erschrock'ne Mann, er sieht es kaum;
Erst wie er alles Schmuckes und Gutes baar,
Da flehet er um sein Leben zu der Schar.
Der bärtige Hauptmann faßt ihn an der Brust,
Und schüttelt sie mit derber Räuberlust.
„Gabst du auch Alles?“ brüllt's um ihn und murrt,
„Trägst nichts versteckt im Stiefel oder Gurt?“
Die Todesangst schwört aus dem Doctor: „Nein!“
Und aber „Nein!“ Es zittert ihm Fleisch und Bein.
Da stoßen sie fort ihn in den schwarzen Wald;
Er eilt, als wär' er zu Roß und ohne Halt;
Doch fährt die Hand im Gehen ihm wie im Traum
Hinab an der langen Kutte vorderm Saum,
Mit Angst fühlt sie herum an allem Wulst,
Und endlich findet sie da die rechte Schwulst,
Wo eingenäht, geborgen und unentdeckt
Der güldene Sparpfennig sich versteckt.
Nun will dem Mann es werden recht sanft und leicht,
Mit all' dem Gold er die Heimath wohl erreicht,
Er mag mit Gottes Hülfe vom Schrecken ruh'n,
Mit Freunden und Vettern sich recht gütlich thun.
Da stand er plötzlich still, denn in ihm rief
Mit lauter Stimme der heilige Imp'rativ:
„Leug nicht! leug nicht! du hast gelogen, Kant!“
Das einzige Wort ihm auf der Seele brannt',
Vergessen war der Heimath fröhliche Lust,
Er war allein der Lüge sich bewußt.
Und schneller, als ihn getrieben der Freiheit Glück,
Trieb ihn der Sünde Pein zurück, zurück.
Schon winkt von Ferne der unglücksel'ge Platz,
Die Räuber theilen dort noch immer den Schatz,
Am Mondlicht prüfen sie sich das Allerlei,
Die Pferde weiden zwischen den Büschen frei.
Und wie sie lagern im Gras und tauschen, tritt
In ihre Mitte der Kant mit heftigem Schritt.
Er stellt demüthig sich vor die Räuber hin,
Er sprach: „O wisset, daß ich ein Lügner bin!

Doch log der Schrecken aus mir, darum verzeiht!"
Mit diesen Worten riß er den Saum vom Kleid,
In hohler Hand beut er ein Häuflein Gold,
Darüber des Mondscheins blinkende Welle rollt;
Weil Keiner zugreift, bittet er ganz beschämt:
„Das hab' ich böslich vor euch verläugnet, nehmt!"
Den Räubern aber wird's wunderlich im Kopf,
Sie möchten lachen und spotten ob dem Tropf,
Und ihre Lippe findet doch keinen Laut,
Und ihr vertrocknetes, starres Auge thaut.
Und in dem bleiernen Schlummer, den er schlief,
Regt sich in ihnen plötzlich der Imp'rativ,
Der wunderbare, das heil'ge Gebot: „Du sollt —
Du sollt nicht stehlen!" und vor der Hand voll Gold
Aufspringen sie, dann werfen sich All' auf's Knie,
Ein tiefes Schweigen waltet, denn Gott ist hie.
Jetzt aber regt sich emsig die ganze Schar;
Der reicht den Beutel und der die Kette dar,
Ein dritter bringt das Pferd gesattelt, gerüst't,
Das Meßbuch reicht der Hauptmann — er hat's geküßt.
Dann helfen sie ihm zu Roß mit willigem Dienst,
Nichts bleibt zurück vom neuen Räubergewinnst;
Ja, mußte Herr Kant nur sein auf seiner Hut,
Daß sie ihm nicht auch schenkten gestohlen Gut,
Er scheidet, er theilt den Segen aus vom Pferd,
Wünscht ihnen gründliche Reu', die sie bekehrt.
Nur dacht' er traurig, als um die Eck' er bog:
„Ihr armen Schelmen, ihr stehlet — und ich log!"
Doch als er kam zum finstern Wald hinaus,
Da war verschwunden der Sünde ganzer Graus,
Da stand der Morgenhimmel in rother Gluth,
Da ward dem frommen Wandrer froh zu Muth.
„Dein Wille gescheh' im Himmel und auf Erd'!"
So betet der Kant und giebt die Spor'n dem Pferd.

Wilhelm Müller,

geb. den 7. Oktober 1794 zu Dessau, studirte in Berlin Philologie und Geschichte, diente 1813 als Freiwilliger, bereiste 1817 und 1818 Italien, wurde 1819 Lehrer am Gymnasium in Dessau, starb am 30. Sept. 1827. Sagen (Der Glockenguß zu Breslau. V. 83.), poetische Erzählungen (Der kleine Hydriot. IV. 143. Alexander Ypsilanti auf Munkacs. VI.), Lieder (Frühlingseinzug. IV. 172.), Natur- und Charakterschilderungen (Die Forelle. IV. 38. Der Guaraune. V. 45.).

---

117. Alexander Ypsilanti auf Munkacs.

Alexander Ypsilanti saß in Munkacs' hohem Thurm,
An den morschen Fenstergittern rüttelte der wilde Sturm;
Schwarze Wolkenzüge flogen über Mond und Sterne hin,
Und der Griechenfürst erseufzte: „Ach, daß ich gefangen bin!“
An des Mittags Horizonte hing sein Auge unverwandt:
„Läg' ich doch in deiner Erde, mein geliebtes Vaterland!“
Und er öffnete das Fenster, sah in's öde Land hinein;
Krähen schwärmten in den Gründen, Adler um das Felsgestein.
Wieder fing er an zu seufzen: „Bringt mir Keiner Botschaft her
Aus dem Lande meiner Väter?“ und die Wimper ward ihm schwer, —
War's von Thränen? war's von Schlummer? und sein Haupt sank in die Hand.
Seht! sein Antlitz wird so helle; träumt er von dem Vaterland?
Also saß er, und zum Schläfer trat ein schlichter Heldenmann,
Sah mit freudig ernstem Blicke lange den Betrübten an:
„Alexander Ypsilanti! sei gegrüßt und fasse Muth!
In dem engen Felsenpasse, wo geflossen ist mein Blut,
Wo in Einem Grab die Asche von dreihundert Spartern liegt,
Haben über die Barbaren freie Griechen heut gesiegt.
Diese Botschaft Dir zu bringen, ward mein Geist herabgesandt.
Alexander Ypsilanti! frei wird Hellas' heil'ges Land!“
Da erwacht der Fürst vom Schlummer, ruft entzückt: „Leonidas?“
Und er fühlt, von Freudenthränen sind ihm Aug' und Wangen naß.
Horch! es rauscht ob seinem Haupte, und ein Königsadler fliegt
Aus dem Fenster, und die Schwingen in dem Mondenstrahl er wiegt.

Heinrich Heine,

geb. den 31. Dec. 1799 zu Düsseldorf von jüdischen Eltern, wurde zuerst zum Kaufmannsstande bestimmt, studirte dann die Rechte zu Bonn, Berlin und Göttingen, trat 1825 zum Christenthum über, bereiste Italien und England, lebte dann abwechselnd in Berlin, München und Hamburg, seit 1831 in Paris, starb am 16. Febr. 1856. — Lieder (Sehnen. V. 4.), Balladen (Belsazer. IV. 129. Die Grenadiere. V. 98.), Reisebilder (Brockenreise. IV. 43. Das Ilsethal. IV. 44.)

Karl Immermann,

geb. den 24. April 1796 zu Magdeburg, studirte in Halle die Rechte, stand dann im Staatsdienste in Münster und Düsseldorf, dirigirte eine Zeitlang das Düsseldorfer Stadttheater, starb den 25. Aug. 1840. — Lyrischer, epischer und dramatischer Dichter. (Fabel: Frost und Thauwind. III. 178.)

---

118. Der westfälische Hofschulze.

Im Hofe zwischen den Scheuern und Wirthschaftsgebäuden stand mit aufgekrämpten Hemdsärmeln der alte Hofschulze, und schaute achtsam in ein Feuer, welches, zwischen Steinen und Kloben am Boden entzündet, lustig flackerte. Er rückte einen kleinen Amboß, der daneben stand, zurecht, legte sich Hammer und Zange zum Griffe bereit, prüfte die Spitzen einiger großen Radnägel, die er aus dem Bruststücke des vorgebundenen Schurzfells zog, legte die Nägel auf das Bodenbrett des Leiterwagens, dessen Räder er ausbessern wollte, und drehte die Stelle des Rades, von welcher ein Stück Schiene abgebrochen war, vorsichtig nach oben, worauf er durch untergeschobene Steine das Rad in seiner Stellung befestigte.

Nachdem er wieder ein paar Augenblicke in das Feuer gesehen hatte, ohne daß seine hellen und scharfen Augen davon zu blinzeln begannen, fuhr er rasch mit der Zange hinein, hob das rothglühende Eisen heraus, legte es auf den Amboß, schwang den Hammer darüber, daß die Funken sprühten, schlug das noch immer gluthröthliche um das Rad, da wo die Schiene fehlte, schlug und schweißte es mit zwei gewaltigen Schlägen fest, und trieb dann die Nägel, welche es in seiner weichen Dehnbarkeit noch immer leicht hindurchließ, an ihre Plätze.

Einige der stärksten und heftigsten Schläge gaben dem eingefügten Stücke das letzte Geschick. Der Schulze stieß mit dem Fuße die vor das Rad gelegten Steine hinweg, faßte den Wagen

bei der Stange, um das geflickte Rad zu prüfen, und zog ihn ungeachtet seiner Schwere ohne Anstrengung quer über den Hof, so daß die Hühner, Gänse und Enten, welche sich ruhig gesonnt hatten, mit großem Geschrei vor dem rasselnden Wagen entflohen, und ein paar Schweine aus ihrem eingewühlten Lager grunzend auffuhren.

Zwei Männer, von denen der eine ein Pferdehändler, der andere ein Rendant oder Receptor war, hatten, unter der großen Linde vor dem Wohnhause sitzend und ihren Trunk verzehrend, der Arbeit des alten, rüstigen Mannes zugesehen. „Das muß wahr sein," rief jetzt der Eine, der Pferdehändler, „Ihr hättet einen tüchtigen Schmied abgegeben, Hofschulze!"

Der Hofschulze wusch in einem Stalleimer voll Wasser, welcher neben dem kleinen Amboß stand, sich Hände und Gesicht, goß dann das Feuer aus und sagte: „Ein Narr, der dem Schmied giebt, was er selbst verdienen kann." Er nahm den Amboß auf, als sei er eine Feder, und trug ihn nebst Hammer und Zange unter einen kleinen Schuppen zwischen Wohnhaus und Scheuer, in welchem Hobelbank, Säge, Stemmeisen und was sonst zu Zimmer- und Schreinergewerk gehört, bei Holz und Brettern mancher Art stand, lag oder hing.

Indem der Alte sich unter dem Schuppen noch zu schaffen machte, sagte der Pferdehändler zu dem Receptor: „Wollen Sie glauben, daß der auch alle Pfosten, Thüren und Schwellen, Kisten und Kasten im Hause mit eigner Hand flickt, oder, wenn das Glück gut ist, auch neu zuschneidet? Ich meine, wenn er wollte, könnte er auch einen Kunstschreiner vorstellen, und würde einen richtigen Schrank zu Wege bringen."

„Da seid Ihr im Irrthum," sprach der Hofschulze, der das Letzte gehört hatte, und, das Schurzfell jetzt abgethan, im weißleinenen Kittel aus dem Schuppen trat. Er setzte sich zu den beiden Männern an den Tisch, eine Magd brachte ihm auch ein Glas, er that seinen Gästen Bescheid und fuhr dann fort: „Zu einem Pfosten, zu einer Thür und Schwelle gehören nur ein Paar gesunde Augen und eine firme Faust; aber ein Schreiner braucht mehr. Ich habe mich einmal vom Hochmuth verleiten lassen und wollte, wie Ihr es nennt, einen richtigen Schrank zu Weg bringen, weil mir Hobel und Meißel und Reißschiene auch bei dem Zimmerwerk durch die Hände gegangen waren. Ich maß und zeichnete und schnitt die Hölzer zu, auf Fuß und Zoll hatte ich Alles abgepaßt; ja, als es nun an das Zusammenfügen und Leimen gehen sollte, war Alles verkehrt. Die Wände standen windschief und klafften, die Klappe vorne war zu groß, und die Kasten für die Oeffnungen zu klein. Ihr könnt das Gemächt noch sehen, ich habe es auf der Diele stehen lassen, mich vor

Versuchung künftig zu wahren; denn es thut dem Menschen immer gut, wenn er eine Erinnerung an seine Schwachheit vor Augen hat."

In diesem Augenblicke ließ sich ein lustiges Wiehern aus dem Pferdestalle gegenüber vernehmen. Der Pferdehändler räusperte sich, spuckte aus, schlug sich Feuer an, blies dem Receptor eine starke Dampfwolke in das Gesicht, sah sehnsüchtig nach dem Stalle und dann gedankenvoll vor sich nieder. Hierauf spuckte er noch einmal aus, nahm den lackirten Hut vom Kopfe, strich mit dem Arme über die Stirn und sagte: „Noch immer eine schwüle Witterung." — Dann schnallte er seine lederne Geldkatze vom Leibe, warf sie mit Getöse auf den Tisch, daß der Inhalt klang und klirrte, lösete die Riemen und zählte zwanzig blanke Goldstücke hin, bei deren Anblicke die Augen des Receptors zu funkeln anfingen, und nach denen der alte Hofschulze gar nicht hinsah. „Hier ist das Geld!" rief der Pferdehändler, die Faust geballt auf den Tisch stemmend, „krieg' ich die braune Stute dafür? Sie ist, weiß Gott, nicht einen Heller mehr werth."

„Dann behaltet Euer Geld, damit Ihr nicht zu Schaden kommt," versetzte der Hofschulze kaltblütig. „Sechsundzwanzig, wie ich gesagt habe, und keinen Stüber darunter. Ihr kennt mich nun die Jahre her, Herr M a r x, und solltet daher wissen, daß das Dingen und Feilschen bei mir nicht verschlägt, weil ich nie von meiner Sprache abgehe. Ich begehre, was mir eine Sache werth ist, und thue niemalen vorschlagen; und so könnte ein Posaunenengel vom Himmel dahergefahren kommen, er kriegte die Braune nicht unter Sechsundzwanzig."

„Aber Sackerlot," schrie der Pferdehändler erbos't, „aus Fordern und Bieten besteht doch der Handel, und meinen eignen Bruder überfrage ich, und wenn kein Vorschlagen mehr in der Welt ist, so hört alles Geschäft auf!"

„Im Gegentheil," erwiederte der Hofschulze, „das Geschäft kostet dann weit weniger Zeit, und ist schon um deshalb profitlicher; aber auch außerdem haben beide Theile von einem Handel ohne Vorschlagen vielen Nutzen. Ich habe es immer erlebt, daß, wenn vorgeschlagen wird, sich die Natur erhitzt und zuletzt Niemand mehr recht weiß, was er redet oder thut. Da läßt denn der Verkäufer, um nur dem Gehader ein Ende zu machen, die Waare oft unter dem Preise, den er im Stillen bei sich festsetzte, und der Käufer seinerseits verthut sich in der Begierde und Brunst des Bietens ebenso oftmals. Ist aber gar keine Rede vom Ablassen, dann bleiben beide schön ruhig und wahren sich vor Schaden."

„Da Ihr so vernünftig redet, so werdet Ihr meinen Antrag jetzt besser erwogen haben," hob der Receptor an. „Wie

gesagt, die Regierung will alle Korngefälle der Höfe in hiesiger Gegend in Geld umwandeln. Sie hat allein den Schaden davon, denn Korn bleibt Korn, aber Geld ist heute so viel und morgen so viel werth; indessen ist es nun einmal ihr Wille, um der Last des Aufspeicherns quitt zu werden. Ihr thut mir also den Gefallen und unterschreibt diese neue, auf Geld lautende Urkunde, die ich zu diesem Behufe schon mitgebracht habe."

„Durchaus nicht," antwortete der Hofschulze eifrig; „es ist ein Glaube hier im Lande, daß, wer seinem Hofe eine Last auflegt, dafür zur Strafe nach dem Tode auf seinem Hofe umgehen muß. Ich weiß nicht, wie es damit beschaffen ist, aber das weiß ich: vom Oberhofe sind seit vielen hundert Jahren nur Körner an die Gotteszelle gegeben worden, und damit wolle sich also das Rentamt begnügen, wie das Stift sich damit begnügt hat. Wächst Geld auf meinem Acker? Nein! Korn wächst darauf. Woher wollen Sie also das Geld nehmen?"

„Ihr sollt ja nicht übervortheilt werden!" rief der Receptor.

„Es muß Alles beim Alten bleiben!" sagte der Hofschulze feierlich; „das war noch eine gute Zeit, als die Tafeln mit den Verzeichnissen der Lasten und Abgaben der Bauerschaft in der Kirche hingen. Dazumalen stand Alles fest, und kein Gezänk hat sich nimmer darüber begeben, wie neuerdings nur gar zu oft. Hernacher hieß es, die Tafeln mit den Hühnern und Eiern und Maltern schadeten der Andacht, und sie wurden hinweggethan. Im Gegentheil, sie hatten immer zu Predigt und Gesang gehört, wie Amen und Segen; ich für mein Theil, wenn ich sie ansah, besonders beim dritten Theile oder der Nutzanwendung, bekam die erbaulichsten Gedanken, zum Exempel: Ueberhebe dich nicht; denn da steht geschrieben, wie viel Zinsroggen und Schoßhafer du geben mußt, oder auch so: Wenn du draußen Lasten zu tragen hast, hier im Gotteshause bist du frei, und was dergleichen mehr war. Nun aber, als man auf die leeren Stellen sah, gingen die Gedanken immer wandern, und suchten nach den Tafeln, und es dauerte geraume Zeit, ehe und bevor die Menschheit wieder recht nach dem Pastor hinhörte."

Er ging in sein Haus. — „Das ist ein alter Racker!" rief der Pferdehändler, als er seinen Handelsfreund nicht mehr sah, indem er den lackirten Hut verdrießlich wieder auf den Kopf stülpte. „Wenn der nicht will, so bringt ihn der Teufel nicht herum. Das Schlimmste ist, daß der Kerl die besten Pferde in der Gegend zieht, und sie im Grunde, so zu sagen, billig genug losschlägt."

„Ein starres, widerhaariges Volk hier zu Lande!" sagte der Receptor; „ich bin erst vor Kurzem aus Sachsen her ver-

setzt und merke den Abstand. Dort wohnen die Leute beisammen, und deshalb müssen sie schon höflich und nachgiebig und bethulich miteinander sein. Aber hier sitzt ein Jeder auf seinem Kampe, hat sein Holz, sein Feld, seinen Wiesenwachs um sich, als gäbe es sonst Nichts in der Welt. Darum halten sie auch so steif auf ihre alten Schnurren und Faxen, die doch anderwärts überall abgekommen sind. Was für Mühe habe ich schon mit den andern Bauern wegen der dummen Umschreibereien gehabt, aber dieser hier ist doch der Schlimmste."

„Das kommt daher, Herr Receptor, weil er so reich ist," bemerkte der Pferdehändler; „mich wundert, daß Sie es mit den Andern in der Bauerschaft ohne ihn durchgesetzt haben; denn der hier ist der General und Advokat und Alles; sie richten sich in jeglicher Sache nach ihm! er bückt sich vor Keinem. Vor'm Jahre kam ein Prinz hier durch; wie er den Hut vor dem abnahm, war es wahrhaftig, als wollte er sagen: „Du bist der, und ich bin der!" — „Der Mistfink! Für die Stute sechsundzwanzig Pistolen haben zu wollen! Aber das ist das Unglück, wenn der Bauer zu viel Vermögen kriegt. Wenn Sie dort durch das Eichholz hindurch sind, gehen Sie eine geschlagene halbe Glockenstunde durch seine Felder. Und Alles bestellt, daß es nur so eine Art hat. Ich bin mit meiner Koppel vorgestern durch den Roggen und Weizen geritten, und ich will nicht ehrlich sein, wenn was Anders als die Köpfe von den Pferden über die Aehren hinübersahen. Ich dachte, ich würde ersaufen."

„Woher hat er's denn?" fragte der Receptor.

„O!" rief der Pferdehändler, „da liegen hier mehrere solcher Höfe herum, man heißt sie Oberhöfe; wenn die nicht manchen Edelmann ausstechen, so will ich nicht Marx heißen. Das Erdreich ist von uralter Zeit zusammengeblieben. Und sparsam und fleißig ist der Nichtsnutz von jeher gewesen, das muß man ihm lassen. Sie sahen ja, wie er sich abäscherte, nur um dem Schmied die paar Groschen Verdienst zu nehmen. Und blicken Sie nur um sich; ist es denn hier nicht, als ob man bei einem Grafen wäre?"

Während der letzten Reden hatte der verdrießliche Pferdehändler sachte in die Geldkatze gegriffen und den zwanzig Goldstücken, gleichgültig thuend, noch sechs hinzugefügt. Der Hofschulze trat wieder in die Thür, und der Andere sagte brummend, ohne ihn anzusehen: „Da liegen die Sechsundzwanzig, weil es einmal nicht anders sein soll."

Der alte Bauer lächelte schalkhaft und sprach: „Ich wußte wohl, daß Ihr das Pferd kaufen würdet, Herr Marx; denn Ihr sucht für den Rittmeister in Unna eins zu dreißig Pistolen, und mein Bräunchen paßt Euch dazu wie bestellt. Ich ging auch nur

in das Haus, um die Goldwage zu holen, und konnte vorhersehen, daß Ihr Euch unterdessen besonnen haben würdet."

Der Alte, welcher in seinen Bewegungen bald etwas ungemein Rasches, bald wieder die größte Bedächtigkeit zeigte, je nachdem das Geschäft war, was er trieb, setzte sich an den Tisch, wischte langsam und sorgfältig seine Brille ab, spannte sie über die Nase und fing an, die Goldstücke genau zu wägen. Zwei oder drei musterte er als zu leicht aus, worüber der Pferdehändler ein heftiges Gezeter erhob, welchem der Hofschulze schweigend und kaltblütig, die Wage in der Hand behaltend, zuhörte, bis der Andere statt der verworfenen Münzen vollwichtige hervorholte. Endlich war die Sache beendigt, der Verkäufer packte bedächtig das Geld in ein Papier und ging mit dem Pferdehändler nach dem Stalle, um ihm das Pferd zu überliefern.

Der Receptor wartete die Rückkunft der Beiden nicht ab. „Mit solchem Klotz ist nichts anzufangen," sagte er; „aber wenn du uns nur nicht so ordentlich auf die Termine bezahltest, wir wollten dich!" — Er fühlte nach seinen urkundlichen Papieren in der Tasche, merkte an dem Knittern, daß sie noch darin seien, und schlich vom Hofe.

Aus dem Stalle traten der Roßkamm, der Schulze und ein Knecht, welcher zwei Pferde, das des Roßkammes und die erkaufte braune Stute, hinter sich herführte. Der alte Schulze sagte, indem er die Letztere zum Abschied streichelte: „Es thut Einem immer Leid, wenn man eine Kreatur, die man aufzog, losschlägt, aber wer kann dawider? — Nun, halte dich brav, Bräunchen!" rief er, und gab dem Thiere einen herzhaften Schlag auf die runden glänzenden Schenkel.

Der Pferdehändler war mittlerweile aufgestiegen und sah mit seiner langen Figur und der kurzen Schoßjacke und dem breitkrämpigen, lackirten Hute, mit seinen erbsengelben Hosen über den dürren Lenden und den hochhinaufreichenden, ledernen Gamaschen, mit seinen Pfundsporen und seiner Peitsche wie ein Wegelagerer aus. Er ritt, ohne Lebewohl zu sagen, fluchend und wetternd davon, die Braune am Leitzaum nachziehend. Keinen Blick wandte er nach dem Gehöfte zurück; die Braune dahingegen drehte mehrere Male den Hals um und wieherte wehmüthig, als wollte sie klagen, daß ihre gute Zeit nun vorüber sei. Der Hofschulze blieb, die Arme in die Seite gestemmt, mit dem Knechte stehen, bis der Zug durch den Baumgarten verschwunden war. Dann sagte der Knecht: „das Vieh grämt sich." „Warum sollte es nicht?" erwiederte der Hofschulze, „grämen wir uns doch auch. Komm auf den Futterboden, wir wollen Hafer messen."

August Graf von Platen,

geb. den 24. Okt. 1796 zu Ansbach, wurde früh zum Militärdienst bestimmt, kam im 10. Jahre in die Kadettenschule in München, ward 1814 Lieutenant, machte den Feldzug gegen Frankreich mit, studirte von 1818 an in Würzburg und Erlangen alte und neue Sprachen, reiste 1826 nach Italien, verweilte dort mehrere Jahre, kehrte 1832 wieder nach Deutschland zurück, ging 1834 abermals nach Italien, starb am 5. Dec. 1835 in Syrakus. — Balladen (Das Grab im Busento. V. 52. Der Pilgrim vor St. Just. VI. Harmosan VI. Saul und David. VI.), Gaselen (VI.), Sonetten (Venedig VI. Grabschrift.), Oden (Der Vesuv im December 1830. VI.), Dramatisches (Die verhängnißvolle Gabel, Der romantische Oedipus u. A.).

---

119. Der Pilgrim vor St. Just.

1. Nacht ist's, und Stürme sausen für und für,
Hispan'sche Mönche, schließt mir auf die Thür!

2. Laßt hier mich ruh'n, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet euch in die Kirche schreckt!

3. Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag!

4. Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein;
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.

5. Das Haupt, das nun der Scheere sich bequemt,
Mit mancher Krone ward's bediademt.

6. Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.

7. Nun bin ich vor dem Tod den Todten gleich,
Und fall' in Trümmer, wie das alte Reich.

120. Harmosan.

1. Schon war gesunken in den Staub der Sassaniden alter Thron,
Es plündert Mosleminenhand das schätzereiche Ktesiphon:
Schon langt am Oxus Omar an, nach manchem durchgekämpften Tag,
Wo Chosru's Enkel Jesdegerd auf Leichen eine Leiche lag.
2. Und als die Beute mustern ging Medina's Fürst auf weitem Plan,
Ward ein Satrap vor ihn geführt, er hieß mit Namen Harmosan;
Der letzte, der im Hochgebirg' dem kühnen Feind sich widersetzt;
Doch ach, die sonst so tapfre Hand trug eine schwere Kette jetzt!

3. Und Omar blickt ihn finster an und spricht: „Erkennst du nun, wie sehr
Vergeblich ist vor unserm Gott der Götzendiener Gegenwehr?"
Und Harmosan erwiedert ihm: „In deinen Händen ist die Macht,
Wer einem Sieger widerspricht, der widerspricht mit Unbedacht.
4. Nur eine Bitte wag' ich noch, abwägend dein Geschick und meins:
„Drei Tage focht ich ohne Trunk, laß reichen einen Becher Weins!"
Und auf des Feldherrn leisen Wink steht ihm sogleich ein Trunk bereit;
Doch Harmosan befürchtet Gift, und zaudert eine kleine Zeit.
5. „Was zagst du," ruft der Saracen, „nie täuscht ein Moslem seinen Gast,
Nicht eher sollst du sterben, Freund, als bis du dies getrunken hast!"
Da greift der Perser nach dem Glas, und statt zu trinken schleudert hart
Zu Boden er's auf einen Stein mit rascher Geistesgegenwart.
6. Und Omar's Mannen stürzen schon mit blankem Schwert auf ihn heran,
Zu strafen ob der Hinterlist den allzuschlauen Harmosan;
Doch wehrt der Feldherr ihnen ab, und spricht sodann: „Er lebe fort!
Wenn was auf Erden heilig ist, so ist es eines Helden Wort!"

121. Der Vesuv im December 1830.

1. Schön und glanzreich ist des bewegten Meeres
Wellenschlag, wann tobenden Lärms es anbraust;
Doch dem Feu'r ist kein Element vergleichbar
Weder an Allmacht,

2. Noch an Reiz für's Auge. Bezeug' es Jeder,
Der zum Rand abschüssiger Kratertiefe,
Während Nacht einhüllt die Natur, mit Vorwitz
Staunend emporklimmt,

3. Wo im Sturmschritt mächtiger Donner machtvoll
Aus dem anwuchsdrohenden, steilen Kegel
Fort und fort auffahren in goldner Unzahl
Flammige Steine,

4. Deren Wucht, durch Gluten und Dampf geschleudert,
Bald umher auf aschige Höh'n Rubine
Reichlich sä't, bald auch von des Kraters schroffen
Wänden hinabrollt:

5. Während still, aus nächtlichem Grund, die Lava
Quillt. Des Rauch's tiefschattige Wolk' umdüstert,
Holder Mond, dein ruhiges, friedenreiches,
Silbernes Antlitz.

122. Saul und David.

1. Der König sitzt auf seinem Throne bang,
Er winkt, den Sohn des Isai zu rufen:
Komm, Knabe, komm mit deinem Harfenklang!
Und jener läßt sich nieder auf den Stufen.
2. Der Herr ist groß! beginnt er feierlich,
Geschöpfe spiegeln ihres Schöpfers Wonne;
Der Morgen graut, die Wolken theilen sich,
Und wandelnd singt ihr hohes Lied die Sonne.
3. Die schwere Krone löse dir vom Haupt,
Und tret' hinaus in reine Gotteslüfte!
Die Lilie prangt, der Busch ist neubelaubt,
Die Reben blühen und verschwenden Düfte.
4. Zwar bin ich nur ein schlichter Hirtensohn,
Doch fühl' ich bis zum Himmel mich erhoben:
Was mußt du fühlen, König, auf dem Thron,
Wie muß dein Herz den Gott der Väter loben!
5. Doch deine Wimper neigst du thränenschwer,
Daß sie des Auges schönen Glanz verhehle —
Wie groß ist Jehovah! o blick' umher!
Und welche Ruhe füllt die ganze Seele.
6. So laß dein Herz an Gott, so laß dein Ohr
An meiner Töne Harmonie sich laben!
Allein der König springt in Wuth empor,
Und wirft den Spieß nach dem erschrocknen Knaben.

123. Gasele.

1. Der Löwin dient des Löwen Mähne nicht;
Buntfarbig sonnt sich die Phaläne nicht;
2. Der Schwan befurcht mit stolzem Hals den See,
Doch hoch im Aether hausen Schwäne nicht;
3. Die Riesenquelle murmelt angenehm,
Doch Schiffe trägt sie nicht und Kähne nicht;
4. An Dauer weicht die Rose dem Rubin,
Ihn aber schmückt des Thaues Thräne nicht;
5. Was suchst du mehr, als was du bist, zu sein?
Ein Andres je zu werden, wähne nicht!

124. Venedig.

1. Venedig liegt nur noch im Land der Träume,
Und wirft nur Schatten her aus alten Tagen;
Es liegt der Leu der Republik erschlagen,
Und öde feiern seines Kerkers Räume.

2. Der eh'rnen Hengste, die, durch salz'ge Schäume
Dahergeschleppt auf jener Kirche ragen,
Nicht mehr dieselben sind sie, ach! sie tragen,
Des korsikan'schen Ueberwinders Zäume.

3. Wo ist das Volk von Königen geblieben,
Das diese Marmorhäuser durfte bauen,
Die nun verfallen und gemach zerstieben?

4. Nur selten finden auf der Enkel Brauen
Der Ahnen große Züge sich geschrieben,
An Dogengräbern in den Stein gehauen.

Karl Friedrich Philipp von Martius,
geb. 1794 zu Erlangen.

---

125. Ein Tag unter dem Aequator.

Wie glücklich bin ich hier, wie tief und innig kommt hier so Manches zu meinem Verständnisse, das mir vorher unerreichbar stand! Die Heiligkeit des Orts, wo alle Kräfte sich harmonisch vereinigen, zeitiget Gefühle und Gedanken. Ich meine besser zu verstehen, was es heißt, Geschichtschreiber der Natur zu sein. Ich versenke mich täglich in das große und unaussprechliche Stillleben der Natur, und vermag ich auch nicht, es ganz zu erfassen, so erfüllt mich doch die Ahnung seiner Herrlichkeit mit nie gefühlter Wonne. — Es ist drei Uhr Morgens; ich verlasse meine Hangematte, denn der Schlaf flieht mich Aufgeregten; ich öffne die Läden, und sehe hinaus in die dunkle, hehre Nacht. Friedlich flimmern die Sterne, und der Strom glänzt im Wiederscheine des untergehenden Mondes zu mir herüber. Wie geheimnißvoll und still ist Alles um mich her! Ich wandle mit der Blendlaterne hinaus in die kühle Veranda, und betrachte meine trauten Freunde, Bäume und Gesträuche, die um die Wohnung her stehen. Manche schlafen mit dicht zusammengelegten Blättern, Andere aber, die Tagschläfer sind, ragen ruhig ausgebreitet in die stille Nacht auf; wenige Blumen stehen geöffnet; nur ihr, süßduftende Paullinien-

Hecken, begrüßet mit feinstem Wohlgeruche den Wanderer, und du, erhabene, düsterschattende Manga, deren dichtbelaubte Krone mich gegen den Nachtthau schützet.

Gespensterhaft flattern große Nachtschmetterlinge um die verführenden Lichter meiner Laterne. Immer stärker durchnäßt der Thau die frischaufathmenden Wiesen, und die Nachtluft legt sich feucht auf die erwärmten Glieder. Eine Cicade, die im Hause wohnet, lockt mich mit heimischem Gezirpe wieder hinein, und leistet dem glücklichen Halbträumer Gesellschaft, der den Tag erwartet, vom Gesumse der Mosquiten, den paukenähnlichen Schlägen eines Ochsenfrosches oder dem klagenden Ruf des Ziegenmelkers wach erhalten. Um fünf Uhr seh' ich ringsum den Morgen dämmern; ein feines gleichmäßiges Grau, mit Morgenroth verschmolzen und davon erheitert, umzieht den Himmel; nur der Zenith ist dunkler. Die Formen der Bäume treten näher und näher; der Landwind, der in Osten aufsteht, bewegt sich langsam, — schon schimmern rosenrothe Lichter und Reflexe um die Gipfel der Bäume. Die Zweige, die Blätter regen sich; Käfer fliegen, Mücken summen, Vögel rufen, Affen klettern schreiend in das Dickicht zurück, die Nachtschmetterlinge suchen lichtscheu taumelnd ihre Waldnacht wieder; auf den Wegen regt sich's, die Nachtthiere laufen in's Gemäuer zurück, und die hinterlistigen Marderarten schleichen sachte vom Geflügel, dem der prunkende Haushahn den Morgen anruft.

Immer heller wird es in der Luft; der Tag bricht an; — eine unbeschreibliche Feier liegt über der Natur; — wie rothe Blitze leuchtet der Sonnenrand; jetzt steigt die Sonne empor, — in einem Nu ist sie ganz über dem Horizonte, auftauchend aus feurigen Wellen, und wirft glühende Strahlen über die Erde hin. Die magische Dämmerung weicht, große Reflexe flüchten sich verfolgt von Dunkel zu Dunkel, und auf einmal steht rings um den entzückten Beschauer die Erde im frischen Thauglanz, festlich jugendlich heiter. Kein Wölkchen steht am Himmel, ungetrübt wölbt er sich über die Erde. Alles ist Leben; Thiere und Pflanzen im Genuß, im Kampf. Um sieben Uhr beginnt der Thau zu verschwinden, der Landwind läßt etwas nach, schon wird die zunehmende Wärme bemerklich. Die Sonne steigt schnell und senkrecht am klaren durchsichtig-blauen Himmel auf, in welchem alle Dünste gleichmäßig aufgelös't sind, bis sich späterhin, niedrig am westlichen Horizonte, kleine weißflockige Wolken bilden; diese spitzen sich gegen das Tagesgestirn zu, und verlängern sich allmählich weithin am Firmamente.

Um die neunte Stunde wird die Wiese ganz trocken; der Wald steht im Glanze seiner Lorbeerblätter; andere Blüthen entfalten sich, andere hat die schnellere Entwickelung bereits hinweggerafft. Noch eine Stunde später, und die Wolken wölben sich

hoch auf, sie gestalten sich zu breiten, dichteren Massen und ziehen bisweilen verdunkelnd und kühlend unter der Sonne hin, die in leuchtender Fülle die Landschaft beherrschet. Es zucken die Pflanzen unter den sengenden Strahlen der Sonne; ganz selbstverloren geben sie sich dem mächtigen Reize hin. Goldbeschwingte Käfer und Kolibri's schwirren lustig näher; ein lebendiges Farbenspiel, gaukeln bunte Schmetterlinge am Ufer durcheinander. Die Wege wimmeln von Ameisen, die in ausgedehnten Zügen Blätter zu ihren Bauwerken schleppen. Aber auch die trägen Thiere empfinden den Sonnenreiz; das Krokodil steigt vom Schlamme des untern Ufers weiter herauf und lagert sich in den heißen Sand; Schildkröten und Eidechsen werden aus ihren feuchten Schatten hervorgelockt; buntschillernde und düsterfarbige Schlangen schleichen in die warm beleuchteten Küstenwege. Die Wolken senken sich tief, sie sondern sich schichtenweise ab, immer schwerer, dichter, düsterer umhüllen sie bläulich-grau den Horizont, gegen das Zenith thürmen sie sich an zu hellern, weitverbreiteten Massen, ein Abbild riesiger Gebirge in der Luft. Auf einmal überzieht sich der ganze Himmel, nur hier und da blickt noch die tiefe Bläue zwischen durch; die Sonne verbirgt sich, aber um so heißer liegt die Gluth der Luft auf der Landschaft.

Mittag ist vorüber; trüb, schwer, melancholisch hängt diese Stunde über der Natur. Hunger und Durst jagen die Thiere umher; nur die ruhigen, die trägen, in die Schatten des Waldes geflüchteten ahnen nichts von der gewaltigen Krise der Natur. Aber sie kommt: schon erkaltet die Luft; die Winde fahren wild gegen einander, sie wühlen den Wald auf und dann das Meer, das immer schwärzer einherwogt, und die Flüsse, die dunkler und, vom Winde übertönt, lautlos dahin zu fliehen scheinen. Der Sturm ist da! Zwei-, dreimal reißt ein fahler Blitz durch die Wolken, zwei-, dreimal rollt der Donner, rollt langsam, ruhig erhebend; Tropfen fallen. Die Pflanzen athmen aus der Ermattung neu auf; ein neuer Donner, und — nicht Regen, Wasserströme gießt nun der erschütterte Himmel aus. Der Wald seufzt! das lispelnde Plätschern der bewegten Blätter wächst zum Rauschen an, zum weithin tönenden dumpfen Getrommel. Blumen schwanken, Blätter fallen, zerrissene Aeste, morsche Stämme stürzen; mit Gewalt nimmt der Orkan den letzten Reiz der Zartheit von den niedergedrückten Pflanzengeschlechtern.

Auch die Thierwelt hat diese furchtbare Stunde ergriffen; verstummt, entsetzt flattert das Gefieder des Waldes am Boden; zitternd suchen die zahllosen Geschlechter der Insekten unter Blättern, an Stämmen Schutz; von Krieg und Mord abgemahnt, läßt das Säugethier nach in der Verfolgung; nur die kaltblütigen Amphibien freuen sich der herabstürzenden Fluth, und tau-

sendstimmig singen die Chöre der Frösche und Unken aus den feuchten Wiesen auf. In Bächen rauscht das trübe Wasser durch die engen Waldwege dem Strome zu oder ergießt sich in die Risse des Bodens. Mehr und mehr nimmt dabei die Temperatur der Luft ab; die Wolken entleeren sich allmählich, — aber nur noch kurze Zeit, und der Sturm ist vorüber.

In verjüngtem Glanze tritt die Sonne aus langgedehnten Wolkenschichten hervor, die mehr und mehr aus einander ziehen, nach Süden und Norden sich senken, und wie am Morgen, in dünnen, leichten Gestalten den azurnen Grund des Firmaments umsäumen. Schon lächelt der Himmel aus tiefblauem Auge die Erde wieder an, und bald hat sie den Schreck vergessen. Eine Stunde länger, und keine Spur des Sturmes ist vorhanden; in neuer Frische, vom warmen Sonnenstrahl abgetrocknet, stehen die Pflanzen, und das Thier bewegt sich wieder nach alter Weise, dem angestammten Triebe Folge leistend.

So zieht der Abend heran, und neue Wolken erscheinen zwischen den weißen Flecken am Horizonte; sie führen bald einen violetten, bald einen fahlgelben Schein in die Landschaft ein, der harmonisch den Hintergrund der hohen Waldung, den Strom und das Meer verbindet. Die Sonne sinkt und tritt, umgeben vom buntesten Farbenschmelze, aus dem westlichen Thore des Firmaments. Mit ihr verschwinden die ruhigen Bewegungen der Thierwelt, welche nun, stille werdend, sich der nächtlichen Ruhe überläßt. Noch schimmern einzelne Lichtblicke im Abglanz der untergehenden Sonne um die Firsten; da steigt in stiller Kühle, ruhig, mild und geisterhaft, der silberweiße Mond über den dunkeln Wald hervor, und in neue, weichere Formen verschmelzen sich die Gestalten. Es kommt die Nacht; in Schlaf und Traum sinkt die Natur, und der Aether, sich in ahnungsvoller Unermeßlichkeit über die Erde wölbend, von zahllosen Zeugen fernster Herrlichkeit erglänzend, strahlt Demuth und Vertrauen in das Herz des Menschen, die göttlichste Gabe nach einem Tage des Schauens und des Genießens.

In gleicher Folge, wie das allgemeine Bild sie schildert, treten in Para von Tag zu Tag, wenigstens einen großen Theil des Jahres hindurch, dieselben Naturphänomene auf. Mit gesetzmäßiger Herrlichkeit bringt jede Stunde dieselben Spannungen, dieselben Nachlässe der Naturkräfte, und jede Creatur erscheint im vorgeschriebenen Momente auf der großen Bühne, handelt und verliert sich dann wieder in die Mannigfaltigkeit der Nachbargestalten. Jedes gehorcht dem eigenen Triebe seines Daseins, und ist doch darin nur Diener der allgemeinen Gesetze; Jedes scheint nur sich selbst im Auge zu haben, und doch ist es so ganz der Allgemeinheit verfallen. Und dieses merkwürdige Verhältniß

einer gesetzmäßig vorausbestimmten Ordnung der Erscheinungen muß sich gerade hier, unter dem Aequator, am deutlichsten offenbaren. Ueberall ist unser Planet bemeistert und gleichsam zur Dienstbarkeit dem höhern Gestirne unterworfen; aber hier allein, wo die Sonne in immer gleicher Entfernung immer dieselben Gesetze vorschreibt, kündigen sich die von jener aufgezwungenen Acte des Erdenlebens wie freie Bewegungen an, und die Erde scheint der Verbündete, nicht der Diener des beherrschenden Weltkörpers.

Wie ganz anders verhält sich dies im Norden und Süden, wo die bezwungene Erde nicht in friedlicher Hingebung, sondern in feindlicher Knechtschaft die verschiedenartigsten Zustände und heftig stürmische Uebergänge von einem in den andern erfahren muß. Der schroffe Gegensatz der Jahreszeiten ist in dieser glücklichen Weltbreite verlöscht; kaum merklich unterscheiden sie sich durch schwachen Unterschied der Tageslänge. Trockene und feuchte Jahreszeit (Sommer und Winter) treten einander kaum gegenüber, da fast jeder Tag in Sonnenschein und Regen wechselt. Gewissermaßen verkündigen sich nur Frühling und Herbst durch die Perioden der Vegetation. Diese aber, hier durch ihre wahren Lebenselemente, Wärme und Feuchtigkeit, begünstigt, erhebt sich in vollster Majestät und bedeckt vom Ufer der Gewässer an alles Land in dichtester Fülle mit immer grünem Laube. Viele Pflanzen, vielleicht gerade diejenigen, deren Vorkommen in die engsten Grenzen der Aequatorialgegenden eingeschränkt ist, sind öfter als einmal im Jahre mit Blüthen bedeckt; manche vergegenwärtigen die Zeit des Frühlings; andere gleichzeitig die des Herbstes; doch möchte die Mehrzahl in den Monaten November bis März ihre Blüthen entfalten und von Juni bis September ihre Früchte reifen.

Jener Stillstand aber, welcher während des nordischen Herbstes und Winters den Wald seines Laubes entkleidet, wird hier niemals beobachtet; mag auch ein Baum auf einmal des alternden Blätterschmuckes beraubt werden, so wird er doch dadurch nicht kahl, denn neue Knospen ersetzen augenblicklich den eingetretenen Verlust. Einem so unendlichen Lebenstriebe entspricht auch die Fülle und Pracht der Früchte, und man kennt in dieser glücklichen Breite nur dem Namen nach Mißwachs und Mangel. Unter den Anschauungen einer solchen Natur muß jeder Fühlende zu höherer Frische des Gemüthes erstarken. Die großartige Harmonie der Weltkräfte, welche, ihm überall entgegentretend, gleichsam die sittliche Aufgabe des Menschen symbolisirt, erfüllet mit Lebensmuth, Hoffnung und Heiterkeit die Seele.

Eduard Friedrich Pöppig,

geb. 1798 zu Leipzig.

126. Die Anden.

Der Charakter der Anden ist in hohem Grade von dem verschieden, den wohl Jeder nach kurzem Besuche als den bezeichnenden der Schweiz und Tyrols erkennt. Grausenhafte Einöde, völlige Nacktheit der unermeßlichen Felswände, ein riesiger Maßstab, der nirgends zu verkennen ist, spärliche Vegetation der schluchtähnlichen Thäler, fortdauernde Zerstörung und Herabrollen der in endloser Gleichförmigkeit und Kahlheit sich ausdehnenden Bergwände, und eine furchteinflößende Wildniß, welche nirgends durch freundlichere Scenen unterbrochen wird, solche sind die ersten und auffallenden Züge in dem ungewöhnlichen Bilde. In den Umrissen der Alpen herrscht eine außerordentliche Mannigfaltigkeit, ein Pik erhebt sich da über den andern, und neben dem abgerundeten Dome tritt die Form der spitzen Pyramide und grotesk zerrissener Joche auf. Nicht so in den Anden, die in der Ferne und in der Nähe stets als eine ungetheilte Wand erscheinen, über die nur in seltneren Fällen einzelne Spitzen hervorragen. Ihre einzelnen Gruppen liegen als unermeßliche, aber gleichförmige Massen da, an denen sich ein sonderbarer Ausdruck der Starrheit und der Trägheit bemerklich macht. Aber gerade der Umstand, daß die Natur es zu verachten schien, hier durch Contraste den Ausdruck des Großartigen hervorzubringen oder zu erhöhen, veranlaßt es, daß die Anden einem Jeden weit mehr imponiren als die Alpen; allein er bringt es auch hervor, daß nur selten für späte Folgezeit ein getreues Bild ihrer Scenen bleibt. In den Alpen Europa's strecken breite grünende Thäler sich hin zwischen den Hochgebirgen, auf denen eine heitere Vegetation sich bis an die unmittelbare Grenze des ewigen Schnees fortsetzt. Laubholz in vereinzelten Gruppen wechselt mit den ausgedehnteren Forsten von Tannen und Fichten. Gletscher glänzen blau von den höchsten Zacken der Gebirgskämme, und in den ausgedehnten Thälern liegen nicht selten ruhige Seen mit fruchtbaren Ufern. Von alle Diesem zeigen die Anden dem Beschauer Nichts. Braune, graue und gelbliche Mitteltinten sind über das Gebirge überall verbreitet, wo nicht der ewige Schnee weiße, horizontal scheinende Ebenen bildet, oder die größere Entfernung ihren mildernden bläulichen Dunst verbreitet. Grell leuchtet hier und da der hochrothe Porphyr von den halbzerstörten Jochen,

und die engen, dunklen Schluchten, die selten sich weit genug ausdehnen, um dem Landmanne nützlich werden zu können, sind hoch mit seinen Trümmern überschüttet und bieten nur verkümmerte Sträuche oder vereinzelte Pflanzen, die auf solchem Boden sich nie zu einer saftigen Trift vereinigen können. Von alle dem, wodurch der Mensch das Ansehen einer Landschaft verändert und verschönert, seinen heimischen Dörfern und geschäftigen Städten, seinen Kunststraßen und wohlangebauten Feldern, enthalten die einsamen Anden keine Spur. Der Ruf der Sennenhirten begrüßt nicht den Wanderer, wenn er am frühen Morgen die steilen Bergseiten erklimmt, und des Abends tönt nicht aus dem Thale dem Heimkehrenden das friedliche Geläute einer Vesperglocke entgegen. Unfähig, in ihrem Schoß eine Bevölkerung zu erhalten, werden die Anden nie anders als in ihrer starren Regungslosigkeit erscheinen können, und dieser Charakter, den man selbst in den Einzelnheiten verfolgt und so schwer mit Worten schildert, wird derselbe bleiben, bis die langsam, aber sicher wirkende Naturkraft im Laufe der Jahrtausende, durch Veränderung des Klima's und die gradweise Zerstörung der Oberfläche, auch diese Gebirge fähig macht, Schauplätze menschlichen Fleißes zu werden.

Wenn manche Einzelnheiten der Anden, ihre Felswände, die nur unbemerklich von der senkrechten Richtung abweichen und doch unzerrissen zweitausend Fuß sich erheben, ihre Schluchten, die so oft über fünftausend Fuß tief sind, wenn diese die Aufmerksamkeit fesseln und die Phantasie mit ihrer Schauerlichkeit aufreizen, so tritt später der kalt richtende Verstand in seine Rechte ein, und veranlaßt durch ruhigere Erwägung großartiger Thatsachen eine ernste Bewunderung. Diese Anden, die man, innerhalb ihres Schoßes lebend und von ihren gigantischen Wänden umgeben, nie richtig beurtheilt, und von deren Größe man nur in bedeutender Entfernung erst eine gerechte Idee erhält, erstrecken sich in ununterbrochenen Reihen über sechzig Breitengrade, und messen selbst im nördlichen Chile, wo sie als eine einzige Kette auftreten noch mindestens zwanzig Meilen auf dem Querdurchmesser ihrer Grundfläche. Selbst ohne an die gründliche Lösung der Frage zu gehen, wie groß die Oberfläche sei, die sie bedecken, staunt man über die Resultate einer flüchtigen Berechnung, und staunt noch mehr, wenn man bedenkt, daß ihre mittlere Höhe, vermöge einer Menge von Beobachtungen, in Chile nicht geringer als zwölftausend Fuß angenommen werden könne.

Johann Georg Kohl,

geb. den 28. April 1808 zu Bremen.

Der Kampf der Wölfe und Pferde in der pontischen Steppe. IV. 16. Die allmähliche Zertrümmerung der Alpen. V. 24. Ebbe und Fluth in Holland. V. 28. Petersburg V. 32. Vegetation der pontischen Steppe. V. 35.

---

127. Die geographische Gestaltung Ungarn's.

Ungarn läßt sich betrachten als ein großes weitläufiges Kessel-land, rings umher von Gebirgen, den Karpathen, den Alpen, den wallachischen und illyrischen Bergzügen umgeben. Die Haupt-gewässer dieses Kessels sind die beiden Flüsse, die Donau und die Theiß, und die beiden andern, die Drau und die Sau. Alle diese vier Flüsse führt daher auch Ungarn in seinem Wappen.

Die beiden Hauptflüsse, die Theiß und die Donau, bahnen durch den Kesselrand des Landes an drei Stellen Thore oder Eingänge, durch welche von jeher Völkereinströmung stattfand.

Diese drei Hauptthore sind:

1) das bei Preßburg, wo die Donau, die südlichsten Ausläufer der Karpathen und die nördlichsten der Alpen durchschneidend, in das Land eintritt;
2) das bei Belgrad, wo sie das banatisch-serbische Gebirgsland zu durchbrechen anfängt und zum Lande hinausgeht, und
3) das bei den Quellen der Theiß, wo sich zwischen der großen Gebirgsmasse Siebenbürgens und der andern großen Gebirgsmasse, welche das nördliche slowakische Ungarn erfüllt, die große Theißebene einkeilt und bis nahe an den höchsten Rand der Karpathen vorschreitet.

Durch das Hauptthor bei Preßburg kam Ungarn mit dem Westen Europa's in Berührung. Zu diesem Thore hinaus, in dessen Pforten ehemals das berühmte Cornuntum lag, ritten die Hunnen, Attila an der Spitze, um Westeuropa zu verwüsten, — zu diesem Thore hinaus zogen die wilden Scharen der Magyaren, voran ihr Arpads und Toxus, um Deutschland zu quälen. Zu eben diesem Thore hinaus strömten auch die Türken, als sie Herren des ganzen mittleren Kesselrandes waren, um Wien zu belagern. Herein kamen in dieses Thor die Völker des Westens, insbesondere die Deutschen unter Karl dem Großen, — dann unter vielen Heerführern und Kaisern, um den Ungarn für ihre Verwüstungen zu antworten und sie aus räuberischen Nomaden

zu seßhaften Bürgern zu machen, — hier herein pilgerten die Kreuzfahrer, die büßenden deutschen Könige und Fürsten, die frommen Könige von Frankreich und die Gebete singenden Rhein- und Nordseevölker, — hier herein marschirten die Oesterreicher, ihre Erbrechte geltend zu machen, und die Franzosen unter ihrem großen Kaiser, um in Ungarn Oesterreich zu bezwingen. Durch dieses Thor kam den Ungarn das Christenthum, — der Städtebau, — die Kultur, — das Deutschthum. Hier liegen in der Ebene zu beiden Seiten der Karpathen im Marchfelde, in den Raaber Flächen die unzähligen ungarisch-deutschen Schlachtfelder und Kampfgefilde.

Durch das zweite Hauptthor bei Belgrad, wo die große mittlere Hauptstraßenlinie vom Bosporus und von Kleinasien her eintrifft, rückten die römischen Kaiser und dann die Feldherren der byzantinischen Cäsaren durch das Thal der Morawa herein. Auf eben jener großen mittleren Hauptstraße der türkischen Halbinsel ergossen sich unzählige Male die ungestümen Scharen der Janitscharen und der andern asiatischen und osteuropäischen Henkersknechte des Padischahs, und verbreiteten sich von Belgrad aus auf die ungarischen Viehtriften. Zu diesem Thore hinaus gingen die Einfälle der alten celtischen Nationen, dann der Jazygen und Daken und anderen Völker in's römische Oesterreich. Hier hinaus zogen die Ungarn, die Oesterreicher, um gegen die Türken zu streiten. Um diesen Punkt drehen sich alle die Kämpfe Ungarn's mit der Türkei, und es liegen hier von Mohacs an der Donau und von Zenta an der Theiß herab Schlachtfelder an Schlachtfelder, auf denen unsägliches Blut vergossen wurde. Durch dieses Thor kam den Ungarn die Pest, die fanatische sowohl, als auch die politische, — die Türkenherrschaft.

Durch das dritte Hauptthor endlich, das die Theißer Ebene anbahnt, kamen die Ungarn selbst, 21,500 bewaffnete Männer stark. Denn hier überstiegen sie aus den Ebenen der Moldau die Karpathen und ergossen sich in das Thal der Theiß durch die Marmoros hinab, dem Hauptlaufe des Flusses folgend. Vor ihnen kamen auch dieses Weges die Hunnen und unzählige andere Völker, und nach ihnen folgten auf eben dieser Bahn die Kumanen, die Tataren, die schon vor den Türken das Land auf türkische Weise in Asche legten. Von dieser Seite fürchten die Ungarn auch einmal die Russen heran rücken zu sehen.

Während in dem Innern von Ungarn die Magyaren wohnen, stehen die Deutschen in dem Preßburger oder westlichen Thore, welches wir daher auch das deutsche nennen können. In dem südlichen oder Belgradischen stehen die Serbier zu beiden Seiten, und wir können es daher das serbische taufen. In dem östlichen aber stehen diejenigen, welche den Magyaren den Weg

nach Ungarn wiesen, die Russen (Ruthenen), ebenfalls wie die Serbier auf beiden Seiten, und es mag daher das russische oder ruthenische Thor genannt werden.

In der Nähe des deutschen Thores hält die wichtige Festung Komorn Wache, so wie in der Nähe des serbischen oder türkischen das eben so feste Peterwardein.

Zwischen diesen drei Thoren spielt die ganze äußere Geschichte Ungarn's. Denn wichtigere Eroberungen, als die des Landes durch die Magyaren selbst, aus Osten, — die durch die Türken, aus Süden, — und die durch die Deutschen, aus Westen (wenn man Letzteres in gewissen Beziehungen eine Erobernug nennen mag), hat Ungarn nie erfahren.

128. Die Zigeuner.

Odessa am schwarzen Meere zählt unter seinen Einwohnern auch viele Zigeuner. Da sie alle Schmiede sind, so haben sie ihre Zeltreihen da errichtet, wo die meisten Pferde und Wagen zusammenkommen. Es sind lauter krim'sche oder tatarische Zigeuner, keine moldauischen, die man übrigens sonst doch auch in Odessa sieht. Ihre Sprache ist die tatarische, ihre Religion, so viel man überhaupt von einer Religion bei ihnen sprechen kann, die muhamedanische. Sie kleiden sich ebenfalls mehr oder weniger tatarisch. Die Weiber und Mädchen haben einen rothen, mit Goldmünzen besetzten Feß auf dem Kopfe, ihr Haar ist in 20 Zöpfe geflochten, wie das der Tatarinnen, und sie rauchen den ganzen Tag, wie die Männer. Ich sah eine Zigeunerin, die so wenig das Rauchen lassen konnte, daß sie selbst, wenn sie Wasser holen ging, ihre Pfeife nicht aus dem Munde nahm. Die Zigeuner wohnen in den erbärmlichsten Zelten von der Welt, gegen die jede lappische „Gamme" oder jedes kalmückische Filzzelt noch als Palast erscheinen würde. Es ist wirklich der merkwürdigste Anblick von Faulheit und Indolenz, den man haben kann, bei schlechtem Wetter diese Leute in ihren Zelten, die ihnen nicht mehr Schutz gewähren, als ein Mantelflicken einem Reiter, kauern zu sehen. Eine eben so interessante Scene bieten sie dar, wenn sie aus der Krim ankommen und sich hier auf dem Odessa'schen Bazar etabliren. Zwei oder drei fixe Kerls, die in ein paar Tagen ein Haus aufbauen könnten, hämmern und binden ein Zelt zusammen, das ihnen oft unter den Händen wieder auseinander fällt. Sie richten fünf schiefe und krumme Stangen auf, stellen vier davon kreuzweise aneinander und legen die fünfte als Dachbalken darüber. Mit Schilf und Gras binden sie die Enden aneinander und werfen dann eine Leinwand darüber, deren erbärmlicher Zustand vermuthen läßt, daß sie von irgend einem

gescheiterten Schiffswracke gestohlen sei. Unter diesen Wetterschirm, der sich gewöhnlich auf der einen Seite an ihren Wagen lehnt, kriechen sie dann bei schlechtem Wetter. Der Vater ist allemal Schmied, die Mutter tritt bei der Arbeit rauchend den Blasebalg, und die Kinder werden zum Betteln in die Stadt geschickt. Die älteren Töchter müssen kochen und dem Vater, der beim Schmieden mit den Beinen in einer Grube steckt, das Handwerkszeug zulangen und sonst zur Hand gehen. Weil sie nämlich keinen hohen Ambos, an dem sie stehend schmieden könnten, zu errichten wissen, so haben sie die Erfindung gemacht, sich beim Ambos eine Grube zu graben, in welche sie die Füße stecken, und aus der sie dann, halb sitzend, halb stehend, herausschmieden. Sie sollen übrigens manche Kunststücke ihres Handwerks verstehen und namentlich alles Scharfe und Schneidende sehr geschickt zu verbessern und vollkommenere Schärfe hervorzubringen wissen, als andere Schmiede, weshalb man auch immer eine Menge Sensen, Beile u. s. w. bei ihnen zur Reparatur liegen sieht.

So gleichgültig sie gegen alle ihnen von der Witterung angethane Unbill zu sein scheinen, so wenig sind sie es gegen die Genüsse des Lebens, besonders gegen die Gaumengenüsse. Sie sind im höchsten Grade lecker- und naschhaft, freilich meistens in Dingen, die nur sie als Näscherei ansehen. Die Gekröse von einigen Thieren essen sie viel hundertmal lieber, als die von anderen, und ihre delikateste Speise besteht in Igeln. Da diese Thiere hier nicht sehr häufig sind, so zahlen sie oft den Erwerb einer ganzen Tagesarbeit für ein paar Igel. Um dem Igel die Stacheln bequem nehmen zu können, schneiden sie ihm an einem Vorderfuße die Haut ein wenig auf und blasen dann durch dieses Löchelchen das ganze Thier wie eine Tonne auf, — nebenbei gesagt, ein mir neues und unerklärliches Experiment — halten das Loch mit dem Finger zu, schaben die Stacheln ab und verzehren endlich den gebratenen Igel, wie ein Gourmand bei uns einen Fasanen. Ich sah einmal einem Zigeuner zu, wie er fünf Igel so präparirte. Ich fragte ihn, ob denn das Igelfleisch gut schmecke. „Ach Herr," sagte er, „das ist der leckerste Bissen auf der ganzen Welt. Es ist das süßeste Fleisch. Es kostet mich aber auch viel. Ich habe für das Stück einen Rubel gezahlt." — Ich weiß in diesem Augenblicke nicht, ob unsere und die spanischen und englischen Zigeuner in Bezug auf Igel denselben Geschmack und dieselbe Kochkunst haben. Sollte dies der Fall sein, so wäre es höchst merkwürdig, daß die Sitten und Neigungen sich bei diesem Volke von der Krim bis nach Schottland so gleich blieben! — Einmal kam eine ganz wilde Truppe schwarzer, nackter Zigeunerbuben und Zigeunermädchen bettelnd auf mich zugestürzt. „Dai pan! Dai pan!" (Gieb, Herr! gieb!)

Es war dieselbe Geschwisterschaft, der ich schon den Tag zuvor eine Kleinigkeit gegeben hatte. „Ich habe Euch ja schon gestern gegeben!“ — „Nein, Herr, nein! Nein!“ — „Nun, ich will Euch noch ein Stück geben. Das könnt Ihr unter Euch theilen.“ — „Dai pan! Dai pan!“ „Wer ist der Aelteste unter Euch?“ — „Der, der!“ — „Traut Ihr ihm?“ — „Wärim! wärim!“ (Wir trauen, wir trauen!) — Als ich ihnen Etwas gegeben hatte, liefen sie, ohne sich weiter um mich zu bekümmern, gleich zum nächsten Russen und kauften sich süße Pflaumen und Bonbons, nackt, wie sie waren, das Rabenvolk! Dann ging der Trödel schreiend und sich streitend die Straße weiter. Ein Fuhrmann, dem sie unter die Füße liefen, klatschte mit der Peitsche dazwischen. Alles schrie und spie auf ihn, und so ging es mit fliegenden Haaren die Straße hinunter. Das älteste Mädel trug noch ein ganz kleines Kind auf dem Arme. Ueberall, wo der Haufe mit Andern in Streit gerieth, legte sie das Kind mitten auf die Straße in den Staub hin und stritt und zankte sich mit. Ich sah nie so wildes und flüchtiges Gesindel! Die tatarischen Zigeuner sind alle von dieser Art. Die moldauischen stehen schon viel höher, und sehen mit großer Verachtung auf ihre krim'schen Brüder herab. Uebrigens findet man oft sehr schöne Gestalten unter ihnen, mit Augen wie Kohlen, mit Haar wie Rabengefieder, und besonders mit sehr edel geformtem Wuchse, wie bronzene Statuen.

Nicolaus Niembsch Edler von Strehlenau, gen. Nic. Lenau,

geb den 13. Aug. 1802 zu Csatád unweit Temeswar, studirte in Ofen, dann auf der Universität zu Wien, erst Philosophie, dann Jurisprudenz, hierauf Medicin, verließ 1831 Oesterreich, lebte eine Zeitlang in Schwaben, kaufte sich 1832 in Amerika an, kehrte aber schon 1833 nach Europa zurück, lebte nun abwechselnd in Wien und Stuttgart, verfiel 1844 in Geisteskrankheit, starb den 22. Aug. 1850 zu Wien im Irrenhause. — Balladen (Der Postillon. V. 102. Die drei Indianer. VI. Die Werbung. VI.), Lyrische Gedichte, Dramatisches.

---

129. Die drei Indianer.

1. Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter,
Schmettert manche Rieseneich' in Splitter,
Uebertönt des Niagara Stimme,
Und mit seiner Blitze Flammenruthen

Peitscht er schneller die beschäumten Fluthen,
Daß sie stürzen mit empörtem Grimme.

2. Indianer stehn am lauten Strande,
Lauschen nach dem wilden Wogenbrande,
Nach des Waldes bangem Sterbgestöhne;
Greis der Eine, mit ergrautem Haare,
Aufrecht überragend seine Jahre,
Die zwei Andern seine starken Söhne.

3. Seine Söhne jetzt der Greis betrachtet,
Und sein Blick sich dunkler jetzt umnachtet,
Als die Wolken, die den Himmel schwärzen,
Und sein Aug' versendet wild're Blitze,
Als das Wetter durch die Wolkenritze,
Und er spricht aus tief empörtem Herzen:

4. „Fluch den Weißen! ihren letzten Spuren!
Jeder Welle Fluch, worauf sie fuhren,
Die, einst Bettler, unsern Strand erklettert!
Fluch dem Windhauch, dienstbar ihrem Schiffe!
Hundert Flüche jedem Felsenriffe,
Das sie nicht hat in den Grund geschmettert!

5. Täglich über's Meer in wilder Eile
Fliegen ihre Schiffe, gift'ge Pfeile
Treffen uns're Küste mit Verderben.
Nichts hat uns die Räuberbrut gelassen,
Als im Herzen tödtlich bitt'res Hassen:
Kommt, ihr Kinder, kommt, wir wollen sterben!"

6. Also sprach der Alte, und sie schneiden
Ihren Nachen von den Uferweiden,
D'rauf sie nach des Stromes Mitte ringen;
Und nun werfen sie weithin die Ruder,
Armverschlungen, Vater, Sohn und Bruder
Stimmen an, ihr Sterbelied zu singen!

7. Laut ununterbroch'ne Donner krachen,
Blitze flattern um den Todesnachen,
Ihn umtaumeln Möven, sturmesmunter;
Und die Männer kommen, fest entschlossen,
Singend schon dem Falle zugeschossen,
Stürzen jetzt den Katarakt hinunter.

130. Die Werbung.

Rings im Kreise lauscht die Menge
Bärtiger Magyaren froh;
Aus dem Kreise rauschen Klänge:
Was ergreifen die mich so? —
Tief gebräunt vom Sonnenbrande,
Roth geglüht von Weinesgluth,
Spielt da die Zigeunerbande,
Und empört das Heldenblut.
„Laß die Geige wilder singen!
Wilder schlag' das Zimbal du!"
Ruft der Werber, und es klingen
Seine Sporen hell dazu.
Der Zigeuner hört's, und voller
Wölkt sein Mund der Pfeife Dampf,
Lauter immer, immer toller
Braus't der Instrumente Kampf,
Braus't die alte Heldenweise,
Die vor Zeiten wohl mit Macht
Frische Knaben, welke Greise
Hinzog in die Türkenschlacht.
Wie des Werbers Augen glühn!
Und wie all' die Säbelnarben,
Ehrenröslein purpurfarben,
Ihm auf Wang' und Stirne blühn!
Klirrend glänzt das Schwert in Funken,
Das sich oft im Blute wusch;
Auf dem Czako, freudetrunken,
Taumelt ihm der Federbusch. —
Aus der bunten Menge ragen
Einen Jüngling, stark und hoch
Sieht der Werber mit Behagen;
„Wärest du ein Reiter doch!"
Ruft er aus mit lichtern Augen,
„Solcher Wuchs und solche Kraft
Würden dem Husaren taugen;
Komm und trinke Brüderschaft!"
Und es schwingt der Freudigrasche
Jenem zu die volle Flasche.
Doch der Jüngling hört es schweigend,
In die Schatten der Gedanken,
Die ihn bang und süß umranken,
Still sein schönes Antlitz neigend.
Ihn bewegt das edle Sehnen,

Wie der Ahn ein Held zu sein;
Doch berieseln warme Thränen
Seiner Wangen Rosenschein.
Außer denen, die da rauschen
In Musik, in Werberswort,
Scheint er Klängen noch zu lauschen,
Hergeweht aus fernem Ort.
„Komm zurück in meine Arme!“
Fleht sein Müttterlein so bang;
Und die Braut in ihrem Harme
Fleht: „O säume nimmer lang'!“
Und er sieht das Hüttchen trauern,
Das ihn hegte mit den Seinen;
Hört davor die Linde schauern,
Und den Bach vorüber weinen. —
Pochst du lauter nach den Bahnen
Kühner Thaten, junges Herz?
Oder zieht das süße Mahnen
Dich der Liebe heimathwärts?
Also steht er unentschlossen,
Während dort Geworbne schon
Ziehn in's Feld auf flinken Rossen,
Lustig mit Trommetenton.
„Komm in unsre Reiterscharen!“
Fällt der Werber jubelnd ein,
„Schönes Leben des Husaren,
Das ist Leben, das allein!“
Jünglings Augen flammen heller,
Seine Pulse jagen schneller. —
Plötzlich zeigt sich jetzt im Kreise
Eine finstere Gestalt,
Tiefen Ernstes, schreitet leise,
Und beim Werber macht sie Halt.
Und sie flüstert ihm so dringend
Ein geheimes Wort in's Ohr,
Daß er, hoch den Säbel schwingend,
Wie begeistert loht empor.
Und der Dämon schwebt zur Bande,
Facht den Eifer der Musik
Mächtig an zum stärksten Brande
Mit Geraun und Geisterblick.
Aus des Basses Sturmgewittern,
Mit unendlich süßem Sehnen,
Mit der Stimmen weichem Zittern
Singen Geigen, Grabsirenen.

Und der Finstre schwebt enteilend
Durch der Lauscher dichte Reihe,
Nur am Jüngling noch verweilend,
Wie mit einem Blick der Weihe. —
Bald im ungestümen Werben
Wird der Liebe Klagelaut,
Wird das Bild der Heimath sterben;
Arme Mutter! arme Braut! —
In des Jünglings letztes Wanken
Bricht des Werbers rauhes Zanken,
Lacht des Werbers bittrer Hohn:
„Bist wohl auch kein Heldensohn!
Bist kein echter Ungarjunge!
Feiges Herz! so fahre hin!“
Seht, er stürzt mit raschem Sprunge —
Zorn und Scham der Wange Glühn —
Hin zum Werber, von der Rechten
Schallt der Handschlag in den Lüften,
Und er gürtet, kühn zum Fechten,
Schnell das Schwert sich um die Hüften. —
Wie beim Sonnenuntergange
Hier und dort vom Saatgefild
Still waldeinwärts schleicht das Wild:
Also von der Ungarn Wange
Flüchtet in den Bart herab
Still die scheue Männerzähre.
Ahnen sie des Jünglings Ehre?
Ahnen sie sein frühes Grab?

Anton Alexander Graf von Auersperg, gen. Anastasius Grün,

geb. den 11. Mai 1806 zu Laibach, studirte in Wien, bereiste Italien und einen Theil von Frankreich, lebte seit 1838 als Kammerherr theils in Wien, theils auf seiner Herrschaft (Grafschaft Thurn am Hart). — Lyrische Gedichte (Der letzte Dichter. VI.), Romanzen (Die Martinswand. VI.).

---

131. Die Martinswand.

1. Willkommen, Tyrolerherzen, die ihr so bieder schlagt!
Willkommen, Tyrolergletscher, die ihr den Himmel tragt!
Ihr Wohnungen der Treue, ihr Thäler voller Duft,
Willkommen, Quellen und Triften, Freiheit und Bergesluft! —

2. Wer ist der kecke Schütze im grünen Jagdgewand,
Den Gemsbart auf dem Hütlein, die Armbrust in der Hand,
Deß Aug' so flammend glühet, wie hoher Königsblick,
Deß Herz so still sich freuet an kühnem Jägerglück?

3. Das ist der Max von Habsburg auf lust'ger Gemsenjagd;
Seht ihn auf Felsen schweben, wo's kaum die Gemse wagt!
Der schwingt sich auf und klettert in pfeilbeschwingtem Lauf,
Hei, wie das geht so lustig durch Kluft und Wand hinauf!

4. Jetzt über Steingerölle, jetzt über tiefe Gruft,
Jetzt kriechend hart am Boden, jetzt fliegend durch die Luft!
Und jetzt? — Halt ein, nicht weiter! Jetzt ist er festgebannt,
Kluft vor ihm, Kluft zur Seite, und oben jähe Wand!

5. Der Aar, der sich schwingt zur Sonne, hält hier die erste Rast,
Des Fittigs Kraft ist gebrochen, und Schwindel hat ihn erfaßt;
Wollt' Einer von hier zum Thale hinab ein Stieglein bau'n,
Müßt', trau'n, ganz Tyrol und Steyer die Steine dazu behau'n.

6. Wohl hat die Amm' einst Maxen erzählt von der Martinswand,
Daß schon beim leisen Gedanken das Aug' in Nebeln schwand;
Und ob sie wahr erzählte, ersehn nun kann er's hier;
Daß er's nie weiter plaud're, gesorgt ist schon dafür.

7. Da steht der Kaisersprosse, Fels ist sein Throngezelt,
Sein Scepter Moosgeflechte, an das er schwindelnd sich hält;
Auch ist eine Aussicht droben, so weit und wunderschön,
Daß ihm vor lauter Schauen die Sinne fast vergehn.

8. Tief unten liegt das Innthal, ein Teppich lustig grün,
Wie Fäden durch's Gewebe, ziehn Straß' und Strom dahin.
Die Bergkolosse liegen rings eingeschrumpft zu Hauf',
Und schau'n, ein Friedhof voll Hügel, zu Maxen mahnend auf.

9. Jetzt stößt er, Hülfe rufend, mit Macht hinein in's Horn,
Daß es in Lüften gellet, als dröhnte Gewitterzorn;
Ein Teufelchen, das kichert im nahen Felsenspalt;
Denn nicht zu Thale bringet des Hilferufs Gewalt.

10. In's Horn nun stößt er wieder, daß es fast platzend bricht;
Ho, ho! nicht so gelärmet! Da hilft das Schreien nicht!
Denn liebte ihn sein Volk nicht, was er auch bieten mag,
Herr Max, er bliebe sitzen bis an den jüngsten Tag!

11. Was nicht das Ohr vernommen, das hat das Aug' ersehn;
Die unten sahn ihn schweben auf pfadlos steilen Höh'n,
Gebet und Glocken rufen für ihn zum Himmelsdom,
Von Kirche zu Kirche wallfahret der bange Menschenstrom.

12. Jetzt an dem Fuß des Felsens erscheint ein bunter Chor,
Ein Priester inmitten, weisend das Sakrament empor.
Max sieht nicht das bunte Wimmeln auf jener Thalesflur,
Er sieht das blitzende Glänzen der Goldmonstranze nur.

13. „Fahr wohl nun, Welt und Leben! Schwer fällt der Abschied mir;
O unerforschlich Wesen, du winkst, ich folge dir!
Ich schien ein Baum voll Blüthen, — dein Blitz hat ihn erschlagen —
Ach, gerne hätt' er früher noch süße Frucht getragen!

14. Ich schien ein Bauherr, thürmend den Dom zu deinem Ruhm —
Nicht durft' er ganz vollenden der Liebe Heiligthum!
Ein Priester, plötzlich stürzend todt an des Altars Stufen, —
Er hätte gern erst Segen noch über's Volk gerufen!

15. So mag dies Herz nun brechen, von Lieb' und Segen voll!
So mod're nun mein Busen, der thatenschwanger schwoll!
Verwelke, Hand, denn nimmer krönt deine Müh' Gedeih'n!
Nur Gottes bester Engel kann hier mein Retter sein!"

16. Er spricht's und hebt zum Himmel nun Angesicht und Arm,
Und in die Kniee sinkt er, und betet still und warm;
Da klopft's auf seine Schulter, er fährt erschreckt empor;
„Komm' heim, du bist gerettet!" so ruft es an sein Ohr.

17. Und einen Bergmann sieht er frohlächelnd vor sich stehn,
Der fasset ihn beim Arme und winkt ihm, fürder zu gehn;
Mit Leitern, Stahl und Seilen wird kühn ein Pfad gebahnt,
Wo Maxens Fußtritt strauchelt, stützt ihn des Retters Hand

18. Der lädt ihn auf den Rücken, wo Klüfte schwindelnd droh'n;
Wohl sind der Treue Schultern des Fürsten schönster Thron!
Rasch geht's zu Thal, wo jauchzend Tyrol empfängt die Zwei,
Kein Spötter kann belächeln die selt'ne Reiterei.

19. Wohl kündet uns die Sage aus grauer Ahnenzeit
Von einem Himmelsboten, der schützend ihn befreit;
Ja, wohl ein Engel war es, ein Schutzgeist stark und kühn,
Des treuen Volkes Liebe, so nennt zu deutsch man ihn.

20. Ein Kreuz auf hohem Felsen blickt nieder in das Land,
Und zeigt den Ort, wo bebend einst Habsburgs Sprosse stand,
Noch lebt die edle Kunde, und jubelt himmelwärts
Aus manchen Sängers Munde, aus aller Tyroler Herz!

132. Der letzte Dichter.

1. „Wann werdet ihr Poeten
Des Dichtens einmal müd'?
Wann wird einst ausgesungen
Das alte, ew'ge Lied?

2. Ist nicht schon längst geleeret
Des Ueberflusses Horn?
Gepflückt nicht alle Blumen,
Erschöpft nicht jeder Born?" —

3. So lang' der Sonnenwagen
Im Azurgleis noch zieht,
Und nur ein Menschenantlitz
Zu ihm empor noch sieht;

4. So lang' der Himmel Stürme
Und Donnerkeile hegt,
Und lang' vor ihrem Grimme
Ein Herz noch zitternd schlägt;

5. So lang' nach Ungewittern
Ein Regenbogen sprüht,
Ein Busen noch dem Frieden
Und der Versöhnung glüht;

6. So lang' die Nacht den Aether
Mit Sternensaat besä't,
Und noch ein Mensch die Züge
Der goldnen Schrift versteht;

7. So lang' der Mond noch leuchtet,
Ein Herz noch sehnt und fühlt;
So lang' der Wald noch rauschet,
Und einen Müden kühlt;

8. So lang' noch Lenze grünen,
Und Rosenlauben blühn,
So lang' noch Wangen lächeln,
Und Augen Freude sprühn;

9. So lang' noch Gräber trauern
Mit den Cypressen dran,
So lang' Ein Aug' noch weinen,
Ein Herz noch brechen kann:

10. So lange wallt auf Erden
Die Göttin Poesie,
Und mit ihr wandelt jubelnd,
Wem sie die Weihe lieh.

11. Und singend einst und jubelnd
Durch's alte Erdenhaus
Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Mensch hinaus. — —

12. Noch hält der Herr die Schöpfung
In seiner Hand fortan
Wie eine frische Blume,
Und blickt sie lächelnd an.

13. Wenn diese Riesenblume
Dereinstens abgeblüht,
Und Erden, Sonnenbälle
Als Blüthenstaub versprüht;

14. Erst dann fragt, wenn zu fragen
Die Lust euch noch nicht mied,
Ob endlich ausgesungen
Das alte, ew'ge Lied?

Heinrich August Hoffmann,

geb. den 2. April 1798 zu Fallersleben im Lüneburgischen, studirte in Göttingen und Bonn deutsche Sprache, ward 1823 Custos an der Universitätsbibliothek zu Breslau, 1830 Prof. daselbst, 1843 seiner „Unpolitischen Lieder" wegen der Professur enthoben, lebte seitdem abwechselnd an verschiedenen Orten, seit einigen Jahren in Weimar. — Lieder, mehrfach ausgezeichnet volksthümlich: Das Kind und sein Blümchen. II. 25. Maienglöckchen und Blümchen. II. 28. Der Mond und die Sterne. II. 61. Waldlied. II. 112. Eichhörnchen. II. 119. Das Veilchen III. 5. Sonntag. III. 12. Husarenlied. III. 83. Das treue Roß. III. 121. Das arme Vöglein. IV. 175. Morgenlied. IV. 176. Abendlied. IV. 177. Wanderlied. IV. 179.

Abraham Emanuel Fröhlich,

geb. den 1. Febr. 1796 zu Brugg im Kanton Aargau, studirte in Zürich Theologie, ist seit 1836 in Aarau Rector der Bezirksschule und Hülfsprediger. Ragt als Fabeldichter hervor. — Fabeln: Des Wassers Rundreise. II. 129. Die Nützlichen. IV. 110. Einträglichstes. IV. 111. Die Reisenden. IV. 112. Stadtleben. IV. 113. Turnen. IV. 114. Glauben. IV. 115. Unaussprechliches. V. 74. Lebensworte. V. 75. Unterschied. V. 76. Zucht. V. 77. Strenge Barmherzigkeit. V. 78.

August Kopisch,

geb. den 26. Mai 1799 zu Breslau, bildete sich auf der Akademie zu Prag und später in Wien und Dresden zum Maler aus, lebte längere Zeit in Italien (in Freundschaft mit Platen), seit 1828 in Berlin als Schriftsteller und Maler, starb 1853. — Märchen (Die Heinzelmännchen. III. 19. Frankfurt am M. IV. 68. Morgenstunde hat Gold im Munde. IV. 128), poetische Erzählungen (Maley und Malone IV. 133. Blücher am Rhein. IV. 134. Der Grafensprung bei Neu-Eberstein IV. 135.).

Julius Mosen,

geb. den 8. Juli 1803 zu Marieney, einem Dorfe im sächsischen Voigtlande, studirte in Jena und Leipzig die Rechte, bereiste 1826 Italien, ward 1834 Advocat in Dresden, 1844 Theaterdichter und Director der Hofbühne in Oldenburg, starb am 10. Oktbr. 1867. — Poetische Erzählungen (Hofers Tod. IV. 148. Der Trompeter an der Katzbach. V. 67.), Lieder (Frühlingslied. V. 126.).

Robert Eduard Prutz,

geb. den 30. Mai 1816 zu Stettin, studirte Philologie und Geschichte zu Berlin, Breslau und Halle, lebte von 1841 an in Jena, ward 1843 wegen seiner politischen Ansichten aus Sachsen-Weimar verwiesen, 1849 Prof. der Literaturgeschichte in Halle, lebt jetzt in Stettin. — Lyrische Gedichte, Sagen (Eine Sage. V. 80.), poetische Erzählungen (Der Räuber und das Crucifix. VI.), historische Dramen, literaturhistorische Schriften.

---

133. Der Räuber.

Auf dem öden Scheidewege,
Hinterm hohen Crucifixe,
Stand der Räuber listig lauernd,
In der Hand den blanken Säbel
Und die Büchse scharf geladen.
Denn den Kaufmann wollt' er fangen,
Der mit Geldes reicher Fülle,
Mit Gewändern, edlen Weinen
Von dem Markte heut zurückkehrt.

Schon hinunter sank die Sonne,
Und der Mond tritt durch die Wolken,
Und der Räuber steht erwartend
Hinterm hohen Crucifixe.

Horch, da tönt's wie Engelstimmen:
Leise Seufzer, laute Bitten
Kommen hell wie Abendglocken
Durch die stille Luft getragen;
Süß mit ungewohnten Tönen
Stiehlt Gebet sich in sein Ohr,
Und er steht und lauscht begierig.

„O du Schirmvogt der Verlass'nen!
O du Hüter der Verlornen!
Neig', o neig' dein himmlisch Antlitz,
Sonnenhelle, selig lächelnd,
Nieder auf uns arme Kleine!
Breit', o breit' die lieben Arme,
Die du ausgespannt am Kreuze,
Wie zween Flüglein um den Vater,
Daß kein Sturm den Pfad zerwühle,
Daß sein gutes Roß nicht strauchle,
Nicht der Räuber, stumm und lauernd,
In der Waldschlucht ihn entdecke!
O du Schirmvogt der Verlass'nen,
O du Hüter der Verlornen,
Führ' uns heim den guten Vater!" —

Und der Räuber hört es Alles
Hinterm hohen Crucifixe.

Drauf der Kleinste, sich bekreuzend,
Fromm die zarten Hände faltend:
„Lieber Christe!" lallt er kindisch,
„Ja, ich weiß, du bist allmächtig,
Sitzend auf des Himmels Thronen
Unter Sternen, glänzend goldnen,
Unter Englein, lieblich lust'gen,
Wie die Mutter mir's erzählt hat:
O sei gnädig, lieber Christe!
Gieb den Räubern, den verwegnen,
Brod gieb ihnen, Brod in Fülle,
Daß sie nicht zu plündern brauchen

Noch zu morden unsern Vater!
Wüßt ich, wo ein Räuber wäre,
Wollt ich ihm dies Kettlein geben,
Dieses Kreuz und diesen Gürtel,
Sprechend: Lieber, lieber Räuber,
Nimm hier Kettlein, Kreuz und Gürtel,
Daß du nicht zu plündern brauchest
Noch zu morden unsern Vater!"

Und der Räuber hört es Alles
Hinterm hohen Crucifixe.

Und von ferne hört er's nahen:
Rosse schnauben, Räder rollen,
Langsam greift er nach dem Säbel,
Langsam faßt er nach der Büchse,
Und so steht er lange sinnend
Hinterm hohen Crucifixe.

Niederknieen noch die Kinder:
„O du Schirmvogt der Verlass'nen!
O du Hüter der Verlornen!
Führ' uns heim den guten Vater!"

Und der Vater kommt gefahren,
Wohlbehalten, ungefährdet,
Schließt die Kinder an den Busen,
Selig Stammeln, süße Küsse —

Und kein Räuber ward gesehen!
Nur den blanken Säbel fand man,
Fand die Büchse, scharf geladen,
Hinterm hohen Crucifixe;
Beide waren ihm entsunken.

Ferdinand Freiligrath,

geb. den 17. Juni 1810 zu Detmold, wurde für den Kaufmannsstand bestimmt, gab 1839 die Laufbahn auf, erhielt 1842 ein Jahrgehalt vom König von Preußen, und wohnte nun zu St. Goar, verzichtete 1845 hierauf, betheiligte sich bei den politischen Vorgängen 1848, und mußte nach London flüchten, wo er noch lebt. — Poetische Erzählungen (Aus dem schlesischen Gebirge IV. 55.), Lieder (O lieb', so lang' du lieben kannst. VI.), Naturschilderungen (Löwenritt. V. 9. Die Steppe. V. 36. Die Tanne. VI.).

---

134. Die Tanne.

1.

1. Auf des Berges höchster Spitze
Steht die Tanne, schlank und grün;
Durch der Felswand tiefste Ritze
Läßt sie ihre Wurzeln ziehn;

2. Nach den höchsten Wolkenbällen
Läßt sie ihre Wipfel schweifen,
Als ob sie die vogelschnellen
Mit den Armen wollte greifen.

3. Ja, der Wolken vielgestalt'ge
Streifen, flatternd und zerrissen,
Sind der Edeltann' gewalt'ge,
Regenschwang're Nadelkissen.

4. Tief in ihren Wurzelknollen,
In den faserigen, braunen,
Winzig klein, und reich an tollen
Launen, wohnen die Alraunen,

5. Die des Berges Grund befahren
Ohne Eimer, ohne Leitern,
Und in seinen wunderbaren
Schachten die Metalle läutern.

6. Wirr läßt sie hinunterhangen
Ihre Wurzeln in's Gewölbe!
Diamanten sieht sie prangen
Und des Goldes Gluth, die gelbe.

7. Aber oben mit den dunkeln
Aesten sieht sie schön'res Leben;
Sieht durch Laub die Sonne funkeln,
Und belauscht des Geistes Weben,

8. Der in diesen stillen Bergen
Regiment und Ordnung hält,
Und mit seinen klugen Zwergen
Alles leitet und bestellt,

9. Oft zur Zeit der Sonnenwenden
Nächtlich ihr vorübersaus't,
Eine Wildschur um die Lenden,
Eine Kiefer in der Faust.

10. Sie vernimmt mit leisen Ohren,
Wie die Vögel sich besprechen;
Keine Silbe geht verloren
Des Gemurmels in den Bächen.

11. Offen liegt vor ihr der stille
Haushalt da der wilden Thiere.
Welcher Friede, welche Fülle
In dem schattigen Reviere!

12. Menschen fern; — nur Rothwildstapfen
Auf dem moosbewachs'nen Boden! —
O, wohl magst du deine Zapfen
Freudig schütteln in die Loden!

13. O, wohl magst du gelben Harzes
Duft'ge Tropfen niedersprengen,
Und dein straffes, grünlichschwarzes
Haar mit Morgenthau behängen!

14. O, wohl magst du lieblich wehen!
O, wohl magst du trotzig rauschen!
Einsam auf des Berges Höhen
Stark und immergrün zu stehen —
Tanne, könnt' ich mit dir tauschen!

2.

1. Inmitten der Fregatte
Hebt sich der starke Mast
Mit Segel, Flagg' und Matte;
Ihn beugt der Jahre Last.

2. Der schaumbedeckten Welle
Klagt zürnend er sein Leid:
„Was hilft mir nun dies helle,
Dies weiße Segelkleid?

3. Was helfen mir die Fahnen,
Die schwanken Leiterstricke?
Ein starkes inn'res Mahnen
Zieht mich zum Forst zurücke.

4. In meinen jungen Jahren
Hat man mich umgehauen;
Das Meer sollt' ich befahren,
Und fremde Länder schauen.

5. Ich habe die See befahren;
Meerkön'ge sah ich thronen;
Mit schwarzen und blonden Haaren
Sah ich die Nationen.

6. Isländisch Moos im Norden
Grüßt' ich auf Felsenspalten;
Mit Palmen auf südlichen Borden
Hab' Zwiesprach ich gehalten.

7. Doch nach dem Heimathberge
Zieht mich ein starker Zug,
Wo ich in's Reich der Zwerge
Die haarigen Wurzeln schlug.

8. O stilles Leben im Walde!
O grüne Einsamkeit!
O blumenreiche Halde!
Wie weit seid ihr, wie weit!"

135. O lieb', so lang' du lieben kannst.

1. O lieb', so lang' du lieben kannst!
O lieb', so lang' du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

2. Und sorge, daß dein Herze glüht,
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang' ihm noch ein ander Herz
In Liebe warm entgegenschlägt!

3. Und wer dir seine Brust erschließt,
O thu' ihm, was du kannst, zu Lieb'!
Und mach' ihm jede Stunde froh,
Und mach' ihm keine Stunde trüb!

4. Und hüte deine Zunge wohl,
Bald ist ein böses Wort gesagt!

O Gott, es war nicht bös gemeint, —
Der Andre aber geht und klagt.

5. O lieb', so lang' du lieben kannst!
O lieb', so lang' du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

6. Dann kniest du nieder an der Gruft,
Und birgst die Augen, trüb und naß,
— Sie sehn den Andern nimmermehr —
In's lange, feuchte Kirchhofgras.

7. Und sprichst: O schau auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint!
Vergieb, daß ich gekränkt dich hab',
O Gott, es war nicht bös gemeint!

8. Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh umfängst;
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: Ich vergab dir längst!

9. Er that's, vergab dir lange schon,
Doch manche heiße Thräne fiel
Um dich und um dein herbes Wort;
Doch still — er ruht, er ist am Ziel!

10. O lieb', so lang' du lieben kannst!
O lieb', so lang' du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

Emanuel Geibel,

geb. den 18. Oktober 1815 zu Lübeck, studirte zu Bonn und Berlin Philologie und schöne Literatur, ging 1838 nach Athen (als Erzieher beim russischen Gesandten), kehrte 1840 wieder zurück, lebte dann nach einander an verschiedenen Orten, erhielt von 1843 an ein Jahrgehalt vom König von Preußen, folgte 1852 einem Rufe des Königs von Baiern als Professor der Aesthetik an die Universität München. — Lieder (Herbstlied. IV. 185. Gebet. IV. 119. Ostermorgen. IV. 180. Thürmerlied. VI. Morgenwanderung V. 121.), Naturschilderungen (Sanssouçi. VI.).

---

136. Sanssouçi.

1. Dies ist der Königspark. Rings Bäume, Blumen, Vasen;
Sieh', wie in's Muschelhorn die Steintritonen blasen!

Die Nymphe spiegelt klar sich in des Beckens Schoß;
Sieh' hier der Flora Bild in hoher Rosen Mitten,
Die Laubengänge sieh', so regelrecht geschnitten,
Als wären's Verse Boileau's.

2. Vorbei am luft'gen Haus voll fremder Vogelstimmen
Laß uns den Hang empor zu den Terrassen klimmen,
Die der Orange Wuchs umkränzt mit falbem Grün!
Dort oben ragt, wo frisch sich Tann' und Buche mischen,
Das schmucklos heitre Schloß mit breiten Fensternischen,
Darin des Abends Feuer glühn.

3. Dort lehnt ein Mann im Stuhl; sein Haupt ist vorgesunken,
Sein blaues Auge sinnt, und oft in hellen Funken
Entzündet sich's; so sprüht aus dunkler Luft ein Blitz;
Ein dreigespitzter Hut bedeckt der Schläfe Weichen,
Sein Krückstock irrt im Sand und schreibt verworr'ne Zeichen —
Nicht irrst du, das ist König Fritz.

4. Er sitzt und sinnt und schreibt. Kannst du sein Brüten deuten?
Denkt er an Kunersdorf, an Roßbach oder Leuthen,
An Hochkirchs Nacht, durchglüht von Flammen hundertfach?
Wie sie so roth geglänzt am Lauf der Feldkanonen,
Indeß die Reiterei mit rasselnden Schwadronen
Der Grenadiere Viereck brach.

5. Schwebt ein Gesetz ihm vor, mit dem er weis' und milde
Sein schlachterstarktes Volk zu schöner Menschheit bilde,
Ein Friedensgruß, wo jüngst die Kriegespauke scholl?
Ersinnt er einen Reim, der seinen Sieg verkläre,
Oder ein Epigramm, mit dem bei Tisch Voltaire,
Der Schalk, gezüchtigt werden soll?

6. Vielleicht auch treten ihm die Bilder nah, die alten,
Da er im Mondenlicht in seines Schlafrocks Falten
Die sanfte Flöt' ergriff, des Vaters Aergerniß;
Des treuen Freundes Geist will er herauf beschwören,
Dem — ach, um ihn, — das Blei aus sieben Feuerröhren
Die kühne Jünglingsbrust zerriß.

7. Träumt in die Zukunft er? Zeigt ihm den immer vollern,
Den immer kühnern Flug des Aars von Hohenzollern,
Der schon den Doppelaar gebändigt, ein Gesicht?
Gedenkt er, wie dereinst ganz Deutschland hoffend lausche
Und bangend, wenn daher sein schwarzer Fittich rausche? —
O nein, das Alles ist es nicht.

8. Er murrt: „O Schmerz, als Held gesandt sein einem Volke,
Dem nie der Muse Bild erschien auf goldner Wolke!

August sein auf dem Thron, wenn kein Horaz ihm singt!
Was hilft's, vom fremden Schwan die weißen Federn borgen!
Und doch, was bleibt uns sonst? — Erschein', erschein', o Morgen,
Der uns den Götterliebling bringt!"

9. Er spricht's und ahnet nicht, daß jene Morgenröthe
Den Horizont schon küßt, daß schon der junge Göthe
Mit seiner Rechten fast den vollen Kranz berührt,
Er, der das scheue Kind, noch roth von süßem Schrecken,
Die deutsche Poesie, aus welschen Taxushecken
Zum freien Dichterwalde führt.

137. Thürmerlied.

1. Wachet auf! ruft euch die Stimme
Des Wächters von der hohen Zinne,
Wach' auf, du weites deutsches Land!
Die ihr an der Donau hauset,
Und wo der Rhein durch Felsen brauset,
Und wo sich thürmt der Düne Sand,
Habt Wacht am Heimathsherd,
In treuer Hand das Schwert,
Jede Stunde!
Zu scharfem Streit
Macht euch bereit!
Der Tag des Kampfes ist nicht weit.

2. Hört ihr's dumpf im Osten klingen?
Er möcht' euch gar zu gern verschlingen,
Der Geier, der nach Beute kreist.
Hört im Westen ihr die Schlange?
Sie möchte mit Sirenensange
Vergiften euch den frommen Geist.
Schon naht des Geiers Flug,
Schon birgt die Schlange klug
Sich zum Sprunge;
D'rum haltet Wacht
Um Mitternacht
Und wetzt die Schwerter für die Schlacht.

3. Reiniget euch in Gebeten,
Auf daß ihr vor den Herrn könnt treten,
Wenn er um euer Werk euch frägt;
Keusch im Lieben, fest im Glauben,
Laßt euch den treuen Muth nicht rauben,
Seid einig, da die Stunde schlägt!

Das Kreuz sei eure Zier,
Eu'r Helmbusch und Panier
In den Schlachten.
Wer in dem Feld
Zu Gott sich hält,
Der hat allein sich wohl gestellt.

4. Sieh' herab vom Himmel droben,
Herr, den der Engel Zungen loben,
Sei gnädig diesem deutschen Land.
Donnernd aus der Feuerwolke
Sprich zu den Fürsten, sprich zum Volke!
Vereine sie mit starker Hand!
Sei du uns Fels und Burg,
Du führst uns wohl hindurch. —
Halleluja!
Denn dein ist heut
Und alle Zeit
Das Reich, die Kraft, die Herrlichkeit.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 064422451